Der

Triumph Pius' IX.

in den

Prüfungen von 1848 bis 1867

von

P. Huguet.

Ich glaube, daß die größte, die ruhigste und mächtigste Erscheinung unseres Jahrhunderts, das sich gegen die Kirche Jesu Christi verschworen hat, die Gestalt Pius' IX., des Pabst-Königs, ist.

L. Veuillot.

Mit Autorisation des Verfassers in's Deutsche übersetzt.

Schaffhausen.

Fr. Hurter'sche Buchhandlung.

1868.

Triumph Pius' IX.

Der
Triumph Pius' IX.

in den

Prüfungen von 1848 bis 1867

von

P. Huguet.

Ich glaube, daß die größte, die ruhigste und mächtigste Erscheinung unseres Jahrhunderts, das sich gegen die Kirche Jesu Christi verschworen hat, die Gestalt Pius' IX., des Pabst-Königs, ist. — L. Veuillot.

Mit Autorisation des Verfassers in's Deutsche übersetzt.

Schaffhausen.
Fr. Hurter'sche Buchhandlung.
1868.

Inhaltsverzeichniß.

I.

II.

III.

Castelfidardo und Ankona.

IV.

Feste und Ovationen.

V.

Die Ergebenheit gegen Pius IX. nimmt nicht ab.

I.

Pius IX. in der Verbannung und seine Rückkehr nach Rom.

Vorliegende bescheidene Blätter wollen den Beweis liefern, daß Pius IX., trotz der unerhörten Anstrengungen seiner Feinde, in allen Classen der menschlichen Gesellschaft viele ihm treu ergebene Kinder zählt, die stets bereit sind, dem Stellvertreter Jesu Christi nicht nur ihr Geld und Gut, sondern auch ihr Leben zum Opfer zu bringen.

Um diesen Beweis zu führen, wählen wir vorzugsweise den Abschnitt seiner Regierung, wo Pius IX., ein Opfer der Verschwörungen und Unruhen, welche die Geheimbündler mit Hilfe der Flüchtlinge und Revolutionäre aus aller Herren Länder anstifteten, seine Staaten verlassen mußte. Die gewöhnlichen Könige sind wie die aufgehende Sonne: es fehlt ihnen nicht an Anbetern, die ihnen sich zu Füßen legen und den Hof machen, so lange sie irgend welche Gnaden von ihnen zu hoffen haben; wenn aber ein politischer Sturm, eine plötzliche Revolution sie vom Throne stürzt, dann wird es leer um sie herum, und nur wenige Getreue folgen ihnen in die Verbannung.

Pius IX. dagegen war niemals ein Gegenstand größerer Verehrung, Hochachtung und Liebe, als in den Tagen der Leiden und Verfolgungen. Aus allen Gegenden der Welt, selbst von den fernsten Inseln des Oceans, kamen ihm mit dem Heller der Armen

Betheuerungen der Liebe, Treue und Unterwürfigkeit zu. Sie sind zu einer großen und interessanten Sammlung angewachsen und werden unserer Zeit, die sonst von so viel Treulosigkeit und Verrath zu erzählen weiß, zur höchsten Ehre gereichen.

Seelenruhe Pius IX. zur Zeit des Sturmes.

Wie ehrfurchtsvoll und staunend blickte das Volk zu den Tugenden Pius IX. empor! Wie dankbar waren sie für seine Wohlthaten! Wie so voll aufrichtiger, man könnte fast sagen leidenschaftlicher Liebe jubelten sie ihm entgegen! Aber es waren auch Schlangenherzen und Schlangenzungen darunter, die ihm schmeichelten, um ihn zu verderben; im Geheimen setzten sie alle Mittel in Bewegung, um sämmtliche italienische Fürsten zu stürzen; auf diesem Wege wollten sie im alten Rom die Republik wieder herstellen, die schon seit 18 Jahrhunderten aufgehört hatte. So lange nun diese Schreckensmänner, einem zweischneidigen Schwerte gleich, in den Wohlthaten Pius IX. das rechte Mittel zur Erreichung ihres Zweckes fanden, leisteten sie die ihm schuldige Unterwürfigkeit mit heuchlerischer Kriecherei; als aber der Geist der Weisheit die Rathschläge des hl. Vaters zur Reife brachte, als seine Gnadenerweisungen sich in die Grenzen einer klugen und wohlgeordneten Freigebigkeit zurückzogen, kehrten sie ihre Tollkühnheit und Frechheit hervor, überließen sich dem Drange ihrer zügellosen Neigungen und schwuren der Regierung und den Ministern Pius IX. den Untergang.

Der erste von diesen, Pellegrino Rossi, ward auch das erste Opfer ihrer schwarzen Anschläge; als er sich eines Tages in das römische Parlament begab, umringten ihn die Verschworenen, und in dem Augenblicke, wo er die ersten Treppen hinanstieg, versetzte ihm einer von ihnen einen Dolchstich, der ihn todt niederstreckte.

Am andern Tag durchzog ein Haufe Gesindels mit den Mördern die Straßen der ewigen Stadt; sie steckten Fahnen auf, schwenkten Waffen, sangen blutdürstige Lieder und brüllten mit schauerlicher Wuth:

„Gesegnet sei die Hand,
Die Rossi mit dem Dolche traf!"

Mitten in diesem Kampf der entfesselten Elemente war der hl. Vater so ruhig, wie wenn es sich um die Entgegennahme von Huldigungen getreuer Unterthanen handeln würde. Die Ruhe seines Geistes, die Heiterkeit seiner Seele verließen ihn nicht einen einzigen Augenblick. An der Thüre seines Oratoriums stehend, wohin er sich zuweilen zurückzog, um zu den Füßen des Gekreuzigten Rath und Hilfe zu suchen, unterhielt er sich in aller Seelenruhe mit den Gesandten, welche, wie sie sagten, herbeigeeilt waren, um die geheiligte Person des Stellvertreters Jesu Christi mit ihren Leibern, wie mit einem schirmenden Wall zu umgeben.

Mittags 12 Uhr verabschiedete sich Pius IX. von den Gesandten, welche ihn zum Verbleiben unter ihnen veranlassen wollten; es war dies die Stunde, wo er für die ganze Christenheit sein Gebet vor Gott auszuschütten pflegte. Kaum hatte er das diplomatische Corps verlassen, als man Schüsse hörte, die einen seiner Hausprälaten, Mgr. Palma, trafen und leblos niederstreckten. Als er hierauf wieder kam, sagte er mit der Ruhe des Gerechten zu den Anwesenden: „Sehet, wie nothwendig ich beten muß! Ach, ich bete für sie!" Sodann entfernte er sich abermals, indem er das Crucifix an sein Herz drückte.

Ein Verbrechen zieht andere nach sich. Es schien, als hätten die Mörder Rossis und Mgr. Palmas nur ein Probestück ihrer mörderischen Wuth ablegen wollen; denn schon ließen sich unter dem blutdürstigen Geschrei, das Rom erfüllte und die Lüfte verpestete, dumpf die schrecklichen Worte vernehmen: „Gibt der Pabst

nicht nach, so ist er ein Kind des Todes; wir werden ihn ermorden in den Armen des ewigen Vaters.

Einer der Hauptanstifter des Aufstandes, einer von den Amnestirten, war beauftragt, die Forderungen der Verschwörer dem hl. Vater zu überbringen. Pius IX. antwortete mit Würde, antwortete als König, er lasse sich von seinen Unterthanen kein Gesetz vorschreiben. Diese Antwort hatten sie erwartet, um das ungerechte Trauerspiel ganz zu Ende führen zu können; die Wuth der Aufrührer erhielt dadurch neue Nahrung. Tobend drängten sie sich gegen den Quirinalpalast; eine Kanone wurde gegen den Haupteingang desselben gerichtet; Leitern wurden an die Mauer gestellt, sie zu ersteigen, und Feuer an eines der Thore gelegt. Da man vermuthete, der Pabst würde auf den Balkon treten, von wo aus er schon so oft das undankbare Volk gesegnet hatte, stellte sich ein Mörder hinter der Statue des Pollux auf und legte den Karabiner an, um auf den Pabst zu schießen, sobald er sich zeigen würde. Aber der Engel der Kirche ersparte der Erde den entsetzlichen Vatermord; es war ja schon Schande genug für sie, daß nur der Gedanke daran gefaßt und die Vorbereitung dazu getroffen wurde: Pius IX. erschien auf Eingebung und Leitung dieses Engels nicht. Mit von Schmerz zerrissenem Herzen ob des blutigen Kampfes, der zwischen den Vertheidigern seines Palastes und dem meuterischen Volk losbrach, suchte er in sich selber nach Mitteln, dem Blutvergießen Einhalt zu thun. Mit ruhiger Majestät erhob er sich in der Gruppe der ihn umstehenden Gesandten und sprach zu ihnen: „Sie sehen, meine Herren, die freche Gewalt, die mir meine rebellischen Unterthanen anthun; gezwungen bloß gebe ich den ungerechten Forderungen nach, um größeres Blutvergießen zu verhüten.“ Nachdem er noch beigefügt hatte, daß er von diesem Augenblicke an aufhöre, an den Acten der Regierung irgend wie Antheil zu nehmen, und daß er den Gebrauch seines Namens und

der gewöhnlichen Formeln verbiete, mußte der unglückliche Pabst auf Vorkehrungen gegen die ihm von Stunde zu Stunde näher rückende, drohende Gefahr Bedacht nehmen.

Gott wacht über Pius IX.

Am 24. November, gegen 5 Uhr Abends, so war es mit dem Grafen von Spaur verabredet, fuhr Herzog von Harcourt in seinem Gesandtschaftswagen zur Audienz an dem Quirinal vor. Obgleich sein Audienzbrief vollkommen in Ordnung war, machten gleichwohl die „Ehrenwachen", d. h. die Gefängnißwächter Pius IX. Schwierigkeiten und wollten ihn nicht einlassen; bis er laut und ernstlich mit ihnen im Namen Frankreichs redete. Sobald der Pabst den Herzog eintreten sah, legte er seine gewöhnlichen Gewänder ab und zog die schwarze Priestersoutane an, jenes Gewand, das er als junger Levit mit so großer Unschuld und Ehre getragen. Die Purpurstola und die weiße Soutane küßte er und legte sie zu den Füßen eines Crucifixes nieder. Von einem treuen Diener geleitet, ging er durch viele finstere und schweigsame Gänge hindurch und beeilte sich, durch eine verborgene Thüre zu dem Wagen des bayrischen Gesandten zu gelangen, der zu seiner Aufnahme und Wegführung bereit stand.

Die Suppe, welche er zu dieser Stunde zu nehmen pflegte, wurde wie gewöhnlich herbeigebracht und die leere Schüssel an den Nationalgarden, welche im Vorzimmer Wache hielten, vorübergetragen. Nach einem heißen Gebete, das der hl. Vater auf den Knien verrichtet hatte, verließ er das Gemach durch eine Thüre, welche in unbewohnte Zimmer führte, und gelangte an das sogenannte Schweizerthor. Aber wer weiß, wie viele Jahre dieses Thor nicht mehr war aufgeschlossen worden.

Herzog von Harcourt, der im Zimmer, welches der Pabst soeben verlassen hatte, zurückgeblieben war, las laut, damit die Wächter des hl. Vaters keinen Verdacht schöpfen sollten. Auf einmal hört er in dem geheimen Gang ein Geräusch; er zittert bei dem Gedanken, der hl. Vater möchte entdeckt worden sein. Da erscheint dieser, ein Kerzenlicht in der Hand, und erklärt, das alte Schweizerthor hätte trotz allen Anstrengungen nicht geöffnet werden können. Während dieser Verlegenheit kam ein anderer Vertrauter, Truchseß Filippani, in aller Eile herein und meldete, es sei endlich gelungen, die verhängnißvolle Thüre aufzumachen. Nun wurde der Weg aufs neue dieser Thüre zu angetreten und sie, als der Pabst draußen war, offen gelassen, weil sie ebenso schwer zu schließen als zu öffnen war.

Fast hätte dieser Zwischenfall das ganze Unternehmen vereitelt. Denn ein geschäftiger Kleinigkeitskrämer von einer früher in Rom häufigen Sorte, der zufällig über den Corridor ging und die Thüre offen sah, wollte als dienstthuender Kammerherr durchaus den Grund dieser Neuerung wissen, und begann schon den guten Grafen Gabriel Mastai, des Pabstes älteren Bruder, mit lärmenden Fragen in Betreff der Thüre zu bestürmen. Glücklicherweise entstand weiter nichts daraus, und der Pabst, von seinem treuen Truchseß begleitet, verließ ungehindert und in aller Sicherheit den Palast durch das große Thor, mitten zwischen den daran postirten zahlreichen Wachen und Bürgergardisten hindurch fahrend, die ihn nicht einmal ansahen, geschweige daran dachten, daß er der Pabst sei.

So verließ Pius IX. den Quirinal, aus welchem 39 Jahre früher ein anderer hochherziger Pius, nämlich Pius VII. von den Franzosen in Gefangenschaft weggeführt worden war. Damals, es war das Jahr 1809, hatte Johannes Mastai eben die Tonsur in Rom erhalten. Er sah die Wegführung Pius VII., der schon

lange wie Pius VI., aber nur auf eine klugere Weise, gequält worden war. Der Oheim des Johannes Mastai, ein treuer Priester, mußte Rom verlassen. Mastai zog sich zu seinem Vater zurück und blieb bis zur Rückkehr Pius VII. in seiner Geburtsstadt. Diesen Triumph sah er in Sinigaglia, wo er dem siegreichen Lamme vorgestellt wurde, und in Rom, wohin er sich eilends begab, um seine theologischen Studien fortzusetzen. Es war auf dem Platz del Populo, als der Gefangene von Fontainebleau wieder von seiner Hauptstadt Besitz nahm; er sah die Begeisterung des nach langen Kämpfen und Leiden befreiten Volkes. Als Flüchtling mußte Pius IX. den Quirinal verlassen; aber er wußte, wie Gott seinen Stellvertreter im Triumph in die ewige Stadt zurückführt.

Gefahren der Flucht.

Die Gefahren der Flucht begannen für Pius IX. schon am Fuße des Quirinals. Einer von den Palastdienern, welche ihn begleiteten, knieete nach vorgeschriebenem Brauche, als er die Wagenthüre öffnete und den Tritt herabließ, unachtsamerweise nieder. Der Pabst jedoch sprach einsteigend zu ihm: „Was machst Du da? Steh auf, daß Dich die Wache nicht sieht.“

Der Wagen fuhr durch abgelegene Straßen, wo er den Grafen Spaur aufnahm. Als er an dem Thore San Giovanni angekommen war, trat die Wache vor: „Wer da?“ — „Der bayerische Gesandte.“ — „Wohin?“ — „Nach Albano.“ — „Passiere!“ Und der Pabst befand sich außerhalb Roms; er wandte sich um, betrachtete es, seufzte tief und setzte schweigend den Weg nach den albanischen Hügeln fort. Doch der Erzengel, der ihn begleitete, und in Gott die künftigen Schicksale las, die über dem Haupte des obersten Hirten schwebten, erschauete, daß nach andert-

halb Jahren durch eben dieses Thor, derjenige, den er jetzt allein und flüchtig sah, in herrlicherem Triumphe zurückkehren werde, als es bei der Rückkehr eines Pabstes nach Rom jemals der Fall gewesen.

Aber während der glückliche Himmelsbewohner diesen Triumph in Ruhe betrachten konnte, ging er, der unglückliche Pabst, der sich jetzt als Flüchtling im Thale von Arricia auf der Hauptstraße nach Neapel befand, neuen, großen Gefahren entgegen.

Er war mit dem Grafen ausgestiegen, um bei einer Quelle neben der Straße, ganz nahe bei dem Heiligenbilde Galloros, auf die Familie desselben zu warten. Kaum hatten sie einige Schritte gethan, da kamen fünf Carabinieri, welche hier die Runde machten. Sie hatten die beiden Reisenden kaum erblickt, als sie dieselben fragten, wer sie seien. Der Graf erwiederte: „Ich bin Graf Spaur, der bayerische Gesandte, gehe in Geschäften meines Königs nach Neapel und erwarte jetzt den Reisewagen meiner Familie.“ Die Carabinieri sagten zwar, die Wege seien sicher, erboten sich aber demungeachtet, ihn zu begleiten. Er dankte ihnen, ohne weiter zu gehen. Der Pabst hatte sich an das Geländer, das am Rande des Grabens hinlief, angelehnt, stand mit ruhiger Miene da und wartete.

Endlich langte der sechsspännige Wagen der Gräfin an, die nicht wenig erschrack, als sie den Pabst und ihren Gatten von Carabinieren umgeben sah und nicht wußte, was sie davon denken sollte; und da ein Carabinieri, mit den Ellbogen auf das Geländer gestützt, in der Nähe des Pabstes stand, fiel sie vor Angst fast in Ohnmacht. Sie faßte sich jedoch und richtete an den hl. Vater die verabredete Ansprache: „Doctor! steigt rasch in diesen Wagen; denn bei Nacht reise ich nicht gerne.“

So fuhren sie ab. Es war zehn Uhr Abends. Im Wagen saß die Gräfin zur Rechten, ihr gegenüber ihr Sohn Maximilian;

zur Linken saß der Pabst und gegenüber Maximilians Hofmeister, der Priester Sebastian Liebl. Erst herrschte lange Zeit tiefe Stille, sie wagten vor Ehrfurcht kaum zu athmen. Die Beklemmung des Herzens, sich in so unmittelbarer Nähe des Statthalters Jesu Christi zu sehen, preßte ihnen Schweiß aus. Doch da brach der Pabst das Schweigen, indem er sagte: „Muth! ich trage hier am Halse das allerheiligste Sacrament, und zwar in dem nämlichen Gefäße, worin Pius VI. es trug, als er, seinem Schafstalle entrissen, nach Frankreich geschleppt wurde. Christus ist bei uns, Christus wird unser Schild, unser Schutz und Heil sein.“ (Bresciani, Jude von Verona.)

Aber noch waren nicht alle Gefahren der traurigen Reise überstanden. Kaum hatte der erlauchte Flüchtling das neapolitanische Gebiet betreten, als durch die schnelle Fahrt ein Vorderrad sich entzündete. Es mußte Halt gemacht werden, um Wasser darauf zu gießen und die Naben zu schmieren. Mehrere Leute lockte die Neugierde herbei; zwischen zwei von ihnen, die den Pabst scharf ansahen, entspann sich folgendes Gespräch: „Es scheint mir ganz der Pabst zu sein.“ — „Wie? Du träumst.“ — „Und ich sage Dir, es ist der Pabst. Habe ich ihn nicht hundertmal gesehen, so habe ich ihn nie gesehen.“

So sprachen sie; aber der dem hl. Apostel Petrus einen Engel in sein Gefängniß vom Himmel herabgeschickt hatte, ihn von seinen Ketten zu befreien und frisch und gesund in die Arme der Gläubigen zurückzuführen, er wachte über dessen Nachfolger und wollte, daß Pius IX. zur Schande für seine Verfolger glücklich an den Ort der Verbannung gelange, den er sich zum Voraus gewählt hatte.

Es war 9½ Uhr Morgens, als der hl. Vater in Mola di Gaëta anlangte. Nachdem er der göttlichen Vorsehung für den wunderbaren Schutz, den er erfahren, gedacht hatte, wollte er vor allem an den König von Neapel schreiben, um ihn von seiner An=

kunft in dessen Staaten in Kenntniß zu setzen. Er beauftragte den Grafen Spaur, seinen zweiten Retter, mit der Ueberbringung des Briefs, und machte sich selber auf den Weg nach Gaëta, wo er in einem kleinen, überaus bescheidenen Gasthause, Giardinetto genannt, abstieg. Er wollte in Begleitung des Kardinals Antonelli, seines getreuen und muthigen Ministers, in den bischöflichen Palast gehen und den Bischof in das Geheimniß einweihen; aber unglücklicherweise war der Prälat abwesend, und der Diener des Hauses wies den hohen Besuch ab. Es schien, als wollte die Vorsehung, um die Welt die Größe ihres Verbrechens desto besser fühlen zu lassen, absichtlich die Majestät der Tiara bis zu solchem Elend erniedrigen; denn am andern Tage, es war ein Sonntag, konnte der hl. Vater, um durch seine Person kein Aufsehen zu erregen, nicht einmal der hl. Messe beiwohnen, eine Entbehrung, die sein Herz so bitter empfand, daß er einen Augenblick entschlossen war, auf einer Commode in seinem Zimmer das heiligste Opfer zu feiern. Es würde wie ein Beispiel aus den Zeiten der grausamsten Verfolgung gewesen sein, den Statthalter Christi, kraft der von Gott ihm übertragenen höchsten Gewalt, in seiner Kirche das allerheiligste Opfer darbringen zu sehen ohne heilige Gewänder, ohne Altar, ohne Lichter, ohne Meßbuch, mit einem Trinkglase statt eines Kelchs und, wie die Griechen, mit gesäuertem Brode. So weit war es mit der Kirche gekommen, daß ein Pabst in der Mitte des 19. Jahrhunderts, bei voller Freiheit des katholischen Cultus, beinahe that, was die Päbste Linus, Clemens und Cletus beim furchtbarsten Drange der Verfolgungen der allergrausamsten Cäsaren in den Katakomben thaten.

Pius IX. in Gaëta.

Im Jahre 1848 wurde König Louis Philipp vom Throne gestoßen und floh in die Verbannung: Europa nahm die Nachricht davon gleichgiltig hin. Der Kaiser von Oesterreich wurde aus seiner Hauptstadt gejagt und suchte in den Tyroler Bergen eine Zufluchtsstätte: Europa kümmerte sich nichts darum. Italienische und deutsche Fürsten verloren durch die Revolution ihre Kronen: Europa gerieth darob nicht in Bewegung. Als aber der römische Pabst gezwungen ward, Rom zu verlassen und aus seinem Reiche, das er seit zwei Jahren mit seinen Wohlthaten und Segnungen überschüttet hatte, als Flüchtling fortzueilen: da gerieth die Welt in Aufregung, die Diplomatie in Bewegung und jede Macht von einiger Wichtigkeit suchte nach Mitteln, durch welche dieses Uebel geheilt werden könnte. Warum das? Warum herrschte so große Gleichgiltigkeit gegen mächtige Fürsten, welche Tags zuvor noch Staaten ersten Ranges regierten, und so große Besorgniß wegen des armen Fischers, der dem hl. Petrus nachfolgte? Die europäische Gesellschaft, die Welt bedarf, um zu leben, weder des Kaisers von Oesterreich noch des Königs der Franzosen; im Ganzen der großen Völkerfamilie ist es einerlei, ob Frankreich eine Republik, eine gemäßigte oder absolute Monarchie ist, oder ob der Kaiser von Oesterreich in Wien oder in Innsbruck residirt; aber daran ist es allen Regierungen, seien sie katholisch oder nicht, wesentlich gelegen, daß der Pabst da sei, und daß er nicht nur das geistliche Oberhaupt der Kirche, sondern auch weltlicher Fürst, Fürst in Italien, Fürst in Rom sei. Diese Souveränetät ist das Werk der Jahrhunderte. Die Jahrhunderte haben sie gemacht, und sie thaten gut daran, wie Napoleon I. sagte, und Niemand kann sie vernichten, selbst die nicht, welche sie gemacht haben. Weder Karl der Große noch die Kaiser alle, welche zur Errichtung

der weltlichen Macht der Päbste beitrugen, wären im Stande, dieses Gebäude zu zerstören, wozu sie die Grundsteine selber legten.

In seiner Consistorialallocution den 20. April 1849 in Gaëta, konnte Pius IX. nicht umhin, zu den Kardinälen von dem besonderen Troste zu sprechen, den er aus allen Kundgebungen schöpfte, welche ihm von überall her zugingen, selbst von Denen, welche mit ihm durch das Band der Liebe nicht vereinigt waren.

Marseille wollte den Pabst in seinen Mauern haben. Der Bischof dieser Stadt schrieb an den hl. Vater: „Frankreich würde vor Freude aufjubeln und seine Bewohner würden es für gesegnet von Gott halten in dem Augenblick, wo Du an seinen Ufern landetest.“ Und der Fürst von Chimay sprach zu Pius IX.: „Ich weiß es, das edle Frankreich würde sich glücklich schätzen, wenn es Ihnen den Palast seiner alten Könige anbieten könnte; sollten aber die Umstände es fügen, daß Sie der Ruhe und Einsamkeit eines bescheideneren Wohnsitzes den Vorzug geben, so bitte ich Sie, über das Schloß von Menars als über Ihr Eigenthum zu verfügen.“

Aehnliche Anerbietungen kamen dem Pabst von allen Seiten zu. Es gibt keine Gegend der Welt, und wäre sie auch noch so ferne, die dem hl. Vater keine Beileidsbezeugung geschickt hätte.

Den 1. Dezember, während die Nationalversammlung das Budget des Marineministeriums discutirte, kam eine Depesche mit der Nachricht, der Pabst begebe sich nach Frankreich. Sogleich setzte M. Vivieu die Versammlung in Kenntniß, daß der Cultusminister zum Empfange des hl. Vaters nach Marseille abgehen werde. Man schickt unmittelbar Botschafter an die Kardinäle Bonald und Dupont. Die Versammlung klatscht Beifall. Ein Abgeordneter, M. Parisis, besteigt die Tribüne und sagt: „Meine Herren! seien Sie gesegnet im Namen Frankreichs und der ganzen katholischen Welt.“ Da erschallt ein neues Beifallsrufen in der

Versammlung; sie will acht Tage lang ihre Sitzungen aussetzen, damit eine größere Zahl von Abgeordneten dem edlen Verbannten entgegen gehen könne. Der Erzbischof von Nicäa, der päbstliche Nuntius, bezeugt, von diesen Gesinnungen der Nationalversammlung tief gerührt, dem Präsident in einem Brief seine Dankbarkeit dafür. Und der Präsident, M. Armand Marast, antwortet dem Nuntius: „Die Republik, welche die alten Traditionen nicht vergißt, wird auch den Traditionen treu bleiben, welche zeigten, daß Frankreich große Unglückliche gastfreundlich aufnimmt und voll Verehrung und Ehrfurcht ist gegen die edelsten Tugenden.“ Der Brief des Nuntius und des Präsidenten werden der Versammlung vorgelesen und erregen neue Bewegung, einen neuen Beifallssturm. Ist das nicht ein großer Triumph? Und welcher andere Verbannte hätte solche Gefühle erregen können?

Die Belagerung Roms durch die französische Armee im Jahre 1849.

Von der italienischen Demagogie bedroht, verließ Pius IX. Rom den 26. November 1848. Die katholischen Mächte verabredeten sich, die ewige Stadt nicht der Gewalt der Demokraten zu überlassen.

Die regelmäßige Belagerung Roms begann (4. Juni), und die französische Regierung schickte Verstärkungen, so daß die Armee 25,000 Mann zählte. In Rom herrschte Schrecken. Priester waren ermordet worden, und die Revolutionäre überließen sich ungescheut allen Ausschweifungen. Die Belagerung wurde ernsthaft betrieben. Der Geniegeneral Vaillant, der zweite Commandant der Expedition, leitete die Operationen mit großer Geschicklichkeit und schonte zugleich, so weit dies nur möglich war, die herrlichen Denkmäler der ewigen Stadt. Am 21. Juni wurden drei

Breschen geöffnet und die Franzosen drangen in die Außenwerke Roms vor; den 29., am Gedächtnißtage der Apostelfürsten und Patronen Roms, Petrus und Paulus, in das Viertel des Janiculus; den 30. verzichtete das Triumvirat auf die Vertheidigung Roms und bat den General Oudinot um Einstellung der Feindseligkeiten; den 2. Juli legte es seine Functionen nieder; den 3. floh Mazzini, und Garibaldi verließ Rom an der Spitze eines Truppencorps, welches einige Tage später zerstreut wurde; den 4. löste sich die sogenannte Constituante auf, und die päbstlichen Wappen wurden überall wieder angebracht; den 5. ergab sich die Engelsburg, und den 15. proclamirte Oudinot die Wiederherstellung der päbstlichen Regierung.

Hingebung der französischen Soldaten.

Während dieser Belagerung bewiesen die französischen Soldaten großen Muth, wie es auch von den Söhnen der Kreuzfahrer, welche ihrer Mutter, der hl. Kirche, zu Hilfe eilten, nicht anders zu erwarten war.

Es mögen hier einige Züge folgen, die unsere Leser ohne Zweifel interessiren werden.

Ein Soldat der 5. Compagnie vom 2. Bataillon des 66. Linienregiments, Namens Brasier, war in einem alten Mauerwerk eingeschlossen, als die Römer eben die Villa Pamphiti wieder genommen hatten. „Ergib Dich!" riefen sie ihm zu. — „So dumm bin ich nicht," antwortete er und feuerte noch zehn Schüsse ab. Als seine Patrontasche leer war, setzt er sich auf einen Stein, zieht seine Pfeife und seinen Stahl heraus und fängt an Feuer zu schlagen. In diesem Augenblick stürzen sich die Römer auf ihn und werfen ihn zu Boden. „Rufe: es lebe die Republik! und Du sollst am Leben bleiben." — „Es lebe Frankreich!" — Die Feinde woll-

ten ihn niedermachen, als ein Offizier vortrat und sprach: „Tödtet ihn nicht, es ist ein braver Soldat.“ — „So sind alle meine Kameraden aus Frankreich,“ entgegnete Brasier.

Ein braver Tambour.

Ein Trompeter bläst zum Angriff und sinkt schwer verwundet nieder; ein Tambour tritt an seine Stelle und hat dasselbe Schicksal. Ein zweiter Tambour tritt für ihn ein; im selben Augenblick zerreißt eine Kugel sein Trommelfell; er kehrt seine Trommel um und trommelt fort. Zwanzig Schritte weiter erhält er einen Schuß in den rechten Arm; er nimmt die Trommel auf die andere Seite und schlägt mit der linken Hand. Dieser Tambour wurde mit dem Ehrenkreuz geschmückt.

Die Aprikosen.

Die französischen Soldaten waren so abgehärtet, daß die Gefahr ihnen wie ein Spiel vorkam; sie waren muthig bis zur Verwegenheit.

Ein Soldat, Namens Cury, von demselben Bataillon wie der tapfere Tambour, bemerkte eines Tages, wie sein Hauptmann auf einem Baume, der dem feindlichen Feuer ausgesetzt war, sich Aprikosen holte. Da sprach er zu ihm: „Ihr Appetit ist leicht zu befriedigen, Herr Hauptmann.“ — „Nicht zu sehr,“ entgegneten ihm seine Kameraden; „denn wer dort Aprikosen holen wollte, könnte leicht eine Zwetschge finden*).“ — Der Soldat schlägt unter einem Kugelregen den Schnellschritt an, steigt auf den Baum hinauf, füllt seinen Schacko und kommt zurück mit den Worten:

---

*) Ein französisches Sprichwort.

„Nehmen Sie, Hauptmann, und Ihr auch, Kameraden; Aprikosen genug für alle.“

Die Medaille von Fourvière.

Cadi aus Lyon erhält eines Tages einen Brief von seiner Mutter, welche nebst einer Medaille Unserer lieben Frau von Fourvière treffliche Lehren für einen Soldaten und Christen enthält; Tags zuvor hatte er von seinem Bruder, einem Socialisten, einen Brief entgegengesetzten Inhalts bekommen. Der Soldat folgte aber seiner Mutter. Am nämlichen Tage, während er mit seinem Bataillone in Ponte-Molle war, vernimmt er, daß ein höherer Offizier einen muthigen Soldaten suche, der einen gefahrvollen Auftrag auszuführen hätte: Er sollte nämlich um jeden Preis über die Tiber schwimmen und einer Compagnie Voltigeurs, die am andern Ufer im Feuer stand, Befehle überbringen. Cadi stellt sich dem Offizier vor, erhält seine Instruktionen, schwimmt unter einem Regen von Wurfgeschossen über den Fluß, erfüllt seinen Auftrag, schwimmt über die Tiber zurück und begibt sich wieder zu seiner Compagnie. Der Offizier sprach zu ihm: „Du bist ein tapferer Soldat, Du hast einem fast sichern Tod die Stirne geboten.“ „Ich wußte es wohl, entgegnete der Soldat; aber ich hatte da auf meiner Brust einen kostbaren Talisman.“ Und er zeigte die heilige Medaille, die er von seiner Mutter bekommen hatte.

Heldenmuth eines Hauptmanns.

Emmanuel Theodor von Astolet, Hauptmann im 36. Linienregiment, wurde den 30. April schwer verwundet und mußte die Reihen der Kämpfer verlassen. Noch bluteten seine Wunden,

und schon bat er wieder um die Erlaubniß, in die Reihen seiner Kriegskameraden eintreten zu dürfen. Nach seiner Ankunft in Civita Vecchia am Morgen des 30. hört er, daß in der Nacht ein Angriff auf Rom gemacht werden soll; aus Furcht, er möchte mit den öffentlichen Wagen zu spät kommen, nimmt er auf eigene Kosten die Post und kommt eine Stunde vor dem Angriff auf dem Kampfplatz an. Seine Compagnie war zur Eröffnung des Sturmes bestimmt. „Welch' ein Glück!" ruft er aus, stellt sich, mit dem Arm in der Schlinge an die Spitze seiner Grenadiere und erhält in der Bresche einen tödtlichen Schuß.

Der Tambourmajorsstab. — Verschiedene Scenen.

Der Tambourmajor des 20. Linienregimentes, der in Folge des Verraths vom 30. April in Gefangenschaft gerathen war, bedauerte den Verlust seines Stabes mit tiefstem Schmerz; die Römer hatten ihm denselben genommen und an die Revolutionäre von Florenz geschickt. Auch seine Waffenbrüder waren darüber betrübt, um so mehr, als er diesen Stab als ein Zeichen besonderer Hochachtung von den Offizieren des Regiments bekommen hatte. Die Sache wurde bekannt: Die ganze Armee wußte, daß die Florentiner den Tambourstab mit stolzem Hohn für den Commandostab des Höchstkommandirenden ausgaben.

Bei der Einnahme der Bastion 8 bemerkte ein Korporal des 53. Linienregiments, Namens Verdaux, einen römischen Tambourmajor mit einem Stab in der Hand, der im Verhältniß zu dessen hohem Wuchse ebenfalls sehr groß war. Der Soldat rief: „Bring mir schnell Deinen Stab, uns fehlt einer." — „Wenn fünf solche, wie Du bist, ihn holen wollten, ihr wäret nicht im Stande, mir ihn zu nehmen." — „Wir wollen sehen," entgegnete Verdaux,

stürzte auf ihn los, faßt ihn an der Kehle, macht ihn zum Gefangenen und bringt dem Oberkommandanten seinen Stab.

— Ein Voltigeur der ersten Angriffscolonne erhält drei Schüsse; er schleppt sich auf den Knien zu seinem Lieutenant und spricht zu ihm: „Hier, mein Lieutenant, nehmen Sie das mir von Ihnen anvertraute Geld zurück!“ und er händigt ihm, ehe er seinen Geist aufgibt, eine Summe von 500 Fr. in Gold ein.

— „Wenn Du nach Hause schreibst,“ sprach ein tödtlich getroffener Grenadier zu einem seiner Kameraden, „vergiß es nicht, meiner Mutter ans Herz zu legen, daß sie doch ja über meinen Tod nicht weinen soll; ich bin nicht zu beklagen, ich sterbe für die Religion.“

— „Laß mich hier sterben, ich verdiene Dein Mitleid nicht,“ sprach ein Feind, der drei Bajonettestiche in die Brust erhalten hatte; „ich bin ein unglücklicher Mensch, weil ich gegen meine Brüder kämpfte. (Es war ein Franzose.) O die Klubbs, die Klubbs! sie haben mich zu Grunde gerichtet. Wenn Du Laniron siehst, sage ihm, daß ich ihn in meiner letzten Stunde verflucht habe.“

— Der Geniecommandant Galbaud du Fort, der so glorreich an der Spitze seiner Sapeurs fiel, überlebte seine Wunden nicht; sein Todeskampf war lang und schwer, sein Tod seines Lebens würdig. Auf sein Schmerzenslager hingestreckt, sah er ohne Furcht die letzte Stunde herannahen. Ruhig und bei den größten Leiden in den Willen Gottes ergeben, tröstete er selber seine Waffengefährten, von denen er ebenso geliebt als geachtet wurde. „Wer für seine Heimath stirbt, ist nicht zu beklagen,“ sprach er zu ihnen, und mit seinem glasichten Blicke den Himmel betrachtend, zeigte er ihnen das ewige Vaterland, das Gott seinen Auserwählten verheißt. General Vaillant stand neben ihm und reichliche Thränen strömten aus seinen Augen. — „Sie haben große Schmerzen,“ sprach er zu ihm. — „O ja, mein General,“ antwortete der

christliche Soldat und setzte, das Zeichen der Erlösung an seine Lippen drückend, mit brechender Stimme bei: „Ich leide; aber Derjenige, der mich jetzt stärkt, hat noch mehr gelitten.“ Der christliche Soldat starb, wie er gelebt hatte, als Ehrenmann. Seine Kameraden veranstalteten ihm in der Kirche des hl. Ludwig von Frankreich eine großartige Leichenfeier; ihre Thränen, die auf sein Grab herniederfloßen, waren die schönste Lobrede auf ihn, der noch so jung an einem Siegestage seinen Tod gefunden hatte.

— Mehrere von den tapfern Kindern Frankreichs wurden in der Nationalkirche des hl. Ludwig begraben; dort ist eine Marmortafel mit folgender Inschrift*):

Aux soldats français
Morts
Sur les murs de Rome
En MDCCCXLIX
Leurs frères d'armes du corps
Expeditionnaire de la Mediterranée
Une Messe quotidienne
Pour le repos de leur âme a été fondée
Par le Souverain Pontife
Pie IX.

Seit dem ersten Kreuzzug, wo Frankreich das Grab des Erlösers eroberte und bewahrte, ist ihm kein solches Glück mehr zu Theil geworden, als damals, wo es Rom dem Pabst zurückgeben und über ihm am Grabe des hl. Petrus wachen durfte. Frankreich wird darin seine Mission erkennen, und Rom hat von seinen

---

*) Den französischen Soldaten, die auf den Mauern Roms fielen im Jahre 1849, ihre Waffenbrüder des Mittelmeer-Expeditionscorps. Eine tägliche Messe für die Ruhe ihrer Seele wurde gestiftet von Papst Pius IX.

äußeren und inneren Feinden nichts zu fürchten, und Gott selber wird es behüten, so lange Frankreich über seinen Stellvertreter und seine Kirche wacht. Bald nach dem Pariser Congreß, wo Piemont Gelegenheit geboten wurde, Pius IX. feierlich zu beschimpfen, fragte man den hl. Pfarrer von Ars, was er von der Sache denke. „Mein Freund! wenn wir brav sind, werden es auch unsere Führer sein; aber Gott bedient sich nicht selten der Könige zur Züchtigung der Völker.“ — Glauben Sie, daß der Kaiser seine Truppen von Rom zurückberufe?“ — „Nein, mein Freund, darin liegt seine Stärke; seine Soldaten werden ihn besser in Rom als in Paris vertheidigen.“

Rom seinem Feinde preisgeben, hieße ausreißen, und nie verläßt Frankreich einen Ehrenposten.

Triumph eines französischen Offiziers.

Alle tapferen Kinder Frankreichs, die, mit Lorbeeren und Wunden bedeckt, in ihr Vaterland zurückkehrten, wurden stets mit Begeisterung aufgenommen; haben sie aber für die Kirche ihr Blut vergossen, dann ist ihr Triumph noch glänzender.

Herr Ouin=Lacroix bemerkt, es wäre ein schwerer Irrthum, wollte man annehmen, daß der römische Feldzug der Ausdruck der Wünsche einer kleinen Fraction der französischen Nation gewesen sei. Ueber diesen Punkt erzählt er folgenden Vorfall: Gustav Cana war als Artillerieoberst beordert, einige Batterien bei der Belagerung Roms zu leiten. Er befand sich auf seinem Posten bei den Batterien, welche er auf dem Walle der Bastion Nr. 6 hatte errichten lassen, als eine römische Batterie, unerwartet demasquirt, auf die Franzosen einen Hagel von Kugeln spie, von denen eine den linken Arm ihres tapferen Anführers zerschmetterte. Muthig hielt er mit dem rechten Arm das zerquetschte Glied, ging

zu der Ambulance, wo er sich der Amputation unterzog, schrieb selbst seiner Familie das ihm widerfahrene Unglück, und kaum, daß ihm der Zustand seiner Verwundung das Reisen erlaubte, kehrte er nach Frankreich zurück. Ein wahrer Triumph erwartete ihn zu Manne-ville-es-Plains, in seiner Heimath. Als die Einwohner dieses Ortes und der Umgegend die bevorstehende Ankunft Canas erfuhren, gingen sie ihm in Masse entgegen. Er zog in die Stadt ein an der Seite seines Vaters, eines Ritters der Ehrenlegion. Seine Mutter erwartete ihn auf der Schwelle ihres Hauses. Kaum war ihr Sohn nahe genug gekommen, drückte sie ihn an ihr Herz und rief: „In die Kirche, mein Sohn, zuerst in die Kirche, um dem lieben Gott zu danken!" Die ungeheure Volksmenge bewunderte die fromme Frau, und Beifall rufend begleitete sie Mutter und Sohn zur Kirche. Der würdige Pfarrer hielt eine rührende Anrede an den bescheidenen Capitän, indem er ihm im Namen der Katholiken dankte, daß er zur Rückführung des Oberhauptes der Kirche in seine Hauptstadt Rom beigetragen habe. War das nicht ein Familienfest und eine feierliche katholische Demonstration? Die Volksschaaren wollten ihre herzliche Anhänglichkeit an die Sache des Pabstes, an die Sache des Friedens und der Religion an den Tag legen, für welche ihr Held sein Blut vergossen hatte. Ich könnte viele solcher Thatsachen anführen, wenn der Plan dieses Werkes es erlaubte. (Margotti.)

Alle Leute, die verständig und keine Parteigänger der revolutionären Secten sind, begreifen, daß Rom der katholischen Welt und nicht seinen Bewohnern angehört. Der Pabst besitzt es, abgesehen von seinen anderen Rechten darauf, Kraft eines Vertrags mit der ganzen katholischen Völkerfamilie. Diese Familie muß verlangen, daß ihr geistlicher Vater irgendwo sei, sei es da oder dort, und daß er zu Hause sei. Rom, ein Theil des katholischen Gebietes, hat nicht das Recht, sich gegen den Wunsch der katho-

lischen Christenheit Gesetze zu geben; es hat ebenso wenig das Recht, sich als Republik aufzuthun, als z. B. Bordeaux sich heut zu Tag, auch bei Stimmeneinhelligkeit, als Monarchie erklären könnte.

Pius IX. und Ferdinand II.

Der Pabst kehrte nicht vor dem Monat April 1850 nach Rom zurück. Als er sich vom König Ferdinand trennte, der ihm eine so edle und kindliche Gastfreundschaft gewährt hatte, bat ihn derselbe um seinen apostolischen Segen. „Ja," antwortete der Pabst, „möge der Himmel Euer Majestät segnen durch meinen Mund. Ich habe nicht Worte, um Ihnen den Dank der ganzen Christenheit auszusprechen für die Ehre und mehr als kindliche Liebe, womit Sie dem Statthalter Jesu Christi in den Zeiten der Gefahr eine Zufluchtsstätte in Ihrem Reiche gewährt haben. Empfangen Sie meinen Dank und den Dank aller Gläubigen für Ihr Werk des Edelmuthes und der Frömmigkeit, welches die schönsten Seiten in Ihrer Geschichte bilden und unauslöschlich in den Herzen der Gläubigen eingegraben bleiben wird. Der Himmel selbst belohne Sie, indem er Sie, Ihre königliche Familie und Ihr ganzes Reich mit allem Gutem und mit allem Glücke überschütte!" Ferdinand entgegnete: „Heiligster Vater! ich habe nur gethan, was ein Katholik thun mußte, und ich werde Gott mein Leben lang danken, daß er mir Gelegenheit gegeben hat, diese Pflicht zu erfüllen." Darauf erwiderte der hl. Vater: „Ja, Ihre Verehrung und Liebe gegen das Oberhaupt der Kirche ist wahrhaft aufrichtig und kindlich gewesen; noch einmal, möge der Himmel Sie belohnen und segnen!"

Ein edler Wettkampf zwischen Vater und Sohn! Die Revolution schrieb den Namen Ferdinands II. auf ihre Tafeln und schwur ihm wegen seiner Ergebenheit gegen den Pabst ewigen Haß.

Der Tag war gekommen, wo der würdige Nachfolger des Apostelfürsten, das Oberhaupt der Kirche, die nicht untergehen kann, das Land verlassen sollte, wo ihm durch die Frömmigkeit des Königs beider Sicilien, trotz des Unglücks der Verbannung, der Aufenthalt so angenehm gemacht worden; der Tag war gekommen, wo König Ferdinand II. sich von demjenigen trennen sollte, vor welchem er als Christ seine Königskrone geneigt hatte, um sie mächtiger und schöner wieder zu erheben; der Tag war gekommen, wo die Geschichte seinen Namen, als Gegenstand der Ehrfurcht für die ganze katholische Christenheit und der Bewunderung für die Nachwelt, mit dem Namen Pius IX. für immer vereinigen sollte.

Den 4. April, Mittags 12 Uhr, verließ Pius IX. Portici, um sich mit seinem Gefolge mittelst Extrabahnzugs nach Caserta zu begeben, wo er die Nacht zubringen sollte.

Des andern Tags machte er sich auf den Weg. Der König beider Sicilien und der Kronprinz begleiteten ihn im nämlichen Wagen. Das Gefolge bestand aus den Cardinälen Antonelli und Asquini, aus dem Grafen Ludolf, dem neapolitanischen Gesandten in Rom, aus dem Majordomus und einigen päbstlichen Hofprälaten, und aus Kardinal Dupont, den die französische Regierung mit officiellem Charakter begleitet hatte, damit er die allzu militärische Seite der Mission des Obergenerals mäßige.

Der Pabst wollte die gastfreundliche Stadt, die ihm in seiner Verbannung als erster Stapelplatz gedient hatte, wiedersehen und begab sich daher von Sezza nach Gaëta.

Seine Reise war ein Triumphzug; aber nicht wie die ehemaligen Herren der Welt führte er hinter seinem Wagen gefesselte und besiegte Könige einher: ein friedlicher Eroberer, wußte er durch die Milde seines Blickes und die Lieblichkeit seiner Rede die

unermeßliche Menge, die seinen Weg umlagerte, an sich zu ziehen. Das Kreuz des Friedens war an die Stelle des Kriegsschwerts getreten; die Palmen der Religion ersetzten an seiner Stirne die Lorbeeren des Sieges. Frei von Banden erhoben sich seine zum Gebete gefalteten Hände gen Himmel, um dahin die Wünsche der Herzen zu begleiten; die Liebe und Verehrung der Völker dienten ihm zum Gefolge. Floßen Thränen aus den Augen, so waren es Thränen des Glückes und der Freude; andere fließen bei Triumphzügen heutiger Angelegenheiten nicht. Von allen Seiten hielten die Volksschaaren an die Straße, welche der milde Pabst ziehen mußte; von überall her kamen sie, Freude und Glück in den Blicken und Segnungen auf den Lippen, nm seine Züge zu betrachten und um den Fürsten zu preisen, der das Glück Roms wieder brachte. An allen Orten wurden Triumphbögen errichtet, um unter grünen Festons und Blumenkränzen den Pabst-König, den Stellvertreter des himmlischen Königs auf Erden, zu empfangen. O diese Tage straften, im Angesicht der ganzen Welt, die Menschen Lügen, die da behaupten, die Zeit der Kirche Jesu Christi sei vorüber; nein, die Religion ist nicht fortgegangen, sie kehrte wieder an den Herd ihres Lichtes; sie nahm neue Strahlen an und kleidete sich in neuen Glanz.

Ueberall dieselbe Freude, dieselbe Begeisterung. Alle Städte, alle Dörfer, die geringsten Ortschaften wetteiferten in Anhänglichkeit und Treue.

Als das Gefolge an die äußersten Grenzen der neapolitanischen Staaten kam, machten die Wagen Halt: Die Abschiedsstunde war gekommen. Die Trennung war erschütternd und feierlich. Kaum war Seine Heiligkeit aus dem Wagen gestiegen, als der König und der Prinz von Calabrien sich ihm zu Füßen warfen, und ihm die letzte und größte Huldigung ihres katholischen Glaubens darbrachten.

Ferdinand II. bat, auf den Knien liegend, um den päbstlichen Segen. „O ja, von meiner ganzen Seele," rief der hl. Vater mit bewegter Stimme aus; „ja, ich segne Sie, ich segne Ihre Familie, ich segne Ihr Reich. Was könnte ich sagen, um Ihnen für die gastfreundliche Aufnahme, die ich bei Ihnen gefunden, meinen Dank auszusprechen?" — „Heiligster Vater! ich habe nur die Pflicht eines Christen erfüllt." — „Ja," erwiderte der hl. Vater mit steigender Bewegung, „Ihre kindliche Liebe war groß und tief." Sodann hob er den Monarchen auf, drückte ihn an seine Brust, umarmte ihn mit der innigsten Liebe und stieg wieder in seinen Wagen. Die königliche Familie und die sie begleitenden Personen küßten ihm hierauf die Füße, und der Zug setzte sich in Bewegung. In Valmontone war die Begeisterung so groß, daß das Volk die Reihe der Soldaten durchbrach, welche auf der Straße Spalier bildeten, wo der hl. Vater zur Kirche ging. Sie fielen ihm zu Füßen, um sie mit ihren Küssen zu bedecken.

Bei seiner Ankunft in Terracina, der ersten Stadt in seinen Staaten, wurde Pius IX. von dem Magistrat empfangen, der ihm die Schlüssel der Stadt übergab. Sobald er den Fuß ans Land gesetzt hatte, begab er sich unmittelbar in die Kirche und von da in den Regierungspalast. Dort empfing er die verschiedenen Deputationen aus Rom und den benachbarten Gegenden, die Minister, die römischen Fürsten und eine große Anzahl hervorragender Persönlichkeiten. Die Freude der Einwohner war unermeßlich; der Anblick des hl. Vaters brachte sie vor lauter Jubel und Begeisterung fast von Sinnen. Am Abend bot Terracina ein in der Geschichte der Volksfeste beispielloses Schauspiel dar. Auf einer Oberfläche von über drei Kilometer wurde das Meer mit Pomeranzenschalen, denen die Gestalt von Lampen gegeben wurde, zauberisch beleuchtet. Diese Millionen funkelnder Sterne auf den Wogen des Meeres schienen an Glanz mit denen zu wetteifern

welche wie Diamanten am blauen Himmelsbogen herniederglänzten. Das Hin- und Herwogen, das durch die Bewegung des Meeres bewirkt wurde, brachte eine überaus phantastische Wirkung hervor. Ununterbrochen ertönte Kanonendonner, Raketen durchfurchten in allen Farben die Wolken, und ungeheure bengalische Feuer erleuchteten die alte Façade des Jupitertempels, die Ruinen des berühmten Schlosses Theodorichs und den Riesenfelsen, welcher die Straße krönt.

Einige Personen, welche mit Bedauern die Wiederkehr des hl. Vaters in seine von den französischen Truppen besetzte Hauptstadt sahen, versuchten dort eine letzte Anstrengung. „Seien Sie versichert, heiligster Vater," hieß es, „die Franzosen werden Sie nicht mit den Ehrenbezeugungen empfangen, welche dem Oberhaupt der Kirche gebühren; nie werden sie vor Eurer Heiligkeit das Knie beugen." — „Glaubt ihr?" antwortete Pius IX. — „Wir sind davon überzeugt." — „Wohlan! ich werde sie auch segnen, wenn sie stehen bleiben; und ich hoffe, der Segen Gottes wird nichts desto weniger seine Wirkung hervorbringen." Wir werden bald sehen, wie unbegründet diese düsteren Prophezeihungen waren.

Begeisterung der Römer.

Von Terracina begab sich der hl. Vater nach Velletri und setzte unter dem siegreichen Flattern der französischen Fahne seinen Triumphzug fort.

Den 12. Morgens war der Himmel bedeckt, der Wind blies heftig, dicke schwarze Wolken eilten durch die Lüfte hin; aber die Sternen strahlten, und die allgemeine Freude bildete einen großen Gegensatz zu den düsteren Farben, welche die Sonne verhüllten. Straßen und Plätze, durch welche der päbstliche Zug kommen

mußte, wurden mit gelbem Sande bestreut, womit in Rom der Weg der Päbste bedeckt wird; die Mauern der Häuser verschwanden unter reichen Decken, die Fenster und Balkone schmückten sich mit schönen von Guirlanden durchkränzten Tüchern; die Gärten der Stadt hatten ihren Blumenschmuck hergegeben, um ihn vor den Füßen des Pabstes hinzustreuen. Lange, roth damastene, mit Gold verbrämte Tücher umspannten das Innere der St. Johanneskirche vom Lateran, der ersten Basilika der christlichen Welt. Um den Altar herum, unter dem kostbaren Reliquiarium, in welchem die Häupter der hl. Apostel Petrus und Paulus aufbewahrt worden, wurde für das hl. Collegium und das diplomatische Corps ein abgeschlossener Raum frei gehalten. Herrliche Tücher, über denen das päbstliche Wappen angebracht war, schmückten das Eintrittsportal unter dem Säulengange der Kirche.

Die Ankunft des hl. Vaters war auf 4 Uhr angesagt. Vom Morgen an bedeckte eine unzählbare Volksmenge den St. Johannesplatz und alle Straßen, die mit gelbem Sand bezeichnet waren; die anderen Theile der Stadt waren leer; alle umliegenden Gegenden hatten ihre Bevölkerung in den für den Zug bestimmten Raum ausgegossen. Nach den Anordnungen des Platzkommandanten, General Sauran, nahmen die Truppen der französischen und römischen Armee auf dem ganzen St. Johannesplatz und auf der ganzen Linie von der Basilika des hl. Johannes bis zur St. Peterskirche Aufstellung. Das erste berittene Jägerregiment sollte dem Pabst entgegen gehen, während mehrere Kanonen bereit standen, die so ungeduldig erwartete Ankunft zu signalisiren.

Alle Blicke sind nach der Albanostraße gewendet; dort halten mehrere Kavallerieabtheilungen die drängende Volksmenge in Ordnung. Nicht weit davon warten die Artilleristen mit brennender Lunte auf die feierliche Stunde. Der Obergeneral ist unter seinem Generalstab.

Gegen vier Uhr steigt in der Ferne eine Staubwolke auf; bald darauf sprengt ein Curier mit rother Livrée heran; der erste Kanonenschuß fällt; „es lebe Pius IX.!“ so ertönt es von allen Seiten. Jede Sekunde kracht ein Kanonenschuß; die Glocken mischen ihre ehernen Stimmen in das Versöhnungsconcert. Die Sonne, die bis dahin verhüllt war, bricht plötzlich durch die Wolken und scheint mit goldenem Glanze die Stirne Pius IX. umleuchten zu wollen. Pius IX. steigt aus dem Wagen; sein Fuß berührt den Boden des Vaterlandes, das er nach sechszehnmonatlicher Verbannung wieder sieht. Die Mitglieder des diplomatischen Corps in großem Costüme, die Mitglieder der Municipalität und des Klerus werfen sich ihm zu Füßen. Alle Gesichter sind mit Thränen benetzt, alle Stimmen vereinigen sich in dem Ruf der Liebe: „Es lebe der Pabst!“ Fürsten und Kardinäle, Soldaten und Priester, Armee und Volk sind auf die Knie gesunken. Der Pabst selber ist tief bewegt; seine Hand erhebt sich zum heiligen Segen. Er hat ein Volk wiedergefunden, das ächte römische Volk; er ist glücklich . . . es ist ein großer Augenblick.

Indessen ist der Kanonendonner verstummt. Das Gebet tritt an die Stelle der Freudensalven, heilige Gesänge mischen sich in das Gebet. Pius IX., von seinen Kardinälen und Priestern umgeben, dankt Gott, der ihn an Frankreichs Hand auf den Thron seiner Vorgänger zurückführt. Nachdem er einige Minuten in der Kirche gebetet und im anstoßenden Palast ausgeruht hat, besteigt er seinen Wagen, um nach St. Peter zu fahren. Im selben Augenblick wird das päbstliche Banner auf der Engelsburg aufgezogen und mit 100 Kanonenschüssen und dem Geläute aller Glocken begrüßt. Am Flusse hin wälzt sich das gewaltige Echo und verkündiget den Sabinerbergen das glückliche Ereigniß, das seinen Völkern einen Vater und ihrem rechtmäßigen Herrscher Völker zurückgibt.

Der Zug bewegt sich durch Spaliere der französischen und römischen Truppen.

Voran reitet eine Kavallerieabtheilung. Dann kommen der Divisionsgeneral Gasviller mit seinem Generalstab, der Polizeipräfekt, der Commandant Le Rousseau und sein Generalsecretär M. Mangin; die drei Kardinäle der Regierungscommission; eine Schwadron päbstlicher Dragoner; eine Schwadron französischer Jäger zu Pferd; eine Abtheilung französischer Gensdarmerie; der Streifreiter des Pabstes; die Nobelgarden zu Pferd; der päbstliche Wagen, mit sechs schwarzen Pferden in goldenem Geschirr bespannt, auf der einen Seite der Obergeneral Baraguay du Hiliers, auf der anderen Seite Fürst Altieri, zweiter Commandant der Nobelgarde; ein zahlreicher Generalstab; eine Abtheilung Nobelgarden; die Wagen der Kardinäle und Gesandten. Eine Schwadron französischer Dragoner schließt den Zug.

Er bewegt sich langsam durch die große Straße, welche vom St. Johannesplatz zum Colisseum herabführt; dieses Denkmal links lassend, geht er über das Forum Trajans, über den Platz der hl. Apostel, über den venetianischen Platz, durch die Pabststraße auf die Engelsbrücke.

Hunderttausend Personen stehen am Wege des hl. Vaters, hunderttausend Zurufe erschallen in den Lüften; der Kanonendonner von der Engelsburg herab mischt sich in den Schall aller Glocken; „Es lebe Pius IX.! es lebe der Pabst! es lebe die Religion! Heiliger Vater, segne uns!" so ertönt es von allen Seiten. Dieses Rufen ist eine Protestation gegen das Geschrei, das einst den Namen Pius IX. zum revolutionären Sammelruf machen wollte. Alle Stirnen neigen sich, alle Knie beugen sich vor der hohen Majestät des Herrschers. Die Rufe, womit Pius IX. bei seiner Ankunft auf dem St. Johannesplatz von dem Lateran empfangen wurde, folgten einander auf der ganzen Linie, wie wenn

sie von einem elektrischen Strom ausgestoßen würden. Blumenregen fallen aus allen Kreuzstöcken auf den päbstlichen Wagen und die ihn umgebenden Offiziere. Endlich langt die Spitze des Zugs auf dem Platz vor dem Vatikan an, die Begeisterung verdoppelt sich, die Damen schwingen ihre Sacktücher, das ganze Volk kniet nieder; ein Teppich mit gelben und weißen Blumen wird auf den Boden geworfen, daß der Pabst über ihn hinschreite. Die französischen Soldaten in Reih und Glied sinken in die Knie und präsentiren; der Klerus von St. Peter empfängt den hl. Vater mit dem gebräuchlichen Ceremoniell, und geleitet ihn processionsweise in die großartige Basilika. Im nämlichen Augenblick erschallt das Commando: Genou terre*); die Knie beugen sich, die Bajonette werden gesenkt; die Tambours schlagen den Feldmarsch und die Mitglieder der päbstlichen Kapelle stimmen die Antiphon: Ecce sacerdos maguns an. Die Bewegung der französischen Soldaten ist allgemein; sie stehen auf mit Thränen der Rührung in den Augen. Der da hinschreitet zwischen den knienden Schaaren ist nicht bloß ein berühmter Herrscher, es ist die größte menschliche Macht, es ist die Majestät des Katholicismus, es ist der Stellvertreter Gottes. Pius IX. ertheilt mit dem Allerheiligsten den Segen und begibt sich nach dem Te Deum, vom diplomatischen Corps begleitet, in die Gemächer, die im Vatikan für ihn zubereitet sind.

Einige Stunden später zierte Rom seine Stirne mit einem ungeheuer großen Feuerdiadem. Die Paläste, die Kirchen, die Privathäuser verbreiteten auf Straßen und Plätzen ein unermeßliches Feuermeer, Das Capitol, St. Peter, Monte Pincio, Trastevere u. s. w. wetteiferten an Glanz und Herrlichkeit. Die nach den Zeichnungen Michael Angelos illuminirte St. Peterskuppel glich einer mit flimmernden Steinen besetzten Riesentiara. Die

*) Kniet nieder!

Illuminationen waren allgemeine und wiederholten sich drei Tage nacheinander.

So verlief eine der größten Scenen, welche die Geschichte der Nationen darbietet, eine der wichtigsten Thatsachen, welche das 19. Jahrhundert der Nachwelt als Lehre hinterlassen wird. Die Religion kehrte mächtig zurück, Gnade anbietend der Undankbarkeit und der Reue Verzeihung; kurz das Restaurationswerk setzte den Eckstein der Christenheit wieder an seinen rechten Platz. (Balleidier, über die röm. Revol.)

Es ist eine große Ehre für Frankreich, die älteste Tochter der Kirche, daß es das Pabstthum wieder nach Rom zurückführte, nachdem es die Kinder Satans, welche da von neuem sein Reich aufrichten wollten, daraus vertrieben hatte.

Frankreich muß und will, wie ein großer Schriftsteller sagt, katholisch sein: ist es aber auch wirklich katholisch? Wir wären versucht, mit der Mehrzahl zu antworten: Ja, Frankreich ist im Herzen, im Innern katholisch. Nur die Sophisten, die Sectirer und Uebelthäter unter uns leugnen die Taufe, die vor vierzehn Jahrhunderten auf Chlodwigs Stirne fiel und seitdem die starke französische Einheit begründete, so daß Frankreich unter den Völkern die Säule und der Arm der Kirche ist. Als Chlodwig getauft wurde, war die Welt arienisch. Asien, Afrika und Europa standen nicht mehr unter der geistlichen Herrschaft Roms. Der Pabst konnte über die Erde hinblicken: überall war die Gewalt gegen ihn.

Nur den ungebildeten Sikamber, der noch voll von heidnischer Wuth war und davor zitterte, daß er verbrennen sollte, was er angebetet hatte, nur ihn hatte er zum Freunde. Für die Politiker war vielleicht die Taufe Chlodwigs nichts Anderes als der Aberglaube eines Wilden, der den Gott seiner Frau annahm; in Wirklichkeit aber war diese Taufe die Gründung Frankreichs und

änderte die Schicksale der Welt. Während der Arianismus, der älteste Bruder der modernen Philosophie dem Mohamedismus die Wege bereitete, einer Religion der Zerstörung und Wollust, wie alles, was heut zu Tag von den unreinen Sectirern kommt: legte Gottes Hand unsichtbar das Schwert Karl Martells, Karls des Großen und Ludwigs des Heiligen auf den Altar von Reims.

Dieses Schwert zogen unsere Väter halb aus der Scheide, als sie im Kriegsgewande im Tempel Gottes stehend das hl. Evangelium vorlesen hörten und sich an das Wort des Siegers von Zülpich bei der Erzählung der Leidensgeschichte des Herrn erinnerten: „Daß ich mit meinen Franken nicht dabei war!“

Dieses Schwert war der Gewölbpfeiler der Welt. Alberne Feinde der Wahrheit, dergleichen es immer gab, Heiden, Mahomedaner, die sich Patrioten nennen und keinen Tropfen französischen Blutes in den Adern zu haben scheinen, denn das französische Blut ist katholisch, kamen mit dem einfältigen Geschrei und verlangten von uns, wir sollten das französische Schwert zerbrechen, das Schwert von Tours, von Bouvines, von Tunis und Massura und daraus, wir wissen nicht, was für ein häßliches Instrument, was für eine kurze Waffe machen, um damit die Priester zu tödten und das Evangelium zu zerreißen. Wir wollen es nicht.

O dieses Geschrei war ohne Zweifel nur ein Echo. Unter solch plumper Hülle konnte mehr als einer den Spott und die feine Gotteslästerung erkennen, welchen er Beifall geklatscht hatte, und die wahrscheinlich, ja sogar gewiß schon verschiedene Male aus seinem Munde gekommen. Aber ein Mann hat sich erhoben, er hat nie eine Gotteslästerung ausgestoßen; er hat immer gesprochen, wie er spricht, und Gott hatte seiner Standhaftigleit, die so viele Spöttereien erfahren, diesen Triumph aufbehalten. Er hat gesagt: „Man will euch dahin bringen, daß ihr eure Mutter

schlaget." Auf diesen Ausruf eines Sohnes antwortete das Herz der Söhne: „Ja, ja, die katholische Kirche, die römische Kirche ist eine Mutter; wir werden sie nicht schlagen, wir werden sie nicht beschimpfen, wir werden sie nicht im Stiche lassen."

Pius IX. liebt Frankreich und zählt auf die Franzosen.

Am Tage seines Einzugs in Rom wollte General Oudinot den Genietruppen einen Beweis seiner Zufriedenheit geben und beauftragte daher den Oberst dieses Truppenkörpers, Niel, dem Pabste nebst den Schlüsseln Roms ein officielles Schreiben mit der Nachricht von dem Aufhören der Feindseligkeiten zu überbringen. Er schiffte sich auf der Tiber ein und kam schnell nach Gaëta und wurde sogleich zum hl. Vater geführt. Als der hl. Vater ihn sah, strahlte durch eine Wolke von Thränen hindurch seine Stirne von Freude und Zufriedenheit; der heilige Pabst erfuhr endlich die Befreiung seines Volkes; der Krieg war beendigt, es floß kein Blut mehr, er war glücklich. „O erzählen Sie mir von meinen Kindern Roms und Frankreichs!" rief er aus; „wie viel mußten sie leiden! wie viel habe ich für sie gebetet!" Und er vernahm mit ganz väterlicher Theilnahme den Bericht über die Leiden der französischen Armee, über die Strapazen, die nur zu dem Zwecke so sehr in die Länge gezogen wurden, damit der ewigen Stadt unersetzbare Verluste und Beschädigungen erspart blieben. Als endlich der Pabst seine Bewegung nicht mehr bemeistern konnte, sprach er: „Oberst! ich habe es oft bei andern Gelegenheiten gesagt und schätze mich glücklich, es heute nach einem so großen Dienste wiederholen zu können: ich habe stets auf Frankreich gerechnet. Frankreich hatte mir nichts versprochen; aber ich fühlte es, daß es im rechten Augenblick der Kirche seine Schätze, sein Blut, und was für seine tapfern Söhne vielleicht noch schwerer ist, den gemäßigten

Muth, die beharrliche Geduld schenken werde, denen ich es zu verdanken habe, daß meine Stadt Rom, der Schatz der Welt, die so geliebte, so geprüfte Stadt, nach welcher während der Verbannung mein Herz und meine Augen voll Angst immerdar gerichtet waren, unverletzt erhalten wurde. Sagen Sie dem Obergeneral, allen Generälen, die unter seinem Befehle stehen, allen Offizieren, und ich wollte, es könnte jedem Soldaten Frankreichs gesagt werden, daß meine Dankbarkeit unbegrenzt ist. Meine Liebe zu den Franzosen ist nach den Diensten, die sie mir geleistet haben, wo möglich noch lebendiger geworden. Was Sie betrifft, Oberst, so freut es mich, Ihnen einen Beweis meiner besondern Hochachtung geben zu können."

Bei diesen Worten überreichte er dem Oberst einen prachtvollen Rosenkranz und sagte: „Das ist für die christliche Frau", und indem er den Offizier mit dem Commenthurkreuz des heil. Gregors des Großen schmückte, fügte er bei: „Das ist für den tapfern Krieger."

Die Unterhaltung hatte gegen zwei Stunden gedauert, während welcher Pius IX. dem Oberst Niel für den Oberbefehlshaber der französischen Armee einen von ihm selbst geschriebenen Brief übergab, der also lautete:

„Herr General!

„Die erprobte Tapferkeit der französischen Waffen, gestärkt durch die gerechte Sache, für welche sie fochten, hat die verdiente Frucht, den Sieg, errungen. Nehmen Sie, Herr General, meine Glückwünsche für den vorzüglichen Antheil an dem Verdienste, das Ihnen gebührt, entgegen; Glückwünsche nicht so fast wegen des vergossenen Blutes, wovor mein Herz schaudert, als wegen des Triumphes der Ordnung über die Anarchie, wegen der den christlichen und rechtschaffenen Personen wiedergeschenkten Freiheit, für welche es von nun an kein Verbrechen mehr sein wird, die Güter

zu genießen, welche der Herr ausgetheilt hat, und ihn mit der religiösen Feierlichkeit des Gottesdienstes anzubeten, ohne Gefahr zu laufen, Freiheit oder Leben zu verlieren. In Betreff der großen Schwierigkeiten, die sich in der Folge ergeben können, empfehle ich mich in den göttlichen Schutz. Es wird, glaube ich, für die französische Armee nicht ohne Nutzen sein, die Geschichte der Ereignisse kennen zu lernen, die sich unter meinem Pontificat zugetragen; sie sind in meiner Ihnen bekannten Allocution enthalten, von welcher ich Ihnen mehrere Exemplare zustelle, damit sie denen, für welche sie die Kenntniß derselben nützlich erachten, mitgetheilt werden kann. Das Actenstück wird sattsam beweisen, daß der Sieg der Armee über die Feinde der menschlichen Gesellschaft davon getragen worden, und Ihr Triumph wird daher bei allen rechtschaffenen Menschen in Europa und auf der ganzen Welt Gefühle der Dankbarkeit erwecken müssen.

„Oberst Niel, der mir mit Ihrer sehr geschätzten Depesche die Schlüssel Roms überbrachte, wird Ihnen Gegenwärtiges einhändigen. Mit großer Freude benütze ich diese Mittelsperson, um Ihnen meine Gesinnungen väterlicher Liebe auszudrücken und Sie zu versichern, daß ich fortwährend für Sie, für die französische Armee, für die Regierung und für ganz Frankreich zum Herrn bete.

„Empfangen Sie den apostolischen Segen, den ich Ihnen aus ganzem Herzen ertheile.

„Gegeben zu Gaëta, den 5. Juli 1849.

„Pius IX.“

Besuch der französischen Armee bei Pius IX.

Den 17. April 1850 empfing der Pabst den officiellen Besuch der Offiziere, welche ihre Huldigung und ihre Glückwünsche

zu seinen Füßen niederlegen wollten. Es war eine großartige Festlichkeit. Das Offizierscorps, im großen Conferenzsaale des Vatikans 7—800 Mann hoch versammelt, glänzte durch die Verschiedenheit der Abzeichen und die Farbe der Uniformen. Die Offiziere hatten sich in drei Reihen vertheilt und waren nach Divisionen und Brigaden aufgestellt.

Ehe Seine Heiligkeit in Kenntniß gesetzt wurde, daß die Versammlung bereit sei, seine Gegenwart zu empfangen, richtete General Baraguay mit dem militärischen Freimuth, der seine soldatische Biederkeit charakterisirt, folgende Worte an sie: „Meine Herren! wenn man am hl. Vater vorbeimarschirt, ist es gebräuchlich, daß man ihm die Hand küßt. Die Generaloffiziere werden sich hienach richten. Dieser Gebrauch ist jedoch durchaus nicht obligatorisch; es steht Ihnen daher vollständig frei, es zu thun oder nicht."

Bald darauf erschien der hl. Vater in Begleitung des Kardinals Dupont, des Majordomus und einiger seiner Hausprälaten. Auf seinem Throne stehend, segnete er die Versammlung. Hierauf stellte ihm der Obergeneral die Offiziere mit den Worten vor: „Heiligster Vater! alle Offiziere des Expeditionscorps wünschen die Ehre zu haben, Eurer Heiligkeit vorgestellt zu werden und ihre ehrerbietigste Huldigung darzubringen."

Der hl. Vater ergriff sogleich das Wort und hielt folgende Anrede:

„Ich bin sehr glücklich, mich mitten unter einer Armee zu befinden, die so glänzende Beweise von Tapferkeit und Manneszucht geliefert hat und einer katholischen und edlen Nation angehört.

„Es thut meinem Herzen wohl, bei dieser Gelegenheit die Gesinnungen der lebhaftesten Dankbarkeit auszusprechen, die ich gegen die französische Armee hege, welche weder ihr Geld, noch ihre Strapazen, noch ihr Blut schonte, um Rom von der auf ihm

lastenden Anarchie zu befreien und dem Stellvertreter Jesu Christi seine Unabhängigkeit als Pabst und als Fürst zu sichern.

„Seien Sie, Herr General, mein Dolmetscher, Sie, der würdige Nachfolger der beiden Generäle, die Ihre Vorgänger waren, Sie, der Vertreter Frankreichs beim hl. Stuhle; bringen Sie meine väterlichen Gesinnungen zur Kenntniß des Präsidenten der Republik, der alle Hindernisse überwand, die einem so löblichen Unternehmen im Wege standen; der Versammlung, die sie beschlossen und den edlen Gesinnungen, welche mein Herz mit Freude und Trost erfüllten, in ihrem Schooß so glänzenden Ausdruck gegeben hat.

„Ich rufe und werde immerdar den Segen Gottes herabrufen über jeden von Ihnen, über Ihre Familien, über ganz Frankreich, auf daß der Geist der Religion, der die Quelle aller Güter ist, sich mehr und mehr über Ihre edle Nation ausbreite. Ich rufe ihn besonders herab über die Armee, welche, Dank der Ehre, der Zucht und Tapferkeit, wodurch sie sich auszeichnet, stets die Stütze der öffentlichen Ordnung und das Unterpfand der Ruhe sein wird."

Der hl. Vater hielt diese Anrede in italienischer Sprache, aber mit so deutlicher und so vollkommen accentuirter Stimme, daß die Franzosen, als sie ihn reden hörten, die Gabe der Sprachen empfangen zu haben glaubten. Unmittelbar darauf marschirten die Offiziere am Pabst vorüber und beobachteten ehrfurchtsvoll die für Besuche beim Pabst vorgeschriebenen Gebräuche.

Dankbarkeit Pius' IX. gegen die französische Armee.

Kein Fürst besitzt wie Pius IX. ein Gedächtniß des Herzens, und wir können beifügen, das Geheimniß, für jeden Augenblick das Treffende zu finden.

Als der tapfere General Oudinot vor seiner Rückkehr nach Frankreich beim Pabst seinen Abschiedsbesuch machte, sprach der hl. Vater zu ihm:

„Ihr Name, General, ist von nun an mit dem meinigen auf's innigste verbunden. Die Geschichte wird nicht Lobsprüche genug besitzen, um das große Ereigniß zu verherrlichen, das Sie mit ebenso viel Weisheit als Energie zu Ende führten. Sie werden in Paris Ihr Werk vollenden, und mein väterlicher Segen wird stets auf Ihnen und den Ihrigen ruhen."

Der hl. Vater, der ganz besonders für den Obergeneral eine Classe des Ordens Pius' IX. geschaffen, hatte ihm die Insignien desselben bei der ersten Reise schon übergeben. Die kostbaren Diamanten, aus denen der Stern bestand, waren ihm eben und unter einer andern Form vom Sultan überschickt worden. Außerdem hatte der General die Vollmacht erhalten, ihm die Offiziere, Unteroffiziere der Land- und Seearmee, welche sich ausgezeichnet hätten, zur Decoration mit den Pius- und St. Gregororden vorzuschlagen; ferner gab der hl. Vater das Versprechen, er werde eine Denkmünze schlagen lassen, die alle Soldaten bekommen sollten.

— Den 22. Febr. 1850 ernannte die Regierungscommission zwei Offiziere des Staatssecretariats, um im Namen des hl. Vaters und in ihrem Namen dem General d'Hilliers die Medaillen und Decorationen für die Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten zu überbringen. Der Obergeneral empfing sie sehr höflich und dankte in seinem und der zu Decorirenden Namen, indem er bemerkte:

„Sie werden stolz sein auf dieses unzweifelhafte Zeugniß der Zufriedenheit Seiner Heiligkeit und der Anerkennung des nützlichen Dienstes, den sie in Uebereinstimmung mit den andern Nationen der päbstlichen Herrschaft durch ihren Muth, durch ihre herrliche Dis-

ciplin und durch ihre Liebe zur öffentlichen Ordnung geleistet haben."

Die den Soldaten bestimmten Medaillen wurden aus Bronce geschlagen; auf der einen Seite ist das Sinnbild des römisch-apostolischen Stuhles, auf der andern die kurze Inschrift:

Pius IX. Pont. Max.
Romæ restitutus armis collatis anno
MDCCCXLIX.*)

Pius IX. segnet die französische Armee.

Den 18. April 1850 sollte Pius IX. dem Werk seiner Restauration die Krone aufsetzen, indem er auf dem St. Petersplatz die Waffen und Fahnen Frankreichs segnen wollte.

Um 3½ Uhr begaben sich die Truppen aller Waffengattungen und die in der Umgegend gelegenen Regimenter, welche zu dieser Feierlichkeit nach Rom gekommen waren, im höchsten Staat, mit flatternden Fahnen und die Musik voraus, auf den St. Petersplatz. Um 4 Uhr war die Armee zwischen dem Vorplatz der Kirche und dem Obelisk vor einer für den hl. Vater bestimmten Estrade, in dichten Reihen aufgestellt.

Auf den oberen Gallerien des Portikus zur Rechten, auf dem Dach und den Balkonen der Basilika befanden sich außer den Mitgliedern des diplomatischen Corps und den römischen Fürsten die angesehensten Personen der Stadt; das Volk, welches beide Seiten des Platzes versperrte, bewies durch seine Theilnahme an einem Feste, das ganz besonders für Frankreich bestimmt war, den Franzosen noch einmal seine Sympathien. Ganz Rom war auf

---

*) Pius IX., Pabst, mit den Waffen in Rom wieder eingesetzt im Jahre 1849.

dem Platze vor dem Vatikan versammelt. Alle Fenster, alle Balkone waren mit Tüchern, Zuschauern und Blumen geschmückt.

Um $4^3/_4$ Uhr verließ der Pabst, unter Vorantritt der Schweizergarden mit ihrem malerischen Costüm, von seinen Nobelgarden und einigen Prälaten umgeben, zur Rechten Kardinal Dupont, zur Linken Kardinal Antonelli, seine Gemächer unter dem Schalle der Glocken und dem Donner der Kanonen von der Engelsburg herab. Alle Häupter entblößten sich, die Trompeten schmetterten, die Tambours schlugen den Feldmarsch; majestätisch trat Pius IX. heraus.

Die Kanonen schweigen, die Glocken verstummen, die Musik hat ihre glänzenden Accorde ausgespielt, heiliges Schweigen tritt an die Stelle des Getöses der Erde. Der hl. Vater betet mit weithin schallender Stimme die sacramentalen Worte; seine Hand erhebt sich, alle Stirnen neigen sich, alle Kniee beugen sich und berühren die Erde. Ein einziger Mann, mit einem weißen Kleide angethan, bleibt stehen; zu seinen Füßen erblickt er eine Armee, welche keine menschliche Macht niederzuwerfen vermöchte; er beherrscht die funkelnden Helme, die unbeweglichen Federbüsche, die tapfern Degen, die schon mehrere Male die Reise um Europa gemacht. Dieser Mann ist der Stellvertreter Jesu Christi, es ist das lebendige Ebenbild Gottes, es ist der Pabst, es ist Pius IX., es ist die Religion. Frankreich, o mein schönes Vaterland! der Segen des Himmels ist auf deine Stirne gefallen; stehe auf! von nun an bist du unüberwindlich.

Sofort machen die Regimenter eine Schwenkung, stellen sich divisionsweise auf und rüsten sich zum Aufmarsch vor dem Pabst; die Armee setzt sich auf der ganzen Linie in Bewegung. Der Obergeneral, von seinem Generalstab begleitet, eröffnet den Marsch; beim Vorüberreiten an dem Pabst neigt er sich tief vor ihm, grüßt ihn mit dem Degen und nimmt der Estrade gegenüber,

von welcher herab der hl. Vater die herrliche Haltung unserer Soldaten bewundert, Stellung. Die Genietruppen und die Artillerie beginnen den Aufmarsch. Hierauf kommt die erste Division unter dem Commando von General Guesviller, dann das erste Jägerbataillon zu Fuß und zwei Artilleriebatterien mit ihren Geschützen in der Mitte; dann die übrigen Corps, mit Musik an der Spitze; die Offiziere der aufmarschirenden Regimenter begrüßen jedesmal den Pabst mit dem Degen, und Pius IX. segnet sie compagnienweise. So oft eine Fahne an ihm vorübergetragen wird, ist es, als ob sein Blick aufleuchtete. Zuletzt kommt General Morris an der Spitze der Kavallerie. General Baraguay d'Hilliers neigt sich noch einmal vor dem hl. Vater und bringt ihm zum letztenmal die Huldigungen Frankreichs dar.

Es war 6 Uhr, als Pius IX., das ihm jubelnd zurufende Volk segnend, in seinen Palast zurückkehrte.

Dieser Tag, der eine unauslöschliche Erinnerung zurücklassen wird, war gewissermaßen der Weihetag des französischen Feldzugs, der Tag der Verherrlichung für die tapfere Armee, die seit ihrer Ankunft in den päbstlichen Staaten das Beispiel aller Soldatentugenden gegeben.

— Pius IX. segnete die französische Armee, die erste Armee, was auch Bismarck sagen mag, jene Armee, deren sich die Vorsehung stets zur Erfüllung ihrer Absichten bedient: Gesta Dei per Francos.*)

Verzagen wir darum wegen der Zukunft nicht. Nach der großen Revolution, welche ganz Europa zerrüttete, schrieb der große Joseph de Maistre, der die hohe Bestimmung Roms wohl begriffen hatte, folgende schöne Gedanken nieder. Wer sie erwägt, wird die providentielle Größe gegenwärtiger Stunde besser erfassen

*) Thaten Gottes durch die Franken.

und mit ruhigerem Gemüthe den Triumphen einer nahen Zukunft entgegensehen:

„O heilige römische Kirche", sagt der berühmte Philosoph, „so lange die Sprache mir bleibt, werde ich sie zu deiner Verherrlichung anwenden. Ich grüße dich, unsterbliche Mutter der Wissenschaft und Heiligkeit! Du bist es, die bis an die äußersten Grenzen der Erde, überall, wo die blinden Gewalten deinen Einfluß nicht hemmten, und oft sogar ihnen zum Trotze das Licht ausbreitete. Du bist es, die den Menschenopfern, den barbarischen oder schändlichen Gewohnheiten, den unseligen Vorurtheilen, der Nacht der Unwissenschaft ein Ende machte. Wo deine Boten nicht hindringen konnten, da ist überall die Civilisation mangelhaft. Die großen Männer gehören dir an. Bald werden deine Päbste als die höchsten Diener der Civilisation, als die Schöpfer der europäischen Monarchie und Einheit, als die Bewahrer der Kunst und Wissenschaft, als die Gründer und Beschützer der bürgerlichen Freiheit, als die Zerstörer der Sklaverei, als die Feinde des Despotismus, als unermüdliche Stützen der Souveränität, als die Wohlthäter des Menschengeschlechts gepriesen werden. Auf keinem Thron der Welt saß jemals so viel Weisheit, Wissenschaft und Tugend.".

„Mitten unter allen erdenklichen Unruhen, wachte Gott unaufhörlich über dir, o ewige Stadt! Alles, was deinen Untergang herbeiführen konnte, wurde aufgeboten, und du stehest; und gleichwie du ehemals der Mittelpunkt des Irrthums warst, so bist du seit 1800 Jahren der Mittelpunkt der Wahrheit. Die römische Herrschaft hatte dich zur Veste des Heidenthums gemacht, das in der Hauptstadt der bekannten Welt unüberwindlich schien. Alle Irrthümer der Welt liefen in dir zusammen, und der erste von deinen Kaisern, der sie in einen Brennpunkt vereinigte, weihte sie alle im Pantheon. Die Hauptstadt des Heidenthums sollte die

Hauptstadt des Christenthums werden; und der Tempel, der in dieser Hauptstadt alle Kräfte des Götzendienstes in sich vereinigte, sollte alle Lichter des Glaubens, alle Heiligen anstatt aller Götter, in sich vereinigen. Welch ein unerschöpflicher Gegenstand tiefer philosophischer und religiöser Betrachtungen!“

II.

Der St. Peterspfennig.

Der Peterspfennig ist sehr alt in der Kirche.

Er sollte dem Pabst durch freiwillige Beiträge die Unabhängigkeit seines hohen Amtes gewährleisten.

So erscheint er in den Augen der Katholiken als eine Schuld streng verpflichtender Dankbarkeit; denn für die Katholiken besteht das Pabstthum, für sie arbeitet und leidet es.

Die Regierung der Kirche beschränkt sich nicht bloß auf die Grenzen der päbstlichen Staaten; sie erstreckt sich über die ganze Welt. Es ist also ganz gerecht, daß die Katholiken der ganzen Welt die Lasten, deren unermeßliche Wohlthaten ihnen zu gut kommen, auch tragen helfen.

Zu andern Zeiten, wo die päbstliche Regierung eigene Mittel genug besaß, konnte die Entrichtung des Peterspfennigs aufhören, und so würde es der hl. Vater auch jetzt wünschen, wenn die Umstände günstiger wären.

Aber seit vier Jahren wurde die Pflicht für die Katholiken dringender als je. Sie wurde auch edelmüthig verstanden, und wenn die nach Rom geschickten Gaben nicht reichlich genug waren, so kommt dies nur daher, weil man die materiellen Bedürfnisse des hl. Stuhles, die nothwendig bestritten werden müssen, nicht genug kennt.

Sie müssen daher nach ihrem ganzen Umfang dargelegt werden, damit die Katholiken zur Einsicht gelangen, daß sie leicht bestritten werden können, wenn jeder nur ein kleines Almosen dazu

verabreicht. Das Werk des Peterspfennigs braucht nur besser verstanden und organisirt zu werden, und es wird Mittel genug abwerfen. Das ist der Zweck, den wir uns vorgesetzt haben.

Was auch der Pabst für Bedürfnisse habe, sie erfordern nur den kleinsten Theil von den beträchtlichen Summen, welche von den über die ganze Oberfläche der Erde verbreiteten katholischen Werken in Anspruch genommen werden.

Allein man vergesse nicht, daß nicht das Geld diesen Werken Leben einhaucht, sondern der Geist, und der Geist kommt vom hl. Stuhle. Dort ist die mütterliche Macht, die allem Leben gibt; dorthin müssen daher auch die ersten Anstrengungen unserer thätigen Liebe gerichtet sein. Das Werk des Peterspfennigs ist das Hauptwerk, das die Erstlinge unseres Almosens in Anspruch nimmt, damit das Pabstthum, der Mittelpunkt und das Leben der ganzen katholischen Christenheit, in der Fülle seiner Unabhängigkeit aufrecht erhalten werden kann.

Und unter diesem Titel soll der Pabst freiwillige Unterstützung von seinen Kindern erhalten. In voller Freiheit muß er überall das Gute, wo es vorkommt, segnen und überall die Vertheidigung der Schwachen und Unterdrückten führen können. Er darf von keiner Partei, von keiner Regierung, von keinem besonderen Volke abhängig sein.

Wir sagten, das Werk des Peterspfennigs ist nicht genug bekannt.

In der That sind die Katholiken über diesen Punkt nicht hinlänglich aufgeklärt. Sie kennen weder die Summe, welche die päbstliche Regierung bedarf, noch den Antheil, der sie an der Abtragung dieser Schuld trifft. Entweder halten sie die Bedürfnisse derselben für niedriger und geben nichts, oder sie übertreiben dieselben und verlieren den Muth.

Es ist daher nothwendig, daß sie mit dem wirklichen Stand der Dinge genau bekannt gemacht werden.

Im Jahre 1859, ehe der hl. Stuhl eines Theiles seines Gebietes beraubt wurde, bedurften die päbstlichen Staaten einer fremden Unterstützung nicht: sie warfen einen Reinertrag von 54 Millionen Franken ab. Der Zins der durch die Revolution herbeigeführten Schuld belief sich schon auf 24 Millionen Franken. Die Civilliste des Pabstes und der Kardinäle betrug, Dank der großen Sparsamkeit, nur . . . . . 3 Mill.

Unterricht, schöne Künste, öffentl. Arbeiten	8	„
Das Innere	8	„
Die Armee	11	„
Zus.	30	Mill.

So erreichte das Gesammtbudget kaum den Betrag der Civillisten, welche den Hauptsouveränen Europas und ihren Familien zukommen. Mit diesen Mitteln mußte der hl. Stuhl nicht nur für die Ordnung und Sicherheit Roms, sondern auch für die Gesammtverwaltung der Kirche in den fünf Welttheilen Sorge tragen.

Seit 1859, wo der hl. Stuhl zwei Drittheile seiner Staaten verlor, betragen seine Einkünfte kaum 20 Millionen Franken. Diese Summe würde zwar für die wirklichen Ausgaben genügen; aber es bleibt nichts mehr übrig, um die Ausgaben der Vergangenheit, d. h. die Staatsschuld zu bestreiten, deren Bezahlung Würde und Ehrlichkeit dem hl. Stuhle zur Pflicht machen. Durch die folgenden unglücklichen Ereignisse stieg diese jährliche Last auf 30 Millionen, und sie müßte jedes Jahr durch unvermeidliche Anlehen noch wachsen, wenn nicht die kindliche Liebe dem gemeinsamen Vater es möglich machte, seinen Verbindlichkeiten in ehrenvoller Weise nachzukommen.

Die Summe von 30 Millionen bedarf die päbstliche Regie=

rung unter allen Umständen zur Deckung ihrer Bedürfnisse. Sie zu beschaffen, so lange die Verhältnisse es verlangen, ist Ehrensache der katholischen Christenheit. Um diesen Preis müssen die Katholiken die Freiheit und Unabhängigkeit der mildesten Regierung sichern, einer Regierung, die buchstäblich nur einen Vater als Regenten und Kinder als Unterthanen hat. Und wäre es nicht für alle eine Schande, wenn unser geistlicher Vater in unserem Zeitalter des Luxus, der Reichthümer, der großen Budgets und der riesenhaften Unternehmungen zu Anlehen genöthigt wäre, um Leben und die Würde seines hohen Amtes wahren zu können?

Was ist es Geringes um einen Pfennig, das geringste Geldstück, das auch die arme Wittwe des Evangeliums geben kann! Was ist es Großes um den Stuhl, auf welchem die Nachfolger des hl. Petrus, als die Stellvertreter Gottes unter den Menschen, sitzen! Und der armselige Pfennig wird durch eine wunderbare Anordnung der göttlichen Vorsehung eine der nützlichsten Stützen der heiligen Unabhängigkeit des Pabstes, der Unabhängigkeit, die nie verloren gehen darf, weil sie die kräftigste Schutzmauer der Wahrheit und Gewissensfreiheit ist.

Der beredte Bischof von Tulle sagt hierüber:

„Wir empfehlen euch dringend das Werk des Peterspfennigs. Der edle Pfennig, nobilissimum denarium, wie er ehemals genannt wurde, ist in der That die edelste Abgabe, die je von den Völkern ist entrichtet worden. Es ist der Tribut des Glaubens, der zu den Füßen des Stellvertreters Jesu Christi niedergelegt wird, zu den Füßen desjenigen, der die Welt aufrecht hält und verherrlicht. Ohne den Stellvertreter des Lichtes und der Liebe würde die Welt im Augenblick aufhören; alles wäre vorbei. Der Peterspfennig ist ein männlicher und starker Pfennig, forte, masculum denarium, so sagte man von den aus reinem Metall gemachten Münzen. Der Peterspfennig ist männlicher und stärker;

er ist ein Hilfswerkzeug beim großen Werke des Geistes in einer Welt, wo der Leib mit der Seele vereinigt ist.

„Die Gläubigen, wenn sie ihre Gabe darbringen, werden also Hilfstruppen des übernatürlichen Planes Gottes. Die Metallstücke, welche von den Thoren nur zu armseligen Unternehmungen tauglich erachtet werden, können ein herrliches Gepräge annehmen, sie können zur Unterstützung der göttlichen Idee verwendet werden. Das Geld, das durch die Hand des Gläubigen in Freiheit gesetzt wird, daß es hinziehe zu den Füßen des Pabstes, wird geadelt. Die Materie wird verklärt.

„Erheben wir unsere Gedanken. Der Pabst ist der König der Geister, der unvergleichliche Fürst der Gesellschaft der vergöttlichten Seelen. Alle Unterthanen dieses Geisterreiches sind verpflichtet, ihm den schuldigen Tribut zu bringen. Wenn die Bösen es zu verkleinern suchen, oder von seinem Untergange träumen, so ist es die Pflicht der Gläubigen, ihre Versuche unschädlich zu machen. Unser Blut sollten wir für ihn hingeben, um wie viel lieber einen kleinen Theil unseres Vermögens? Der Pfennig des Armen und das Gold des Reichen müssen Beihilfe leisten."

Bedeutung des Peterspfennigs.

Die Revue des Bibliothèques paroissiales d'Avignon schreibt von Rom:

„Der Oratorianer Petetot übergab Seiner Heiligkeit 50,000 Franken, welche ihm von verschiedenen Personen aus der Hauptstadt Frankreichs zugeschickt worden waren mit der Bitte, er möchte diese Summe zu den Füßen Pius' IX. niederlegen. Zu gleicher Zeit hatte er eine ähnliche Summe aus den Händen eines edlen Mailänders erhalten. Briefe aus Deutschland theilen uns mit, daß in Sachsen, wo es nicht mehr als 40,000 Katholiken

gibt, eine im verflossenen Jahre veranstaltete Sammlung 1066 Thlr. für den Pabst und 879 für das Werk der Glaubensverbreitung ergab."

— Wenn das Giornale di Roma von den 35 Millionen spricht, welche dem hl. Vater seit 4 Jahren geschenkt wurden, so verweilt es mit Wohlgefallen bei den Gaben, welche von dem muthigen Journal gesammelt wurden, das unter der Leitung Margottis herausgegeben wird. Kaum zählte die Unità cattolica zwei Monate, und schon hatte sie der päbstlichen Kasse 81,125 Fr. zugeschickt. Die Unità veröffentlicht hierüber folgendes:

„Mazzini, Minghetti und ihresgleichen hätten vor 4 Jahren wohl nicht geglaubt, daß in Rom zu den Füßen des armen und beraubten Pabstes so viel Gold zusammenströmen würde. Der Peterspfennig ist eines der merkwürdigsten Mittel in der Hand der göttlichen Vorsehung in unseren Tagen; er ist mit Rücksicht auf die Zeit, in welcher wir leben, und auf die Umstände, unter denen er gegeben wird, eine wunderbare Thatsache, eine in der Geschichte einzig dastehende Thatsache; eine Thatsache, die nicht als das Ergebniß menschlicher Berechnung angesehen werden kann; eine Thatsache, welche den Charakter der edelsten Protestation des Gewissens und des beredtesten Glaubensbekenntnisses annimmt.

„Zwar werden die Revolutionäre sagen können: Was sind 35 Millionen Franken für 200 Millionen Katholiken? Allein sie mögen multipliciren, dividiren und subtrahiren, wie sie wollen, sie müssen im Innern gestehen, daß ein armer und unmächtiger König, dem freiwillig 35 Millionen Franken geschenkt werden, nur ein Pabst sein kann, und daß dieser Pabst König bleiben muß. Die dem hl. Vater überreichten Gaben haben eine um so beredtere Bedeutung, als sie sich nach und nach entwickeln und immer mehr zunehmen. Ein augenblicklicher Eifer, eine vorübergehende Freigebigkeit ist leicht zu begreifen und leicht zu erklären. Aber eine Frei-

gebigkeit, die nicht müde wird zu geben, die sechs Jahre dauert, die heimlich gibt, die durch die Hände armer Journalisten gibt, die Angesichts großer und vieler Gefahren gibt: das ist ein Ereigniß, welches nur im Schooße des Katholicismus sich entwickeln konnte. Schon fühlen Freunde und Feinde die ganze Kraft eines solchen Beweises; täglich wird man sie mehr begreifen, und die 35 Millionen werden so manche Volksversammlungen und Abstimmungen an Glanz stets weit überstrahlen."

— Frankreich erscheint unter allen Nationen stets als die edelste und ergebenste. Die Diöcese Cambrai allein spendete dieses Jahr 145,000 Fr., die ihr heiliger Erzbischof dem heiligen Vater überbrachte.

Belgien bleibt weder hinter Frankreich noch hinter Italien zurück. In der Diöcese Lüttich, welche zu denen gehört, wo der religiöse Indifferentismus und der revolutionäre Liberalismus die größten Verheerungen anstellen, wurde die Einführung des Peterspfennigs eifrig und begeistert aufgenommen. Jede Pfarrei bekam bald ihr besonderes Comité. Die St. Petersbruderschaft, welcher fast alle Pfarreien beitraten, spendet nicht nur materielle Mittel, sie betet auch für den hl. Stuhl. Seit ihrer Einführung im Jahre 1860 ergab der Peterspfennig die Summe von 920,000 Fr., im Durchschnitt jährlich 160,000 Fr. Im Jahre 1864 belief sich die Collecte auf 171,000 Fr., sie ist im Steigen begriffen; auf eine Person kommen bei einer Bevölkerung von 750,000 Seelen 25 Cents.

Die Kirche von Lüttich ist also bei diesem Tribut der Liebe, welcher Pius IX. dargebracht wird, ganz vertreten.

Die Ergebenheit Italiens gegen Pius IX.

Das von den Freimaurern unterdrückte Italien unterläßt es nicht, seine Ergebenheit gegen den Pabst an den Tag zu legen. In der Correspondence de Rome heißt es (1865):

„Wir folgen mit lebhaftem Interesse der Bewegung der katholischen Presse in Italien, und gewahren überall, von den Alpen bis zum adriatischen Meere, einen merkwürdigen Fortschritt dieser Bewegung. Die Zeitungen wären an und für sich nichts, wenn sie nicht die Bestrebungen und Absichten der Parteien ausdrückten, und die Thatsache ihres Daseins ist der unwiderleglichste Beweis der Lebenskraft dieser Parteien. Eine Zeitung, die keinem politischen, moralischen oder industriellen Bedürfnisse entsprechen würde, wäre unmöglich. Armonia, Osservatore cattolico, Stendardo cattolico, Commercio, Stella del Serchio und andere, deren Titel uns nicht gegenwärtig ist, sind das Echo der gläubigen Bevölkerung und kämpfen in Wahrheit die Kämpfe des Herrn. Sie athmen Ergebenheit, Muth und Opfergeist. Sie eröffnen Subscriptionen zu Gunsten des Pabstes und veröffentlichen die Namen der Geber mit Stellen aus der hl. Schrift oder Worten, die ihnen die hingebendste Liebe dictirte. Es ist eine interessante Sammlung von Namen, die in den Jahrbüchern unserer Zeit eingeschrieben bleiben werden. Wie oft kommen Thränen uns in die Augen, wenn wir die Worte lesen, welche den Gaben beigefügt sind! Bald ist es eine Magd; sie schickt 6 Fr., den Erlös eines goldenen Kreuzes, das sie von ihrer Mutter erhalten; bald ein Landmädchen; sie gibt 4 Fr.: „Preis meiner Haare." Eine Zeitung erhält einen kleinen silbernen Löffel und einen Ring mit den Worten: „Zwei arme Mädchen." Viele Priester, deren Armuth groß ist, schicken ihre silbernen Schuhschnallen; sie haben nichts Anderes. Sodann kommt eine wahre Legion von Gebern, welche

mitten in einem revolutionirten Lande, wo die Verfolgung gegen die Kirche eröffnet ist, ihren Gaben die kräftigsten Versicherungen der Liebe zum Pabst-König beifügen. So gestaltet sich denn in Italien ein herrliches Erwachen, und himmlischer Glanz durchdringt jeden Augenblick die Wolken, welche durch die Gottlosigkeit der feindlichen Secten sich angesammelt haben.

„Nach der Statistik der eben geschlossenen Abgeordnetenkammer belief sich die Gesammtzahl der den gewählten Repräsentanten gegebenen Stimmen auf 170,567. Es ist wahrscheinlich, daß die neuen Abgeordneten, welche im Hasse gegen Pius IX. gewählt wurden, nicht einmal so viel Stimmen bekamen.

„Bis heute haben wir für die Adresse der Dankbarkeit, des Glaubens und der Liebe, die wir dem hl. Vater überreichen wollen, eine Million Unterschriften und 250,000 Fr. gesammelt.

„Verstehet ihr das recht? Eine Million Italiener, die alle ihre Namen unter die Adresse setzen und ihre Unterschrift mit einer kleinen Gabe begleiten! Das will sagen, Pius IX. hat bis jetzt sechsmal so viel Stimmen erhalten, als alle neue Deputirte miteinander erlangen konnten.

„Und diese Stimmen wurden nicht gekauft, sondern freiwillig gegeben. Die sie begleitende Gabe ist ja die untrügliche Garantie ihrer Freiwilligkeit. Die ächten Italiener wollten für die Kammern nicht wählen, aber sie bezahlten und stimmten für Pius IX.; und bei dieser neuen Art von Wahl trägt der römische Pabst mit 830,000 Stimmen über alle Diener der Kammer zusammen den Sieg davon."

Ein schönes Beispiel.

In einer Pfarrei des Departements der Nieder-Pyrenäen erscheint nach dem Weihnachtsgottesdienst eine arme, kränkliche,

schon ziemlich bejahrte Frau in der Sacristei und sagt zu dem Pfarrer: „Herr Pfarrer! ich wohnte diesen Morgen der Messe in der Nachbarkirche bei, konnte aber meine Gabe zum Peterspfennig nicht abliefern; ich beabsichtigte, Ihnen drei Sous zu geben; aber ich verlor unglücklicher Weise zwei und bringe Ihnen nun den dritten; mehr habe ich nicht!" — „Gut!" antwortete tief bewegt der Pfarrer, „der liebe Gott wird es Ihnen vergelten." Und die gute Frau ging fort und dachte in der Einfalt ihres Herzens gar nicht daran, welch werthvolles Opfer sie mit ihrer geringen Gabe gebracht hatte.

Opferwilligkeit der Arbeiterinnen.

Die Fräulein C*** und dreißig junge Arbeiterinnen ihrer Werkstätte übergaben neulich ihren Beitrag zum Peterspfennig einem würdigen Priester. Allein die Gabe war für ein Haus, in dem mehr Eifer als Reichthum wohnte, sehr beträchtlich, und der Priester erlaubte sich hierüber einige Bemerkungen, erhielt aber nur eine sehr geheimnißvolle, zurückhaltende Antwort. Indeß sorgte die Vorsehung dafür, daß das Geheimniß an den Tag kam. Wir hören aus dem Munde des betreffenden Priesters selber, daß die Vorsteherinnen und Arbeiterinnen in liebevoller Theilnahme an der bedrängten Lage des Pabstes ihm eine reichlichere Gabe zukommen lassen wollten, als ihre Vermögensumstände es erlaubten. Sie faßten daher den edlen Entschluß, täglich mehrere Stunden über die gewöhnliche Arbeitszeit zu arbeiten. Dieser Entschluß wurde auch ausgeführt. So macht die kindliche Liebe zum hl. Vater erfinderisch. (Annal. relig.)

Die Gabe eines armen Dienstboten und einer reichen Dame.

Wir können uns nicht verhehlen, daß die Zeiten schlecht sind, und daß der Glaube vielfach tief darniederliegt. Aber dessenungeachtet gibt es, meist im Schatten der Verborgenheit, heilige Seelen, die der edelmüthigsten Handlungen fähig sind. So kam dieser Tage ein Mädchen aus dem Volke, eine Dienstmagd, zu einem angesehenen Geistlichen in Lyon und sprach zu ihm: „Mein Herr! ich bringe Ihnen ein kleines Geschenk zum Peterspfennig." — „Recht, mein Kind! ich will Deine Gabe, die gewiß Gott sehr wohlgefällig ist, in mein Verzeichniß eintragen," entgegnete der Priester. Aber wie groß war sein frommes Staunen, als das Mädchen 300 Fr. auf den Tisch niederlegte! Gewiß ein großes Werk, das die Stirne vieler reichen, aber gegen den Pabst geizigen Christen mit Schamröthe bedecken muß!

— Neulich stellte eine reiche spanische Dame bei einer Audienz ein Crucifix im Werth von 50,000 Fr. auf den Tisch des hl. Vaters nieder und wollte, ohne um etwas zu bitten, sich entfernen. Da schenkte ihr Pius IX., bis zu Thränen gerührt, das Crucifix von Ebenholz und Elfenbein, vor welchem er zu beten pflegte, und sprach: „Meine Tochter, nimm dieses! ich habe es aus der Verbannung mitgebracht."

Die Zöglinge des Klosters Unserer lieben Frau von Tournon.

Die Katholiken von allen Classen der menschlichen Gesellschaft und aus allen Ländern der Welt beachteten den Aufruf, der für ihren beraubten und verfolgten Vater erging.

Junge Mädchen, Marienkinder, verzichteten auf ihre Preise zu Gunsten des Peterspfennigs. Pius IX., der von diesem großen Opfer der guten Kinder Kunde bekam, würdigte sich, ihnen

in einem Briefe seinen Dank auszusprechen. Es wird unseren Lesern, besonders den Marienkindern unter ihnen, Freude machen, wenn wir dieses Schreiben hier folgen lassen.

„An unsere lieben Töchter in Jesu Christo, Schwester Emilie Reynaud und die Zöglinge des Klosters Unserer lieben Frau in Tournon.

„Pius PP. IX.

„Unserer lieben Tochter in Jesu Christo Gruß und apostolischen Segen.

„Wir waren von dem lebendigen Glauben und von der Frömmigkeit, die aus Eurem Briefe und aus der ihn begleitenden Gabe hervorleuchtet, tiefgerührt. Es ist in der That ein unzweifelhafter Beweis von der Aufrichtigkeit der Gesinnungen der Religion und Ehrfurcht, die Ihr an den Tag leget, indem Ihr auf die Belohnungen, welche das ganze Jahr hindurch der Gegenstand Eurer heißesten Wünsche waren, Verzicht leistetet, um mit der daraus sich ergebenden Summe den gemeinsamen Vater der Gläubigen zu unterstützen. Diese That ist ein sicheres Vorzeichen der festen und soliden Tugend, welche junge Mädchen und Frauen, in allem des katholischen Namens würdig, für die religiöse oder bürgerliche Gesellschaft vorbereiten wird. Sie ist aber auch ein zuverlässiger Beweis der guten Erziehung, welche die Zöglinge erhalten, die ihrer Sorgfalt anvertraut sind, und denen sie in allem mit so glänzendem Beispiel vorangehen. Darum wünschen wir beiden Glück und ermahnen die Lehrerinnen, daß sie ihre Sorgfalt verdoppeln sollen, um Tugend und Frömmigkeit den zarten Seelen immer mehr einzuprägen, gleichwie wir auch die Zöglinge ermahnen, die Lehren, welche sie erhalten, tief in ihr Herz zu graben, damit aus dem gegenseitigen Wetteifer der Lehrerinnen und Zöglinge, nach unserem Wunsche, ein wahres und dauerndes Glück für die Gesellschaft hervorgehe. Und da wir wissen, daß

weder der etwas ist, welcher pflanzt, noch der, welcher begießt, sondern der, welcher das Wachsthum verleiht, so bitten wir Gott, daß er selber für den Saamen in den Herzen der Zöglinge ein gutes Erdreich zubereite und es fruchtbar mache, auf daß es reichliche Früchte trage und den Wünschen derer, die gesäet haben, entspreche. Mit dem Wunsche, die Liebe Jesu Christi möge sich mehr und mehr über Euch ergießen, gestatten wir gerne, daß Ihr an irgend einem geziemenden Orte Eures Hauses den hl. Kreuzweg errichten, und die von dem hl. Stuhle dieser frommen Uebung so freigebig verliehenen Ablässe gewinnen könnet.

„Zum Beweis unserer Dankbarkeit und als Unterpfand unserer väterlichen Liebe ertheilen wir allen von ganzem Herzen unsern apostolischen Segen.

„Gegeben zu Castel-Gandolfo, den 1. August 1866, im 20. Jahre unseres Pontificats.

Pius PP. IX."

Eine gesegnete Heirath.

Das Echo de Notre-Dame des Victoires schreibt:

„Der junge Zuave, dessen Geschichte wir erzählen wollen, gehört einer Familie an, die in den Augen der Welt sehr reich, aber in den Augen Gottes noch reicher ist, weil treue Pflichterfüllung zu ihren heiligsten Traditionen zählt. Vor einigen Jahren, als Pius IX. Soldaten brauchte, ließ sich der junge Heinrich nicht zurückhalten: von seinem Vater ermuthigt und von seiner Mutter gesegnet, eilte er nach Rom und wurde päbstlicher Zuave. Es braucht nicht erst angeführt zu werden, wie oft der tapfere Zuave für die edle Sache, zu deren Vertheidigung er herbeigeeilt war, sein Leben in die Schanze schlug: er gehörte, wenn ich mich nicht täusche, zu den Tapferen von Castelfidardo. Als er nach vielen

Leiden und Strapazen in den Schooß seiner Familie zurückkehrte, verheirathete er sich mit der Schwester eines seiner Kameraden bei den Zuaven. Wie es sich um die Bestimmung seines Heiraths-gutes handelte, staunten die Eltern nicht wenig darüber, daß er viel mehr verlangte, als sie ihm zu geben gesonnen waren. Seine Mutter fragte ihn daher nach dem Beweggrund solcher Forderungen, die mit seinem sonstigen Benehmen gar nicht in Einklang standen. Da gab er zur Antwort: „Muß denn unser Vater in Rom nicht auch sein Hochzeitsgeschenk haben?“ Heinrich theilte sein Vorhaben der Braut mit, welche, ganz gerührt, ihn um die Erlaubniß bat, sich ihm bei der Ausführung desselben anschließen zu dürfen. „Gestatte mir,“ sprach sie zu ihm, „daß ich meine Ersparnisse mit Deiner reichen Gabe vereinigen darf; ich hatte sie zum Ankauf von Diamanten bestimmt; aber was für einen bessern Gebrauch könnte ich davon machen!“ Der Gedanke gefiel dem frommen Jüngling sehr wohl. Dem hl. Vater wurde eine hübsche Summe übersendet nebst einem Brief, in welchem der ehemalige Zuave den Pabst um seinen Segen und um sein Gebet für ihn und seine künftige Gemahlin anflehte.

„Zu den Charakterzügen Pius IX. gehört Größe und Freigebigkeit. Er weiß besser zu geben, als zu empfangen, und wenn er mit der einen Hand empfängt, so gibt er gerne mit der anderen. Die Bitte des jungen Zuaven wurde gewährt; er segnete ihn und betete auch für ihn und seine Lebensgefährtin. Das war das Geschenk des Vaters und des Pabstes; der Fürst, obgleich arm, wollte noch ein besonderes Geschenk beifügen. Er ließ der Braut seines treuen Zuaven eine herrliche Diamantbroche übergeben. Der Pabst hatte sie selber unter mehreren Juwelen ausgewählt und gesegnet. Alle diese Einzelnheiten wurden dem Brautpaar durch den Boten des Pabstes hinterbracht. „Unmöglich,“ rief die Braut, „kann ich einen solchen Gegenstand, den unser Vater in

seinen heiligen Händen getragen und gesegnet hat, in der Welt tragen zu meinem Schmucke; weder die Welt noch ich bin dessen würdig. Ich will ihn Gott schenken; er soll Gott dienen an seinem heiligen Altare!" Der fromme Entschluß wurde wirklich ausgeführt. Die Diamanten wurden in ein goldenes Kreuz gefaßt und oben an einer schönen Monstranz, die der Schloßkapelle gehörte, angebracht, und der Körper der Broche in ein niedliches Schmuckkästchen gelegt. Die Schloßfrau zeigte es gerne als eine kostbare Reliquie.

Als Pius IX. erfuhr, mit welch kindlicher Liebe der Diamantschmuck entgegengenommen, und welche Ehrfurcht seinem königlichen Geschenke erwiesen wurde, sprach der gute Pabst, tief gerührt und mit Thränen in den Augen zu seiner Umgebung: „Bin ich nicht glücklich, daß ich solcher Kinder Vater bin?" Dann setzte er bei: „Sehr oft trösten mich solche Beweise von Liebe in meinen Schmerzen."

Eine edelmüthige Mutter.

Christliche Mütter, in denen der Geist des Glaubens lebt, sind die ersten, welche ihre Kinder zur Ergebenheit gegen den Stellvertreter Jesu Christi ermuthigen. Die Revolution mit ihren wüthenden Angriffen auf den Pabst bot den wahren Katholiken eine herrliche Gelegenheit, ihre Anhänglichkeit an die hl. Kirche zu zeigen. Eine Sache, die zu solchem Heldenmuth begeistert, ist nicht verloren.

Neulich ertheilte Pius IX. einer Mutter Audienz, welche mit ihrem Sohn nach Rom gekommen war, und ihn persönlich dem hl. Vater vorstellen wollte, damit Seine Heiligkeit ihn unter die Zuaven aufnehmen möchte. Sie schätzte sich glücklich, daß sie das

Theuerste, was sie auf der Welt besaß, dem ehrwürdigen Greis schenken konnte.

Der Pabst empfing Mutter und Sohn mit der ihm eigenen Güte und Freundlichkeit.

Ehe die Frau ihn verließ, legte sie 10,000 Fr. in Gold auf seinen Tisch nieder.

Und als der Pabst darüber erstaunt schien, sprach sie: „Heiligster Vater! Das ist eine Prämie, die mein Sohn der päbstlichen Regierung bezahlen will für die Ehre, ihr dienen zu dürfen."

Diese Erklärung rührte Pius IX. bis zu Thränen; er legte die eine Hand auf das Haupt des Kindes, die andere auf das Haupt der Mutter und betete für beide einander so würdige Seelen.

Diese rührende Scene gäbe für einen christlichen Künstler den Gegenstand eines herrlichen Gemäldes ab.

Nach solchen Auftritten mögen die Freidenker uns noch sagen, das Pabstthum liege im Todeskampfe. Wir werden ihnen mit Jesus Christus antworten: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen."

Die Kirche allein überwindet alles, überlebt alles, sie ersteht und triumphirt überall, gestern, heute, morgen, immerdar.

Pius IX. hat die Ueberzeugung, die Heiterkeit seiner Stirne sagt es schon: er wird seinen Thron befestigt sehen, seine Feinde werden beschämt werden, seine Regierung wird mit unauslöschlichen Buchstaben in die Annalen der siegreichen Kirche eingetragen werden.

Pius IX. erhält ein schönes Altargeräth zum Geschenk.

Den 1. Okt. 1865 überreichte Abbé Dumax dem hl. Vater

im Namen der Erzbruderschaft und der Pfarrei Unserer lieben Frau von Siege ein prachtvolles Altargeräth. Wir lassen die Beschreibung, die unsere Leser ohne Zweifel interessiren wird, hier folgen:

Kelch. — Auf den zwei Hauptmedaillons der Kupa ist Gott Vater und Jesus Christus dargestellt. Von zwei Engeln zwischen beiden trägt der eine eine Hostie, der andere das Kreuz. Damit ist der ganze Inhalt des Geheimnisses der Erlösung angegeben: So sehr hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen Eingeborenen dahin gab. Brandopfer gefielen Dir nicht; da sprach ich: Siehe, ich komme. Am Kreuz ist der Gottmensch das Versöhnungsopfer für das Menschengeschlecht geworden.

Am Fuße des Kelches, unter verschiedenen Verzierungen, wo die Sinnbilder des eucharistischen Opfers, Trauben und Aehren, miteinander verschlungen sind, befinden sich auf Medaillons vier Heilige: ein Pabst, ein Bischof, ein Priester und ein Ordensmann; sie stellen die vier Grade des Priesterthums dar, welchen die Vollmacht gegeben ward, im Namen der Kirche zu opfern. Ein Kreuz, aus welchem die Trauben hervorwachsen, mit dem Bilde des sterbenden Heilandes, bildet den Gegenstand eines fünften Medaillons.

Auf dem Kelchknopf sind Engelsfiguren in anbetender Stellung und verleihen dem Ganzen einen schönen Abschluß.

Patene. — Das Aeußere der Patene ist theilweise mit Emailarbeit bedeckt. Im Mittelpunkt eines Medaillons ist Jesus Christus. Sein Arm hält das Kreuz; mit der rechten Hand segnet er die Welt, während er mit der anderen, die Frucht dieses Segens zu gewährleisten, Blut aus seiner geöffneten Seite in einen Kelch leitet.

Ciborium. — Seine Form ist fast ganz rund; oben ist

es etwas gedrückt, unter dem Fuß des Kreuzes, das auf ihm steht.

Es ist das Bild der Welt, in welcher der Sohn Gottes leben wollte, wo er sein eucharistisches Leben bleibend fortsetzt, und sie ohne Unterlaß durch sein Sacrament wieder herstellt und belebt; ein Bild der Welt, die dem Kreuz ihr Heil und ihre Hoffnungen für die Ewigkeit zu verdanken hat. Die zwölf Apostel, welche das Geheimniß des Kreuzes und des Altars der Welt verkündigten, sind am Fuße des Ciboriums dargestellt. Auf dem Knoten und da, wo der Fuß gleichsam herauswächst, sieht man Engelsfiguren: die einen in anbetender Stellung, die anderen halten die Sinnbilder der zwei großen Geheimnisse, an welche das Ciborium erinnert.

Kännchen. — Sie sind mit Sinnbildern geziert, die den Inhalt eines jeden anzeigen; das eine trägt Trauben, das andere Schilfrohre. Auf der Hauptseite sind betende Engel.

Teller. — Auf dem Rande sind zwölf Medaillons, welche Gott Vater, Jesum Christum, die allerseligste Jungfrau, den hl. Joseph, die hl. Apostel Petrus und Paulus, Glaube, Hoffnung und Liebe, Starkmuth, Klugheit, Mäßigung u. s. w. darstellen.

Der Fuß des Kelchs und des Ciboriums trägt folgende Inschrift:

Beatissimo Patri Nostro Pio PP. IX.
Archisodalitas et Parochia Dominae Nostrae
A Victoriis, Parisiis,
Offerunt Die Festo Exaltationis s. Crucis D. N. J. C.
A. D. 1865.*)

---

*) Unserem heiligsten Vater, Pabst Pius IX., von der Erzbruderschaft und Pfarrei Unserer lieben Frau vom Siege in Paris, am Kreuzerhöhungsfeste 1865 zum Geschenke dargebracht.

Alle Stücke sind im Stile des 13. Jahrhunderts aus vergoldetem Silber gearbeitet und mit kostbaren Steinen besetzt.

Ueber die Audienz, in welcher Abbé Dumax diese Geschenke dem hl. Vater überreichte, erzählt er folgendes:

„Der hl. Vater stand auf, um die Gaben genauer anzusehen. Zuerst überschaute er sie einen Augenblick insgesammt, dann nahm er sie nacheinander in seine Hände, zuerst den Kelch, dann das Ciborium und endlich eines von den Kännchen, und betrachtete sie aufmerksam. Mgr. Pacca hatte Seine Heiligkeit zum voraus in Kenntniß gesetzt, daß der Hauptwerth dieses Geschenkes in der originellen Arbeit und in der neuen Erfindung liege, die hier zum erstenmal angewendet worden. Mit diesem Gedanken untersuchte der hl. Vater die Arbeit. Dabei hatte er die Güte, sich von mir verschiedene Punkte bezüglich der auf Silber gemachten Emailarbeit erklären zu lassen. Hierauf stellte der Pabst alles an seinen Platz und setzte sich wieder, indem er wiederholt sagte: „Das ist schön, das ist zu schön!“ Ich bemerkte, es sei gar nicht zu schön; Pius IX. hätte Unsere liebe Frau vom Siege mit kostbaren Schätzen ganz anderer Art geschmückt; die Pfarrei und Erzbruderschaft Unserer lieben Frau vom Siege schätzten sich überaus glücklich, daß sie dem geliebten Vater der katholischen Kirche eine kleine Freude machen könnten; besonders sei es eine große Ehre für sie, die Erstlinge einer neuen Kunst, die ohne Zweifel im Fache der religiösen Ornamentik zu wichtigen Diensten bestimmt sei, zu den Füßen des Pabst-Königs niederlegen zu dürfen.

„Der hl. Vater nahm diese Worte mit dem Ausdruck eines väterlichen Wohlwollens auf. „Und wie steht es mit der Erzbruderschaft?“ fragte er mich. „Breitet sie sich immer mehr aus? Steht sie immer in Blüthe?“ Ich antwortete Seiner Heiligkeit auf jede von diesen Fragen.

„Der hl. Vater schien sehr erfreut, besonders als ich ihm

sagte, daß der Eifer der Mitglieder mehr und mehr zunehme; daß der Geist des Gebetes, wie in den schönen Tagen des Herrn des Genettes, lebendig in ihrem Herzen sei; daß man in allen Kirchen und Kapellen der Erzbruderschaft, besonders aber bei Unserer lieben Frau vom Siege, viel für die Sünder bete und darin den Hauptzweck zu erblicken nicht vergessen könne; daß wir aber auch viel für die Kirche und ihr geliebtes Oberhaupt beten. Zum Beweis schlug ich die Annalen Seite 83 auf, wo eine Einladung zum Gebet an die Mitglieder verzeichnet steht. Der hl. Vater wollte die Stelle selber lesen und gab wiederholt seine Zustimmung zu erkennen.

„Nun schien es, als wollte Seine Heiligkeit sich sammeln; er forderte uns auf, wir sollten die Mitglieder immer wieder zur Beharrlichkeit im Gebetsgeiste ermahnen, und sprach: „Das Gebet ist die große Kraft der Kirche, besonders in unseren Tagen."

„Indem er dann hierüber noch weiter redete, fuhr er fort: „Wir leben in einem Zeitabschnitt, der vielleicht zu den schwierigsten der ganzen Kirchengeschichte gehört; aber wir können ja beten, und das Gebet vermag alles."

„Der hl. Vater vergaß, welch' bescheidenen und armseligen Zuhörer er vor sich hatte, und sprach sich über die gegenwärtigen Prüfungen der Kirche und über die geheimnißvolle und unendlich weise Führung der Vorsehung aus.

„Ich kann nur sagen, Pius IX. ist der Pabst der Päbste, der Stellvertreter Jesu Christi mit Vorzug. Vor allem ist er der Mann Gottes. Ohne Zweifel verehrt man in ihm das Wohlwollen und die liebenswürdige Väterlichkeit, die er allen seinen Kindern beweist, den kleinsten wie den größten (habe ich das nicht eben an mir selbst erfahren?), und wodurch er allen kund thut, daß er alle mit derselben Liebe umfasse, daß er der Freund und Vater aller ist. Aber bei diesem väterlichen Wohlwollen kann man

nicht leugnen, daß Pius IX. in einer höheren Sphäre lebt, als wir, nämlich in der Sphäre des reinen Glaubens, wohin weder die Unruhen, noch die Geschäfte der Erde, noch menschliche Ansichten gelangen können. Er ist der Gerechte, von welchem der hl. Paulus sagt, daß er aus dem Glauben lebe. Man fühlt es, daß er die vollkommene Ruhe in Gott genießt, welche die Frucht des Glaubens ist, und die wir an den Heiligen bewundern; eine erhabene Ruhe, denn sie nimmt an der Ruhe des Himmels selber Antheil; eine unaussprechliche Ruhe, in Folge deren unser heiliger Pabst, ähnlich wie Gott, mitten unter den Stürmen, die über sein ehrwürdiges Haupt hereinbrechen und um den Vatikan toben, ruhig und unerschütterlich bleibt. Ja, man fühlt es, im Innersten seiner Seele wohnt Gott wie in seinem bevorzugten Heiligthum; Gott erfüllt und sättigt sein großes Herz; da ist kein Platz mehr für eitle Wünsche, für eingebildete Befürchtungen, für das, was man Vorsicht und Täuschung der Politik nennt, oder auch nur für einen einfachen Kummer. Das ganze Leben Pius' IX., der ganze Pius IX. ist lautere Hingabe an Gott und an seinen heiligen Willen. Hienach ist nicht zu verwundern, daß von den Lippen des Pabstes Worte kommen, dergleichen ich vernehmen durfte, Worte, bei denen es schwer zu entscheiden ist, ob man mehr seine gänzliche Hingabe an Gott, oder seine tiefste Demuth bewundern soll; Worte, die als Grundregel des christlichen Lebens dienen können: „Ich bin zwar der Stellvertreter Jesu Christi, und mit ihm vermag ich alles; aber aus mir selber vermag ich nichts." Darum wurde Pius IX. auserwählt, der Welt die unbefleckte Empfängniß der seligsten Jungfrau Maria zu verkündigen; darum erhält er so viele Beweise von Sympathie, Ergebenheit und Liebe; aber aus sich selber ist er nichts, er ist nur das Werkzeug Gottes. „Mein Sohn! wir müssen alle unter der Hand Gottes sein wie Kinder, der Pabst wie die anderen. Wir dürfen keine Furcht haben. Nur was

Gott will, wird geschehen. Er weiß alles wohl zu verhindern, was er verhindern will."

„Und wie die Augen Pius' IX. leuchten, wenn er von solchen Dingen redet! wie sein Blick aufwärts gerichtet ist dem Himmel zu!" (Echo de N. D. des Vict.)

Thränen Pius' IX.

Abbé Bauer sagte in einer Predigt, die er im Monat Mai 1866 in der Kirche Unserer lieben Frau vom Siege gehalten, unter anderem folgendes:

„Schon vor mehreren Jahren begab ich mich als demüthiger Pilger des Glaubens in den Mittelpunkt der Einheit, um Petrus zu sehen, wie der hl. Paulus sich in der Erzählung seiner Reise nach Jerusalem ausdrückt, und um mir dadurch den vollkommensten Anblick der Wahrheit zu verschaffen, der hienieden dem Menschen, dem Christen und besonders dem Priester zu Theil werden kann. Wenn ich diesen Anblick in mich aufgenommen hätte, wollte ich wieder heimkehren, mit mehr Kraft ausgerüstet, um die Wahrheit zu vertheidigen, mit größerer Beredtsamkeit, um sie zu verkündigen, mit feurigerem Eifer, sie zu lieben, und mit größerer Bereitwilligkeit, für sie zu sterben.

„Schon waren die Merkwürdigkeiten des Alterthums, die Kunstschätze, die Herrlichkeiten der Vergangenheit, die Wunder der Gegenwart und die Prophezeiungen der Zukunft in majestätischer Procession an meinem eben so erstaunten als geblendeten Auge vorübergezogen. Ich war gesättigt, und doch hatte ich Hunger; ich hatte getrunken, und doch war ich durstig. Ihn, welchen zu sehen ich gekommen war, hatte mein Auge noch nicht geschaut, mein Ohr noch nicht vernommen; mein Herz hatte noch nicht geschlagen neben jenem Herzen, worin außer dem übernatürlichen

Leben von 200 Millionen Menschen das Leben Jesu Christi am wärmsten hienieden pulsirt.

„Einst befand ich mich unter den Hallen eines Tempels, von dem man noch zu wenig gesagt hat, wenn man ihn die Basilika des Menschengeschlechtes nennt; da war ich, eine verlorene Woge im Ocean, und wartete ruhig mit den Stellvertretern aller Nationen, mit den Gesandten aller Mächte, mit den Bischöfen aller Kirchen, inmitten einer Versammlung, die ich ohne Uebertreibung den Ausbund des Menschengeschlechts nennen kann. Es war, als ob die erhabene Versammlung, die von allen vier Himmelsgegenden gekommen, auf etwas wartete und unter den zahlreichen Wundern ringsum ein Wunder suchte, das sich noch nicht zeigen wollte.

„Plötzlich werden die Riesenthore mit den weiten Flügeln aufgethan; ein Gesang, der seinesgleichen nicht hat, stimmt die Worte der Wahrheit an: Tu es Petrus, du bist Petrus; und mehr vom bewegten Hauch aus 100,000 Herzen, als mit den Armen aus Fleisch und Blut getragen, bewegt sich mitten durch die Menschheit, die in der Person ihrer edelsten Stellvertreter sich auf die Kniee geworfen, der allgemeine Monarch der Gewissen, der König der Seelen, der römische Pabst zum Tempel herein.

„Ich sah Gott in seiner irdischen Herrlichkeit vorüberziehen: etwas Größeres gibt es nicht; aber etwas Lieblicheres wartete noch meiner.

„Ich fühle allzusehr, wie in diesem Augenblick eure Herzen in Vereinigung mit dem meinigen schlagen, als daß ich mir die Freude versagen könnte, es vor euch auszuschütten.

„Einige Tage darauf war ich im Vatikan zu den Füßen des Greisen, vor welchem die Könige der Welt das Knie beugen, um größer aufzustehen, als sie niedergekniet waren. Nachdem ich seine Füße geküßt hatte mit jener unaussprechlichen Liebe, die da weiß, daß Gott für uns gestorben; und die da weiß, daß der Christ, wenn er

die Füße dieses Menschen küßt, so nahe bei Gott sei, als es hienieden dem Geschöpfe nur immer möglich ist, hob ich die Augen empor. Wie könnte ich euch sagen, was ich da erblickte? Die dreifache Krone hatte er nicht auf seiner Stirne; kein Pomp dieser Welt umgab seine Person. Aber auf seinem Gesichte voll der englischen Milde und souveränen Majestät, auf seinem weißen Haupte sah ich die heilige Last einer achtzehnhundertjährigen Herrlichkeit. Einige Tage vorher hatte ich eine Vision von der Herrlichkeit Gottes gehabt; heute hatte ich, so zu sagen, ein Lächeln seiner Größe vor meinen Augen; ich sollte einen Auftrag besorgen, der heute kein Geheimniß mehr ist, und stets nur ein Geheimniß der Demuth war, ein Geheimniß, das ihr um so lieber vernehmen werdet, als es den hl. Vater im Innersten seiner Seele rührte, und in den Augen dessen, der unaufhörlich die Thränen des Menschengeschlechtes zu trocknen bemühet ist, eine Thräne glänzen machte.

„Ich sprach zu ihm: „Heiligster Vater! vor einigen Wochen kam eine arme Person aus dem Volke zu mir und sagte: „Sie „gehen nach Rom; hier haben Sie die Ersparniß meines ganzen „Lebens; legen Sie sie nieder zu den Füßen des Pabstes; bitten „Sie ihn, daß er mich segne und mir eine glückselige Sterbestunde „erlange.“

„Als ich die verhältnißmäßig beträchtliche Summe sah, hielt ich es für eine Pflicht der Klugheit, ehe ich dieselbe annahm, einige Fragen an die Frau zu richten: „Wie alt sind Sie?“ — „Fünf„zig Jahre vorüber.“ — „Wie lange brauchten Sie, bis Sie „diese Summe erworben hatten?“ — Beinahe 40 Jahre; denn „schon mit zwölf Jahren mußte ich mein Brod selber verdienen.“ „— „Was wollten Sie mit dem Gelde thun, ehe sie von der „Noth des hl. Vaters hörten?“ — „Ich hatte es zu meinem Le„bensunterhalt im Alter bestimmt.“ — „Und wovon werden Sie

„jetzt leben?“ — „Von meiner Arbeit.“ — „Und wenn Sie „krank werden?“ — „Dann gehe ich in den Spital.“

„Nach diesen Worten verschwand die Frau, nachdem sie die Ersparniß ihres ganzen Lebens in meinen Händen zurückgelassen hatte. Meine Seele aber fühlte eine Rührung, dergleichen sie noch nie empfunden.

„Als ich das unschätzbare Geld zu den Füßen des Pabstes niederlegte, schlug ich meine Augen abermals zu ihm auf. Und auf seinem Angesicht, wo die Menschheit ein gut Theil ihrer Geschicke lesen kann; auf seinem Angesicht, wo keine Drohung Furcht erwecken kann; auf seinem Angesicht, von welchem keine Gefahr den Frieden zu verbannen vermag, sah ich zwei Thränen glänzen. Auch der Himmel hat sie gesehen, hat sie aufgesammelt und gewogen, und wisse, demüthige Tochter, du Tochter der Kirche und Tochter Frankreichs, Gott wird dieser Thränen gedenken und deine Seele in den Schooß der glückseligen Ewigkeit aufnehmen.

„O diese Thränen, mit welch unaussprechlicher Erschütterung meiner ganzen Seele machten sie auch die meinigen fließen! Und noch haben sie ihre Kraft nicht verloren; noch zur Stunde eröffnen sie den Quell neuer Thränen .....“

Der Pfennig der Wittwe.

Auf dem Congreß in Mecheln wurde über den Peterspfennig unter anderm folgendes berichtet:

„Nachdem die Genossenschaft des Peterspfennigs bis in das kleinste Dorf eingedrungen ist, gibt es, besonders in unsern Landpfarreien, kein christliches Haus mehr, das nicht den Besuch von Sammlern des Peterspfennigs erhalten hätte.

„Eine arme Frau, die von guten Leuten das Brod erhält, zu dessen Erwerb das Spinnrad nicht ausreicht, erscheint eines

Abends im Monat Februar 1861 an der Thüre des Pfarrhauses in D... Sie war von ihren drei Kindern begleitet. Der Pfarrer nimmt sie gütig auf und will ihr eine Unterstützung geben. Sie dankt mit edlem Stolz und spricht: „Herr Pfarrer! ich bitte Sie nicht um Almosen; ich will Ihnen meinen und meiner Kinder Peterspfennig bringen". Nun zieht sie eine sorgfältig eingewickelte Rolle hervor, worin ein Frank in Kupfermünzen enthalten war, und spricht: „Das habe ich, Sou für Sou, an dem, was gute „Leute mir schenkten, erspart; geben Sie es dem Pabst und schrei„ben Sie mich in die Genossenschaft ein." Der würdige Pfarrer will ein so beträchtliches Geschenk nicht annehmen und sagt zu ihr: „Meine gute Mutter! ich will Sie und Ihre drei Kinder einschrei„ben; aber ich nehme keinen Centime an; Sie beweisen dem Pabst „mehr als hinreichend, wie sehr Sie ihn lieben." — „Aber, Herr „Pfarrer, wenn Sie wüßten, wie glücklich ich mich schätze, daß ich „diese kleine Summe zusammenbringen konnte! Ich arbeite daran „seit zwei Monaten. Nein, dieses Geld rühre ich nicht mehr an, „das wäre ein Diebstahl; der Frank gehört nicht mehr mir, son„dern dem hl. Vater." Die arme Frau entwickelte eine nicht geringe Beredtsamkeit, um ihre Bitte durchzusetzen; sie fing zu weinen an. Der gute Priester weinte auch und nahm ihre edle Gabe an.

Ein unbekannter Geber.

Pius IX. erhielt ein großes, mit kostbaren Steinen geschmücktes Kreuz, das, wenn es aufgemacht wird, ein Reliquienkästchen bildet.

Der Geber wollte unbekannt bleiben. Nur der französische Prälat, welcher mit der Ueberreichung dieses reichen Geschenkes beauftragt worden, konnte über dessen Ursprung berichten.

„Es ist", sprach er zum hl. Vater, „das Geschenk eines frommen Katholiken, der eben seine junge Frau verlor. Da der Ehevertrag ihn verpflichtete, das ihm beigebrachte Geld der Familie seiner Frau zurückzugeben, so blieben ihm nur einige Juwele, welche persönliches Eigenthum der lieben Todten gewesen waren; er bestimmte den Preis derselben zu diesem Kreuz, und bittet nun, Eure Heiligkeit möchte es als einen Beweis seiner Ergebenheit und als ein Andenken an sein Opfer annehmen."

Edle Gaben.

Den 21. September 1865 wurde von Rom geschrieben:

„Die Preise in Rom bestehen nicht in Büchern, sondern in silbernen oder goldenen Medaillen, die auf der einen Seite das Bildniß des regierenden Pabstes tragen und auf der andern irgend ein öffentliches Monument darstellen, welches im Laufe des Jahres errichtet oder restaurirt wurde.

„Fast alle Zöglinge gaben ihre Medaillen dem Oberen zurück mit der Bitte, er möge sie als Gaben zum Peterspfennig zu den Füßen des hl. Vaters niederlegen."

— Eine russische Dame, welche beim heil. Vater Audienz hatte, schenkte ihm ein Paar Pantoffeln, in welchen sich eine Summe von 30,000 Thlr. (120,000 Fr.) in Banknoten befand. Wir müssen zur Ehre der christlichen Freigebigkeit beisetzen, daß ähnliche Gaben, wobei der Reichthum mit aller Zartheit sich mit dem Schleier der Niedrigkeit deckt, sehr häufig dem Stellvertreter Jesu Christi zukommen.

— Eine Mailänderin schenkt Pius IX. ein Frauennecessaire, dessen Bestandtheile alle von Perlmutter sind; sie bittet zugleich um den Segen des hl. Vaters, indem sie sich im Geiste mit den guten Römern vereinigt, die das Namensfest Pius' IX. feiern.

Das Opfer für den Pabst.

Zur Zeit des 1. Januars verbreitete sich der Gedanke, dem hl. Vater Neujahrsgeschenke zu machen. Es war zwar etwas zu spät, aber doch darf man es nicht bedauern: es ist ein guter Keim für das nächste Jahr.

In einer der kleinsten Pfarreien der Meuse faßte der Pfarrer, nachdem er in seiner Zeitung das Projekt gelesen hatte, den Entschluß, am nämlichen Tage eine Probe zu machen. Am Morgen war eine Beerdigung. Der Pfarrer erklärte in einigen tief gefühlten Worten, er beabsichtige, das Opfer zu einem Neujahrsgeschenk für den hl. Vater zu bestimmen. Bekanntlich ist das Opfer immer sehr gering: kaum werden einige Geldstücke von den Verwandten des Verstorbenen geopfert; seit Menschengedenken hatte es in dieser Pfarrei, selbst wenn viele am Opfergang sich betheiligten, nicht über 5 oder 6 Fr. betragen.

Der eben genannten Beerdigung wohnten viele Menschen bei. Die liebevolle Absicht des guten Priesters wurde tief empfunden. Jeder machte sich eine Pflicht und eine Freude daraus, beim Opfergang sich einzufinden. Der Teller wurde ganz voll. Als der Herr Pfarrer mit kindlicher Freude das Geld zählte, fand er die Summe von 125 Fr.

Erwäget die Summe, den Zweck und die Umstände.

Ohne Zweifel waren auch viele Gleichgiltige dabei. Zählt nicht der Fürst der Finsterniß solche Gleichgiltige zu seinen Leuten? Ein einziges Wort wurde ihnen gesagt: der hl. Vater; und alle eilen herbei mit bewegtem Herzen und offener Hand, um öffentlich Zeugniß abzulegen, daß sie sich eine Ehre daraus machen, stets zur katholischen Familie zu gehören. (Chron. paris.)

Die Schnallen als Geschenk für den Pabst.

Der gelehrte Archäolog, welcher mit den Ausgrabungen an der Straße von Ostia beauftragt ist, ging einst zum Pabst, um ihn um die nöthigen Geldmittel zur Fortsetzung dieser Arbeiten zu bitten. „Ich habe kein Geld für etwas Ueberflüssiges", antwortete der Pabst; „bedenken Sie doch, daß ich vom Almosen lebe". — „Ach, heiligster Vater! wie sehr bedaure ich, daß ich Ihren Kummer durch meine Geldforderungen noch vermehre!" — „Ach ja", entgegnete der Pabst, „ich habe viel zu leiden; aber wenn Sie alle Tröstungen kennen würden, die mir zu Theil werden! Sehen Sie da diesen großen Korb, und rathen Sie, wie es sich damit verhält... Er ist das Geschenk eines großen Theils des piemontesischen Klerus. Sie sind arm, sie können nichts geben; nun geloben sie, fortan keine silbernen Schnallen mehr an ihren Schuhen zu tragen; und sie schickten dieselben mir." Der Pabst öffnete den Korb, und man sah tausende solcher Schnallen, von denen mehrere Paare 200 Jahre zählten und Familienerbstücke gewesen waren.

Der Gelehrte gestand, er habe geweint, und während er mit uns redete, standen wieder Thränen in seinen Augen. Er setzte bei: „Wenn Sie wüßten, wie heilig der Pabst ist, welch eine englische Natur er besitzt! Er empfängt nur, um zu geben. Neulich fand ich in Ostia eine herrliche, kleine, silberne Statue; ich bringe sie ihm. Einige Tage darauf bemerke ich an ihm einige Verlegenheit. — „Ach!" sprach er, „ich habe die Statue dem Prinzen von Preußen geschenkt; ich konnte nicht anders." — „Heiliger Vater! Sie hatten Unrecht: sie war zu schön, um weggeschenkt zu werden. Ich bringe Ihnen einen andern Fund, ein goldenes Halsband, das an der nämlichen Stelle gefunden wurde." „Gut!" entgegnete der Pabst, „tragen Sie es sogleich in das Museum; morgen will mich eine Prinzessin besuchen, und ich weiß gewiß, daß ich es ihr schenken würde."

Ein Narr schenkt dem Pabst eine Golddublone.

Im Monat Oktober 1864 besuchte der hl. Vater den Irrenspital. Bei Gelegenheit dieses Besuchs ereigneten sich zwei Vorfälle, welche bekannt zu werden verdienen. Als Pius IX. durch die Gärten der Anstalt ging, winkte ihm ein Verrückter mit sanften und traurigen Gesichtszügen, er solle näher kommen. Pius IX. entfernte sich von den ihn begleitenden Prälaten und Garden und trat zu dem Unglücklichen.

Er sprach: „Heiligster Vater! ich will mit Ihnen reden und Ihnen etwas geben; aber diese Leute dürfen uns nicht sehen. Wir wollen daher hinter jene Bäume dort gehen."

Der Pabst theilte die Befürchtungen seiner Umgebung nicht und ging mit dem Irren an den bezeichneten Ort. Da bückte sich dieser zur Erde nieder, scharrte sie mit seinen Nägeln auf und sprach:

„Wissen Sie, heiligster Vater, daß Sie schon ein Jahr lang nicht mehr hieher gekommen sind? Schon lange warte ich auf Sie."

Und er grub fort.

„Ich habe da etwas unter der Erde verborgen, das für Sie bestimmt ist."

Und er scharrte weiter.

„Es ist gut, daß mein Verwalter nichts davon weiß; denken Sie nur, sie haben mir einen Verwalter gesetzt und mich für einen Narren ausgegeben. Und wenn Sie wüßten, heiligster Vater, was für ein Schurke, was für ein abscheulicher Mensch mein Verwalter ist! Er verschwendet all mein Hab und Gut...."

Und immer scharrte er noch fort.

Da sprach der Pabst im zärtlichsten Tone zu ihm: „Aber, mein Freund! wenn Sie noch lange so graben müssen, dann wird es besser sein, wir verschieben die Sache auf ein anderes Mal."

„Nein, nein! jetzt habe ich es; das ist meine Gabe zum Peterspfennig.“

Mit diesen Worten legte der Irre una doppia d'oro, eine Golddublone, in die Hand Pius' IX.

Der hl. Vater erzählte diesen Auftritt seinen Kämmerern und sagte, daß er davon sehr gerührt worden sei. Anfangs wollte er die Dublone nicht annehmen; der Verrückte bat ihn so inständig, daß er sie annehmen mußte, um ihn zufrieden zu stellen.

Wie viele Menschen in der Welt, die ihren gesunden Verstand haben, stehen dem Herzen und Glauben nach weit unter diesem Narren!

Der Pabst setzte seinen Besuch fort. Da näherte sich ihm ein anderer Verrückter und sprach zu ihm:

„Sie schnupfen, nicht wahr, heiligster Vater?“

„Ja, mein Freund!“

„O geben Sie mir eine Prise!“

„Gerne!“

Und Pius IX. reichte ihm seine offene Tabaksdose hin. Der Narr griff mit seinem Daumen und Zeigfinger tief hinein und rief aus:

„O was Sie für eine schöne, goldene Tabaksdose haben! Wenn Sie sie mir schenkten, so würden Sie mich ganz glücklich machen.“

„Wenn Ihr Glück nur davon abhängt, so nehmen Sie die Dose, ich schenke sie Ihnen. Aber es gibt noch ein anderes, viel höheres Glück als dieses, nämlich Gott schauen in seiner Herrlichkeit und in ihm leben. Empfehlen Sie sich, mein Freund, dem gütigen und barmherzigen Gott; rufen Sie zu ihm, und er wird Sie erhören und trösten.“

Der Narr versprach es, kniete nieder, küßte das weiße Ge-

wand des Pabstes und entfernte sich, indem er seine Tabaksdose betrachtete und sich durch das Geschenk sehr geschmeichelt fühlte.

Sehr angenehme Neujahrsgeschenke.

Die Ergebenheit der wahren Katholiken gegen den hl. Vater zeigte sich in tausendfacher rührender Weise. Nichts zu sagen von dem Peterspfennig, von den zahlreichen Schriften, die zu seiner Vertheidigung veröffentlicht werden, wurden ihm Neujahrsgeschenke zugeschickt, Lotterien zu seinen Gunsten veranstaltet u. s. w. Doch die tröstlichste und nützlichste Gabe sollte der hl. Vater von jungen Mädchen erhalten. Fromme Zöglinge eines Klosters in Lyon bestimmten ihre Neujahrsgeschenke zu hl. Messen, die sie für den hl. Vater und den Triumph der hl. Kirche lesen ließen. Schon mehr als 200 Messen wurden nach seiner Meinung dargebracht. Jeden Tag darf eine von ihnen im Namen aller ihrer Mitzöglinge die hl. Communion empfangen, um Gott um alle dem Nachfolger des hl. Petrus nothwendige Gnaden zu bitten, daß er das Schiff der Kirche glücklich durch Klippen und Stürme hindurchführe.

O wenn in allen Gemeinden, in allen Pensionaten ein so rührendes Beispiel Nachahmung fände, der Triumph der Kirche würde nicht lange ausbleiben. Der hl. Epiphanius nennt die hl. Messe das fortwährende Heil der Welt.

Im Auftrag des hl. Vaters wurde an die Oberin des genannten Klosters in Lyon folgender Brief geschrieben:

„Ehrwürdige Mutter!

„Bei den schwierigen Verhältnissen, in denen sich nicht nur die Kirche, sondern auch die Gesellschaft befindet, kann nur noch von oben Hilfe erwartet werden. Die Beweise der kindlichen Liebe und Ergebenheit, die Sie in Ihrem Briefe dem hl. Vater Pius IX. geben, waren ihm sehr angenehm. Ganz besonders aber rührte

ihn das Geschenk der zahlreichen Gebete, der häufigen Communionen und der täglichen Darbringung des hl. Opfers, das Sie ihm in Vereinigung mit seinen eigenen Gebeten und besonderen Meinungen gemacht haben.

„Seine Heiligkeit ertheilt daher diesen frommen Uebungen mit Freuden seine volle und hohe Genehmigung und beauftragt mich, Ihnen dafür zu danken, Sie zur eifrigen Beharrlichkeit bei Ihrem so löblichen Vorhaben zu ermuntern und Sie zu versichern, daß Sie dadurch den von Ihnen so sehnlich herbeigewünschten Triumph der Kirche erlangen werden, und daß Sie für den erhabenen Stellvertreter Jesu Christi nichts thun können, was ihm angenehmer und wohlgefälliger wäre.

„Und als Unterpfand seiner väterlichen Liebe ertheilt Ihnen unser verehrter Oberhirte aus ganzem Herzen seinen apostolischen Segen.

„Mercurelli,

„Secretär für die lateinischen Briefe.

„Rom, den 14. Februar 1865."

Peter, der edelmüthige Bettler.

„Peter!" sprach Graf X... zu einem hinkenden Bettler, nachdem er ihm ein Almosen gegeben hatte, „Peter! diesmal möchte ich, wenn Du es erlaubst, Dich um eine kleine Gabe bitten."

„Wie? der Herr Graf will scherzen."

„Nein, ich scherze nicht. Ich habe eben um Almosen für den hl. Vater gebeten. Er befindet sich gegenwärtig in großer Noth, und seine Feinde wollen ihn noch ärmer machen. Ich nehme daher, Peter, sogar einen Centime an, wenn er mir von einem Armen geschenkt wird; der Centime wird wie der Pfennig der Wittwe dem Herrn lieber sein als die Gabe der Reichen."

„Herr Graf!“ erwiderte der Bettler mit Thränen in den Augen, „für den hl. Vater würde ich sogar mein Leben hingeben; aber für den Augenblick habe ich nichts. Diesen Abend werde ich die Ehre haben, zu Ihnen zu kommen.“

Kaum war der Engel des Herrn geläutet, und schon stand der gute Peter an des Grafen Thüre. Ein Bedienter führte ihn in das Zimmer seines Herrn; und Peter übergab ihm 12 Fr. 20 Ct.

„Herr Graf! da haben Sie mein ganzes Vermögen. Ich hatte mir für den Fall, daß ich krank würde, etwas aufgespart. Ich behalte auf morgen nicht einen Centime; Gott wird für mich sorgen.

„Braver Mann! das kann ich nicht annehmen. Der hl. Vater, der die Armen so sehr liebt, würde selber eine solche Gabe zurückweisen.“

„Nein, nein, machen Sie mir die Freude und behalten Sie das Geld. Der liebe Gott, das hoffe ich fest und zuversichtlich, wird dem, der alles, was er auf Erden zur Unterstützung seines Vaters hingibt, nicht im Stiche lassen.“

Der Graf ergreift liebevoll die Hand des Bettlers und spricht zu ihm:

„Wohlan, guter Peter! ich behalte Deine Gabe; aber morgen früh um 9 Uhr erwarte ich Dich; wir werden dann mit einander frühstücken.“

Die fünfzehn Holzhauer und der Peterspfennig.

Unser göttlicher Erlöser liebte die Kleinen; seitdem sind die kleinen Dinge groß geworden. Mehr als 18 Jahrhunderte sind über den Pfennig der Wittwe hingegangen, und noch kennt man ihn. Wie viele große Dinge hat dieser Pfennig der Vergessenheit anheim fallen sehen!

Es handelt sich um eine kleine Pfarrei mit 600 Seelen, Namens Ardiége, und um eine kleine Gabe von 3 Fr.

Zu gewissen Zeiten des Jahres wird in dieser Pfarrei Gemeindeholz geschlagen. Die Holzhauer vertheilen sich in Abtheilungen von 15—20 Mann. Erscheint einer von ihnen bei dem Aufruf zur gemeinschaftlichen Arbeit nicht, so muß er seine Abtheilung, die für ihn arbeiten mußte, entschädigen, und die Entschädigung wird zu einem gemeinschaftlichen Trunk verwendet.

Auf solche Weise war neulich eine Abtheilung Holzhacker in den Besitz von 3 Franken gekommen. Wie sollten sich aber fünfzehn Holzhacker mit 3 Franken erlustigen können! Da kam einer von ihnen auf einen guten Gedanken.

„Drei Franken," sprach er zu seinen Kameraden, „sind für fünfzehn Mann viel zu wenig; wir wollen sie zum Peterspfennig beisteuern."

„Was, drei Franken? die würde man vielleicht nicht annehmen."

„Warum denn nicht? Der Peterspfennig hat ja seinen Namen von dem Pfennig der Wittwe."

„Das ist meiner Treue wahr. Es gibt ja bei der Sammlung jeder nur einen Sou für den Pabst, und der Sammler dankt dafür."

Nach und nach wurden alle fünfzehn für die Sache gewonnen. Der Beweis mit dem Pfennig der Wittwe war ihnen so einleuchtend, daß sie mit der kleinen Summe zwei Zwecke erreichen wollten: die eine Hälfte sollte dem hl. Vater geschenkt, und mit der andern Hälfte eine Messe bestellt werden, der sie alle beiwohnen wollten.

Der Herr Pfarrer von Ardiége wurde zu Rath gezogen. Es freute ihn, als er hörte, wie sie die 3 Fr. zu verwenden beabsichtigten. Die hl. Messe wollte er umsonst lesen, damit sie den gan=

zen Betrag zum Peterspfennig beisteuern könnten. Mit bewegten Worten brachte er die Sache auch auf der Kanzel zur Sprache. Die Holzhacker und viele andere hörten ihn mit Andacht an. Eine Person, die bis dahin ein wenig widerspenstig sich gezeigt hatte, wurde durch das Beispiel der Holzhacker gerührt und legte zu den drei Franken noch ein Goldstück für den hl. Vater.

Es ist dies an und für sich nichts Großes; aber man mag die Sache betrachten, wie man will: ein Häuflein von fünfzehn Holzhackern gab in ganz kindlicher Einfalt eine Gesinnung kund, die ihnen alle Ehre macht.

Die Tabaksdose des Pfarrers.

In Orléans gewöhnte sich Jemand das Schnupfen ab und schenkte seine Dose dem Comité des Peterspfennigs. Ja, er legte noch in die Dose die Summe Geldes, welche ihn jährlich sein Tabak kostete.

Die Union de l'Ouest, welche diesen Vorfall mittheilte, brachte die Nachricht, daß im Departement Maine-et-Loire Aehnliches geschehen sei. Das Blatt sagt: „Wir können uns das Vergnügen nicht versagen, den Brief anzuführen, den der Pfarrer der Gemeinde X. . . bei Uebersendung seiner Dose an eine Person in Angers schrieb. Er trennt sich von der lieben Dose mit einem Schmerz, den nur die Schnupfer recht verstehen können; aber eine größere Einfalt und Selbstverleugnung war bei diesem Opfer nicht wohl möglich. Der Brief lautet also:

„Mein lieber Herr! sehen Sie, was das Beispiel wirkt. „Sie erinnern sich an die Tabaksdose jenes braven Mannes in „Orléans? Er gab mir den guten Gedanken ein, ich solle einen „großen Fehler, eine wahre Thorheit gut machen. Was wollen

„Sie? Omnis homo mendax*). Doch hoffe ich, Verzeihung zu „erlangen, weil meine Reue aufrichtig ist und meine Buße un„mittelbar folgen soll. Zu meiner Schande muß ich Ihnen ge„stehen, daß die unselige Dose mich 80 Fr. kostete. Zur Sühne „meines Fehlers schicke ich sie Ihnen, damit Sie sie ganz nach „Ihrem Belieben zur Unterstützung unseres armen Vaters ver„wenden. Ich lege 20 Fr. bei für den Tabak; der Rest der „Summe ist Almosen meiner Pfarrkinder. Möchten wir doch „durch einige gute Werke Verzeihung und Barmherzigkeit erlangen „können!"

„Die Liebe zum hl. Vater zeigt sich in allen Classen der Gesellschaft, besonders unter den Kleinen und Niedrigen. So schreibt eine römische Zeitung:

„Der ganze Reichthum einer armen Frau bestand in einer Henne. Sie legte täglich ein Ei, und alle Wochen brachte die Frau das aus den verkauften Eiern erlöste Geld dem Pfarrer als Beisteuer zum Peterspfennig. Indessen machte die Henne von Zeit zu Zeit kleine Ausflüge in ein benachbartes Feld, das einem bösen, reichen Manne gehörte. Dieser war ungehalten über die Verwüstungen, die sie bei ihren Ausflügen anrichtete, und tödtete die Henne der armen Frau. Sie ist darob untröstlich. Wie soll sie zum Peterspfennig beisteuern? Doch die eifrige Christin verzagt nicht; sie ergreift ein anderes Mittel. Täglich geht sie in den Wald und sammelt Holz; dies verkauft sie und bringt den Erlös dem Pfarrer. Aber der liebe Gott wollte ihre Standhaftigkeit und ihren Edelmuth auf die Probe stellen; sie wird krank und muß das Bett hüten. Wo wird sie nun Mittel finden, um das Werk der Barmherzigkeit fortzusetzen? Eine Frau aus der Nachbarschaft erbarmte sich über ihre traurige Lage und bringt ihr alle Tage ein Glas

---

*) Alle Menschen sind Lügner.

Wein. Was thut unsere heldenmüthige Kranke? Wenn die Flasche voll ist, läßt sie dieselbe verkaufen, und der Erlös gibt einen Peterspfennig.

„Das Herz solch einer armen Frau wiegt vom Standpunkt der Sühne aus auf der Wagschaale der Gerechtigkeit schwer, viel schwerer als das Gewicht einer Armee. Hätte diese Frau in den ersten Jahrhunderten des Christenthums gelebt, so müßten die Kinder ihren Namen neben anderen, die der Geschichte angehören, auswendig lernen."

Der Hochzeitring.

Folgender Brief wurde von einer armen Mailänder Frau an den hl. Vater geschrieben:

„Hätte ich mehr, so würde ich mehr geben; aber ich bin nur eine arme Frau in Mailand und besitze keine Ringe und keine andere Kostbarkeiten. Ich übersende daher Pius IX. eine Figur von Alabaster; ich möchte damit Protest einlegen gegen seine Feinde und seinen Segen erflehen. Ich lege auch meinen Ehering bei, ein liebes Andenken an meinen Mann; ich bringe ihn dar als ein Zeichen und als eine Betheuerung der Liebe und unerschütterlichen Treue gegen die heilige katholische und römische Kirche. Heiliger Vater! nehmen Sie meine kindliche Ergebenheit an und segnen Sie mich und die Meinigen; gewähren Sie mir auch den Trost eines Gebetes, das die Seele meines lieben Mannes, wenn sie noch leiden muß, von den letzten Banden befreit, die sie noch von der Anschauung Gottes zurückhalten."

Eine Bekehrung.

In Neapel lebte ein edles und gutes Fräulein, welches seit fünf Jahren ihre Mutter verloren hatte. Die tugendhafte Mutter

hatte ihre Tochter in der Furcht des Herrn, in einer zarten Andacht zu Maria und in einer kindlichen Liebe zum Stellvertreter Jesu Christi erzogen.

Das Mädchen besaß nun nur noch ihren Vater, der sie überaus zärtlich liebte und in ihr sein Glück und seine Freude fand. Aber schlimme Freunde verführten den armen Vater zu einem ungläubigen und weltlichen Leben. Schon hatte er sich in eine Verschwörung gegen seinen Fürsten eingelassen, und er wünschte nichts sehnlicher, als daß der Thron des römischen Pabstes und damit die katholische Religion umgestürzt und vernichtet würde. Sein Glaube war in einem Lasterleben verloren gegangen, und seine Seele schien aufgegeben werden zu müssen.

Traurig und niedergeschlagen konnte das arme Mädchen nur bei Gott, bei dem Gott ihrer armen Mutter, Zuflucht suchen. Sie schloß sich ganz allein in ihr kleines Zimmer ein und weinte zu den Füßen Mariens für die Bekehrung und das Heil ihres Vaters heiße Thränen; trug sie dann den Gott des allerheiligsten Sacramentes in ihrem Herzen, so seufzte und betete sie ohne Unterlaß, um diese so heiß ersehnte Gnade zu erlangen.

Einst bemerkte ihr Vater, daß ihre Augen ganz roth waren vom Weinen, und fragte sie:

„Was fehlt Dir, meine Tochter? Warum bist Du heute so traurig und niedergeschlagen?"

„Ach, mein Vater!" rief sie voll Liebe und Zärtlichkeit aus, und fiel ihrem Vater um den Hals, „mein Vater! ich bitte Dich um eine Gnade, versage sie mir nicht!"

„Nein, meine Tochter! ich schwöre es Dir; denn ich kann Dich nicht so traurig sehen."

„Mein Vater! weil Du es mir geschworen hast und ein Mann von Ehre bist, so wirst Du Dein Wort nicht zurücknehmen.

Ich will, daß Du mir von heute an jeden Monat eine Doppia (ein Goldstück im Werthe von ungefähr 17 Fr.) gebest, daß ich sie in Deinem Namen dem Pabste schenke."

Der Gedanke, eine solche Bitte an ihren Vater zu stellen, war ihr einst gekommen, nachdem sie inständig gebetet hatte, und es war ihr, als sollte er ein Mittel abgeben, ihren Vater zu retten.

Auf diese so unerwartete Bitte rief der Vater wüthend aus: „An mich wird eine solche Bitte gestellt!"

Und er erhob sich und ging allein in ein anderes Zimmer.

Das arme Kind war ganz bestürzt, als sie die Antwort des Vaters hörte; der Schmerz überwältigte sie, sie fiel in Ohnmacht.

Einige Augenblicke darauf kommt der Vater zu ihr zurück. Wer vermag es auszusprechen, wie wehe es ihm that, und wie er sich schämte, als er sah, in welchen Zustand er selber seine Tochter gebracht hatte!

Er schellt der Dienerschaft; das Fräulein wird aufgehoben; der Vater verschwendet alle nur denkbare Sorgfalt. Als sie zu sich gekommen war, sprach sie:

„O Vater! vergib mir!"

Der Vater ist vor Rührung stumm; er nimmt seine Börse aus der Tasche und gibt ihr nicht bloß einen, sondern zwei Pistolen mit den Worten:

„Mein Kind! was habe ich Dir gethan? Nimm diese zwei Stücke und verfüge darüber nach Deinem Belieben."

„Nein, mein Vater! so kann ich sie nicht annehmen: schenke sie mir als Gabe für den hl. Vater! Das ist der einzige Trost und die einzige Freude, die Du dem Herzen einer Tochter bereiten kannst, welche Dich mehr als sich selber liebt und kein anderes Verlangen kennt, als Dich glücklich zu sehen."

„Wohlan!" entgegnete der gerührte Vater, „ich kann Dir

nichts abschlagen. Statt zwei gebe ich Dir vier Pistolen; schicke sie dem hl. Vater im Namen eines verirrten Sohnes!"

O Macht der göttlichen Barmherzigkeit! Durch das edle Liebeswerk wurde das Herz des Sünders umgewandelt; die schöne That des frommen Mädchens erlangte ihm Reue und Verzeihung seiner Fehler.

Zwei Monate später verließen Vater und Tochter Neapel, um vor den Verfolgungen der Bösen sich zu flüchten, die mit wahrer Wuth eine so schöne Beute entwischen sahen. Sie landeten in Civita Vecchia und reisten Rom zu.

Der braven Tochter wurde ein großer Trost zu Theil. Sie war Zeuge, wie ihr Vater sich dem Pabste zu Füßen warf, um Verzeihung seiner Verirrungen zu erflehen.

Nun leben sie glücklich und ruhig im katholischen Frankreich.

Die Irländer.

Pius IX. redete vor den Auditoren der Rota gerne von dem Troste, den seine Seele empfand. „Ich kann," sprach er, „nicht all' die schönen Beweise der Liebe und Ergebenheit von Seite der Gläubigen aus den verschiedenen Theilen der katholischen Welt anführen; nur von einem will ich erzählen, der mein Herz tief bewegte. Arme Irländer, jene lieben Kinder, die, wie Ihr wisset, alle Schrecken des Elendes leiden müssen, schickten mir eine Guinee oder, wie andere sagen, ein Pfund Sterling. O ich segne sie, diese guten Kinder mit der ganzen Liebe meines Herzens."

Die Kanarienvögel des Pabstes.

Der Diener des Erzbischofs von Alby ist Mitglied des dritten Ordens des hl. Franziskus von Assisi und brennt von dem

Verlangen, sich dem Ordensleben zu weihen, sobald die Pflichten kindlicher Liebe ihn nicht mehr in der Welt zurückhalten werden. Seine Vermögensverhältnisse gestatteten ihm nicht, dem Pabst so viel zu geben, als er möchte; aber er liebt ihn. Einer seiner Bekannten reiste von Alby nach Rom. Zu dem sagte der fromme Diener: „Sie werden den hl. Vater besuchen; überbringen Sie ihm diese 200 Fr., die ich Sou für Sou aus Kanarienvögeln erlöste, welche ich in dieser Absicht aufzog."

Die Ergebenheit gegen den Pabst nimmt nicht ab.

Trotz der Verleumdungen von Seite der Freimaurer und trotz der zahlreichen Opfer, die schon dem hl. Vater gebracht worden, kann man sagen, daß die Ergebenheit gegen seine erhabene Person nicht abnimmt. Die Zeitungen bringen fortwährend neue Beweise.

So wird aus einer Gemeinde von Gand geschrieben:

„Angesichts der Angriffe auf den hl. Stuhl werden auch zu seiner Vertheidigung ebenso viele hochherzige Opfer gebracht. Hervorragende Familien unterstützen ihn mit ihrem Gold und Blut, und die Armen bleiben nicht zurück, wie aus folgendem Fall hervorgeht:

„Ein armer, sechzigjähriger Arbeiter unserer Gemeinde lebte von dem Taglohn seiner vier Söhne. Von dreien seiner Kinder begleitet, erscheint er eines Tages vor dem Pfarrer und sagt zu ihm: „Herr Pfarrer! hier sind drei Mann für den hl. Vater!" — „Das ist sehr schön von Ihnen," antwortete der Pfarrer, „aber sind Sie wirklich entschlossen, diese jungen Leute, die Ihre Stütze waren, fortziehen zu lassen?" — „Das ist wohl wahr, aber ich werde auch ohne sie mein Auskommen finden, und

wenn Niemand Zuave würde, dann könnten die Elenden den Pabst ermorden, und er ist doch unser Vater, nicht wahr?"

Der gute Arbeiter fing nun an, die schönen Eigenschaften seiner Söhne gebührend hervorzuheben; er rühmte ihre Stärke, ihren Muth und vergaß auch nicht zu sagen, daß zwei von ihnen schon tüchtige Soldaten gewesen seien. Plötzlich sagte der gute Alte ganz gerührt: „O Herr Pfarrer! der heutige Tag ist der freudigste und traurigste meines ganzen Lebens." — „Und warum denn?" fragte ihn der ehrwürdige Seelenhirte. — „Herr Pfarrer! es ist mein glücklichster Tag, weil ich dem Pabste diese drei Söhne hier schenken kann. Aber ich habe noch einen vierten Sohn, der auch gerne mitziehen möchte; allein zum Unglück würde er dem hl. Vater nur zur Last fallen; er ist oft krank. Und ich selber, der ich auch Soldat gewesen, wäre stolz darauf, wenn ich mit ihnen fortziehen könnte, um in den Dienst Pius' IX. zu treten; ich habe noch ein junges Herz, aber zähle schon 60 Jahre; die Arme würden den Dienst versagen. Verstehen Sie jetzt, Herr Pfarrer?"

„Die drei jungen Leute werden in Rom die Sache der Kirche kräftig vertheidigen, und auch ihr Vater dient derselben Sache mit nicht weniger Verdienst. Die edlen Gesinnungen des Greisen sind Gebete, welche den mächtigen Beistand des Herrn herabflehen."

— Zwei Schwestern besitzen in Gand einen bescheidenen Laden. Seitdem das Werk des Peterspfennigs seinen Anfang genommen, gaben sie im Verhältniß zu ihrem kleinen Vermögen bei der jährlichen Collecte einen ansehnlichen Beitrag.

Im Jahre 1865 war ihr Almosen wirklich glänzend: 200 Fr. Die Ergebenheit gegen Pius IX. ist erfinderisch. Vor einigen Monaten war ein Band, von welcher Farbe weiß ich nicht, in der Modewelt beliebt und daher auch sehr gesucht. Unsere zwei Schwestern verschafften sich einen großen Vorrath solcher Bänder

und nahmen sich vor, den Gewinn davon als Peterspfennig zu verwenden.

Der Verkauf trug ihnen 200 Fr. ein, welche Summe sie mit innigster Freude unsern Sammlern einhändigten.

— Unter dem Titel: Ein neuer päbstlicher Zuave, Brief einer Mutter, veröffentlicht die Semaine religieuse von Nantes folgenden Brief:

„Herr Abbé! mein Sohn ist Dienstag Abends angekommen und hat uns Ihren Brief überbracht; er ist fest entschlossen, nach Rom zu reisen, um dem Rufe des unsterblichen Pius' IX. zu folgen.

„Trotz des natürlichen Schmerzens, den wir empfinden, wenn wir ihn vielleicht für immer fortziehen sehen, sind wir doch glücklich, unseren einzigen Sohn der Vertheidigung der Kirche und ihres verehrten Oberhauptes weihen zu dürfen. An Weihnachten werden wir unser liebes Kind in die Arme des heiligen Jesuskindes legen zur Vertheidigung seines Stellvertreters auf Erden."

— Aus Metz wird geschrieben, daß die letzten in der Diöcese für den Peterspfennig veranstalteten Sammlungen ein sehr reiches Erträgniß lieferten. In einer einzigen Kirche wurden am Weihnachtsfest 2,768 Fr. geopfert. Die kleine Pfarrei Borny bei Metz steuerte 250 Fr. bei.

„Doch die deutschen Kantone," sagt die Union, „verdienen unsere ganze Bewunderung; die armen Landleute, die kaum zwei- oder dreimal in der Woche ein Stücklein Fleisch essen dürfen, haben immer einen Pfennig für Pius IX."

Die Sammlung in der Kathedralkirche von Perpignan am Weihnachtsfeste ergab 2000 Fr. Seitdem diese Sammlung zum Peterspfennig besteht, ist die Summe der eingelaufenen Gaben jedes Jahr gewachsen. Auch muß bemerkt werden, daß die Kathe-

drale in Perpignan nur eine von den vier Pfarrkirchen der Stadt ist.

Der beste Vater.

Von Pius IX. kann man mit Recht sagen, was Tertullian vom göttlichen Heilande, dessen Stellvertreter und Repräsentant auf Erden er ist, gesagt hat: Nemo tam pater. Niemand unter den Großen der Erde zeigt sich als Vater, wie er. Auch die Niedrigsten, selbst die kleinen Kinder verkehren mit ihm ohne Furcht, mit dem größten Vertrauen und der rührendsten Hingebung.

Neulich schickten einige Mädchen aus dem Blindenasyl in Paris Pius IX. ein Paar weißlinnene Strümpfe, die sie selbst gestrickt hatten. Der hl. Vater war über dieses Geschenk sehr gerührt und schickte den jungen Blinden seinen Segen nebst einem freundlichen Briefe, der sie mit größter Freude erfüllte.

— Wir erhalten folgende Mittheilungen aus einem Töchterpensionat.

„Hochwürdiger Pater!

„Alle Schmerzen des Oberhauptes der Kirche, die Sie in Ihrem Buche L'esprit de Pie IX. so treffend gezeichnet, rührten unsere Herzen. Die moralischen Leiden suchen wir durch unsere Gebete für den Stellvertreter Jesu Christi zu lindern; die Linderung der materiellen bietet keine großen Schwierigkeiten dar. Die Armuth des hl. Vaters schmerzt die christlichen Herzen, um so mehr, als sie von der großen Güte Pius' IX. herrührt, dessen Herz beim Anblick der Noth seiner Kinder sich leicht zum Mitleid rühren läßt. Er versagt sich alles, nur um ihnen zu helfen; darum verdient er es, daß auch seine Kinder um seinetwillen sich einige Opfer auferlegen. Wir Pensionäre können ihm kein großes Geschenk machen; aber unsere Liebe zu Pius IX. ließ uns ein Mittel

finden, wodurch wir ihm unsere Theilnahme an seinen Leiden und unser Verlangen, sie zu lindern, beweisen können. Nachdem wir Rath gehalten, begaben sich einige von den größten und ältesten aus uns zu unserer lieben Mutter, um sie im Namen aller anderen zu bitten, daß sie uns als Preise keine Bücher geben, sondern das Geld dafür dem hl. Vater schicken möchte. Unsere Bitte wurde gewährt Wirklich war am Tag der Preisvertheilung kein Buch auf dem Ehrentische zu sehen; eine Krone und eine Karte war der Lohn, den jede aus uns von den Priestern erhielt, welche unser kleines Fest mit ihrer Gegenwart beehrten. Diese einfache Karte freut uns mehr, als alle möglichen Bücher. Schon kauften mehrere von uns schöne Goldrahmen für die kostbare Karte, die, dessen bin ich gewiß, der schönste Schmuck unserer Zimmer sein wird. Die Krone des Ganzen war der Segen, den der hl. Vater uns schickte: die Vorsteherin der Marienkinder hatte im Namen aller an ihn geschrieben, um ihn von diesem kleinen Opfer in Kenntniß zu setzen und um seinen Segen zu bitten.

„Pius IX., der, wie alle großen Seelen, auch für die geringsten Wohlthaten dankbar ist, gewährte unsere Bitte.

„Ich schließe, hochwürdiger Pater, mit dem Ersuchen, Sie wollen uns segnen und hie und da für ein junges Mädchen beten, welches, obgleich noch so jung, ihrem Pensionat Lebewohl sagen muß.

„Genehmigen Sie den Ausdruck der tiefsten Hochachtung Ihres ehrfurchtsvollsten Kindes.

„Maria Koch,
„Marienkind.

„Cahors, den 31. August 1866."

„Die Zöglinge des von den barmherzigen Schwestern von Nevers geleiteten St. Marienpensionats an Seine Heiligkeit Pius IX.

„Heiligster Vater!

„Mit dem Wunsche, Eurer Heiligkeit unsere tiefe Verehrung, unsere kindliche Liebe und das Verlangen zu bezeugen, uns immer und in allem als würdige Kinder eines Vaters zu erweisen, dessen Schmerzen wir theilen, nehmen wir uns die Freiheit, Eurer Heiligkeit einen schwachen Tribut unserer Theilnahme und Ergebenheit darzubringen. Bisher suchten wir das Verdienst der täglichen Arbeit in der Absicht aufzuopfern, daß der Himmel auf die Kirche und ihr würdiges Oberhaupt den reichlichsten Segen herniedersende und seinen Leiden ein Ende mache. Heute, heiligster Vater, bringen wir voll Freude Eurer Heiligkeit den Erlös der Belohnungen, die uns von Seite unserer Lehrerinnen zu Theil werden sollten.

„Geruhen Euer Heiligkeit diese schwache Huldigung anzunehmen und zu gestatten, daß wir für uns und für die Familien, in deren Schooß wir nun wieder zurückkehren werden, um Ihren väterlichen Segen bitten. Wir werden uns glücklich schätzen, wenn uns dieser Beweis Ihres Wohlwollens vor dem 16. August, wo unsere Ferien beginnen, zu Theil wird.

„Ihr Segen wird für die 200 Kinder, welche sich im Geiste um ihren gemeinschaftlichen Vater schaaren, ein himmlischer Thau werden, der ihre Seele befeuchtet, und sie stark und muthig macht zum Kampfe gegen die Feinde der Kirche und ihres erhabenen Oberhauptes.

„Geruhen Euer Heiligkeit, die Gesinnungen der tiefsten Ehrfurcht und Verehrung anzunehmen, womit wir die Ehre haben, heiligster Vater, Eurer Heiligkeit unterthänigste Kinder zu sein.

„Die Zöglinge des St. Marienpensionats.

„Cahors, den 19. Juli 1866."

„Heiligster Vater!

„Die Begeisterung unserer Zöglinge für die Sache Eurer Heiligkeit macht uns sehr glücklich, und wir begünstigen sie von

Herzen gerne. Wir werden die Anstrengungen verdoppeln, um den Saamen ächter Tugend und besonders eine große Anhänglichkeit an die heilige Kirche und an unsern verehrten Vater in die jungen Herzen zu pflanzen.

„Möge der Segen, um welchen unsere Zöglinge bitten, unserer ganzen Ordensgemeinde gelten! Mögen wir gute Ordensfrauen sein und stets würdig, uns, heiligster Vater, mit der tiefsten Ehrfurcht und zärtlichsten Verehrung, Eurer Heiligkeit unterthänigste Töchter zu nennen.

„Schwester Sophie, Oberin,
und alle ihre Mitschwestern.

Pius IX. schickte seinen Segen mit folgenden Worten:

Die 5. Augusti 1866.

Benedicat vos omnes Deus, et dirigat corda vestra et intelligentias vestras.*)

Pius PP. IX.

Der Peterspfennig wird von Pius IX. zu Almosen verwendet.

Ein Protestant aus Lübeck überschickte Pius IX. ein Geschenk von 30 Dukaten nebst einem Brief, dessen Schluß also lautet: „Erlauben Sie, heiliger Vater, daß ich, voll tiefster Ehrfurcht gegen Ihre geheiligte Person, für Sie zu unserem göttlichen Heiland Jesus Christus zu beten fortfahre, und würdigen Sie sich dagegen, meine Familie zu segnen, welche, obgleich protestantisch-lutherisch, unsern Vater im Himmel, der die Liebe und Heiligkeit selber ist, bittet, daß er seinen reichlichsten Segen über Sie ausgießen wolle."

---

*) Gott segne euch alle, und lenke eure Herzen und euren Verstand!

Solche Gaben waren der Anfang zahlreicher Schenkungen, welche Pius IX. später machte. Statt den Peterspfennig für sich zu verwenden, vereinigte er ihn in der Folge mit anderen Summen, die ihm gehörten, und verwendete das Ganze, nachdem er aus der Verbannung zurückgekehrt war, zu den schönsten Werken des Unterrichts, der Erziehung und der Barmherzigkeit. Diese mußten theilweise die Leiden heilen, welche durch die bedauernswerthen Ereignisse in seinen Staaten verursacht worden waren. Er gründete kirchliche Collegien in Rom und Sinigaglia, und dotirte sie reichlich: das eine gehört allen Diöcesen des Staates, das andere ist ein Denkmal seiner besonderen Liebe zu seiner Vaterstadt. Die Confessio und die Tribüne der Basilika vom Lateran wurden restaurirt und mit kostbarem Marmor bereichert. Beträchtliche Summen fanden ihre Verwendung zur Restauration der apostolischen Paläste, um den Arbeitern durch Vermehrung solch großer Arbeiten Verdienst zu verschaffen. Die allzu niedrigen Einkünfte einiger Bisthümer und Seminarien wurden aufgebessert, und Pius IX. stiftete Jahresrenten zum Besten vieler frommer Anstalten, von denen einige durch ihn zum Zweck guter Jugenderziehung ins Leben gerufen wurden. Er vertheilte ansehnliche Summen, zur Unterstützung von Wittwen und Waisen, einzelnen Armen wie ganzen Bevölkerungen, die durch Cholera oder durch Ueberschwemmung oder Mangel an Lebensmittel zu leiden hatten. Und solche Unterstützungen beschränkten sich nicht bloß auf die Unterthanen seiner Staaten; auch viele Angehörige fremder Länder erfreuten sich seiner Wohlthätigkeit.

Eine italienische Zeitung zählt folgende milde Gaben des hl. Vaters auf:

Im Jahre 1862 schenkte der hl. Vater den Ueberschwemmten in Ungarn 6000 fl. und 1000 im Jahre 1863; 1861 den Ueberschwemmten in Holland 10,000 Thlr.; den Abgebrannten

in Glarus 2000; 1860 den Christen in Syrien 10,000 Fr., wie auch die Arbeiter in Amerika von ihm reichlich unterstützt wurden. 1862 den Arbeitern in Lyon 15,000 Fr.; in St. Etienne 5000, in Gand 10,000, den Armen in Liverpool und in Manchester je 2500 Fr.; den Abgebrannten in Limoges 5000 Fr., in Krakau 1000, in Magonza 500 römische Thaler, in Camerata 300, in Borgo di Valsugana 1000, in Turin 2000 Thlr., in Calazza 1000; den durch das Erdbeben in Mendoza Beschädigten 500 römische Thaler. Rieti erhielt 700, Ankona 1500, Tivoli 1000, Norcia 3500 u. s. w.

Die Gabe des ärmsten Königs.

In einem Brief aus Rom vom 14. August 1865 heißt es: „Während seines Aufenthalts auf dem Land geht Pius IX. gerne Galloro zu spazieren. Bei seinem letzten Besuch traf er Arbeiter, welche mit der Ausbesserung des Kirchenpflasters beschäftigt waren. Der hochwürdige Pater Curci, unter dem das Heiligthum steht, war herbeigeeilt. Da sprach der Pabst zu ihm mit unbeschreiblicher Freundlichkeit:

„Mein Pater! ich habe Ihnen einen Brief zu übergeben.“

„Und da der ehrwürdige Ordensmann seine Verwunderung darüber, daß das Oberhaupt der Kirche eine solche Commission von jemanden erhalten haben sollte, nicht unterdrücken konnte, und um eine Antwort verlegen war, übergab ihm Seine Heiligkeit einen versiegelten Briefumschlag.

„Darin waren 100 Thaler (507 Fr.), das Geschenk des ärmsten Königs, eines Königs, der vom Almosen lebt, aber immer noch reich genug ist, wenn es sich um die Verschönerung des Hauses Gottes handelt.“

Gute Werke Pius' IX.

Den 22. August 1854, Abends 5 1/2 Uhr, betrat Pius IX. den Heiliggeistspital. Er verfügte sich in den Saal der Cholerakranken, tritt zum Lager der Kranken, erkundigt sich bei jedem nach seinem Gesundheitszustand, ermuthigt und tröstet sie mit väterlichen und frommen Worten, segnet sie und ruft die göttliche Barmherzigkeit auf ihre Häupter herab. Ein Kranker liegt im Todeskampfe, Pius IX. eilt an sein Lager; er steht ihm bei, wie eine Mutter ihrem Sohne; er zeigt ihm den Himmel, spricht mit ihm von Gott, verrichtet die Sterbgebete und gibt ihm in seiner Zärtlichkeit gleichsam einen Vorgeschmack der Süßigkeiten des Paradieses. Aus dem Saale der Kranken begibt sich Pius IX. in den Saal der Genesenden, um auch sie mit liebevollen Worten zu ermuntern; er erkundigt sich nach der Art und Weise, wie sie behandelt werden, empfiehlt sie dem Eifer ihrer Wärter und ertheilt allen seinen Segen.

Sechs Tage später ging er zu Fuß an dem St. Johannesspital vorbei, in welchem kranke Frauen aufgenommen und verpflegt werden. Er ging hinein und erkundigte sich, ob Cholerakranke da seien. Auf die bejahende Antwort begibt er sich in den Saal derselben und findet da eine Frau in den letzten Zügen. Nachdem er die Sterbgebete verrichtet hat, segnet er die sterbende Frau und gibt ihr Weihwasser; und als sie ihre Seele ausgehaucht hatte, betet er das De profundis.*)

Man müßte ganze Bücher schreiben, wollte man die Werke der Freigebigkeit und Liebe alle aufzählen, die Pius IX. übt. Ich begnüge mich, auf seine Besuche im Hospital der „Assunta“ hinzuweisen, in der Schule des hl. Norbert auf dem Esquilin, wo

*) Aus der Tiefe rc. Ps. 129.

er die Zöglinge aus dem Katechismus fragte und sie mit eigener Hand belohnte; in dem Hospitale des hl. Michael am Ufer, in dem Detentionshaus der Minderjährigen bei St. Balbina, in dem Hospital der französischen Cholerakranken, in der Schule der verwahrlosten Mädchen und der Töchter der im Gefängniß befindlichen Eltern, in dem von ihm gegründeten Collegium der päbstlichen Cadetten, in dem Hospiz der Taubstummen, in dem Gefängniß der Frauen, in dem Hospiz der jungen Leute zu Termini, in dem neuen Gefängnisse u. s. w. Ihr werdet Pius IX. überall finden, wo eine Thräne zu trocknen, ein Verirrter auf den rechten Weg zurückzuführen ist, wo eine Antiquität sich findet, womit er sein Rom bereichern kann. Er ist auf der Appischen Straße, die durch seine Freigebigkeit eröffnet und wiederhergestellt ist; jetzt befindet er sich bei den im Cömeterium des Callistus gefundenen Alterthümern; dann im Pantheon, dann im Observatorium des Capitols und häufig auch in der Werkstätte des Künstlers, um dessen Arbeiten zu besichtigen und zu belohnen. Wohin aber der Pabst geht, da läßt er Spuren seiner Wohlthätigkeit zurück; ja sein ganzes Leben ist voll von Liebe und Frömmigkeit. Von seiner Liebe erzählt das Waisenhaus, das er erweiterte und vielfach beschenkte; die auf seine Kosten für arme Mädchen eröffneten und den barmherzigen Schwestern anvertrauten Schulen; die Errichtung des Seminarium Pium; das in Sinigaglia gestiftete Gymnasium, das der Gesellschaft Jesu anvertraut wurde; die auf seinen Befehl innerhalb des Coliseums vertheilten reichlichen Almosen; die bedeutenden, den Armen seiner Vaterstadt und denen von Segni, sowie dem Hospital der Stadt Lugo gereichten Unterstützungen; die 2520 vom hl. Vater an dem Tage der Dogmatisirung der unbefleckten Empfängniß zur Disposition des St. Vinzenzvereins für Unterstützung der Armen gestellten Scudi; die verschiedenen Gegenden der Marken, die von der Cholera heimge-

sucht worden, und den Armen des Hafens von St. Benedict gewährten Unterstützungen; die feststehenden jährlichen Verabreichungen beträchtlicher Summen an verschiedene fromme Institute; andere Einkünfte zu Gunsten der in der Stadt Segni vereinigten frommen Frauen der hl. Familie; die Dotation der „Maestre pie“ zu Castel Nuovo von Farva; die von Pius IX. eingesetzte Commission für die Cholerawaisen; die von ihm für die verlassenen und bettelnden Mönche in Ankona bewiesene Sorgfalt; die zwei Institute der Barmherzigkeit von Bagnorea, welche er reich bedachte; das fromme Werk des Priesterhospizes, errichtet durch Breve vom 20. März u. s. w. Seine Frömmigkeit bezeugt die Errichtung von drei Pfarreien in Sinigaglia, welche von dem hl. Vater aus seinen Privatmitteln dotirt wurden; sein hochherziger Beitrag für die neue unterirdische Kirche von Assisi und für die des hl. Bernhard; die hauptsächlich durch seine Freigebigkeit restaurirte Kirche des hl. Pankratius; die auf seine Veranstaltung in zwei Kirchen von Ravenna wiederhergestellten Mosaiken; sehr viele an Orden, Kirchen, Klöster, bischöfliche Tische und Seminarien gemachten Geschenke.

Der Leser möge aber nicht vergessen, daß ich in Betreff der Wohlthätigkeit Pius' IX. mehr verschweige als erwähne, da mir das Verzeichniß seiner Wohlthaten, sowie die Muse und die Mittel fehlen, es zu fertigen. Ich habe schon gesagt und wiederhole es, daß dieser so verleumdete Pabst an Almosen von 1850 bis 1856 ungefähr 6 Millionen Franken, also jährlich eine Million vertheilte. Und was beträgt seine Civilliste? (Margotti.)

Wohlthätigkeit Pius' IX.

Wenn der Pabst mit der einen Hand empfängt, so gibt er

mit der andern; seine frommen Schenkungen würden Stoff genug zu manchem Buche liefern.

Pius IX. führte an der päbstlichen Tafel, in seinen Geräthschaften die größte Sparsamkeit ein. Sein Grundsatz lautet: „Man muß so sehr als möglich sparen, denn die Zahl der Armen nimmt täglich zu, und die Mittel nehmen ab."

Die Geschichte der Pomeranze, die in die ersten Tage seiner Regierung fällt, ist vielleicht nicht bekannt. Vorher war es nämlich üblich, daß in den heißen Sommertagen stets verschiedene Kühltränke bereit gehalten wurden. Pius IX. war sehr überrascht, als er einst Pomeranzenlimonade verlangte, und die Lakaien eiligst allerlei Erfrischungen und Backwerke herbeitrugen. Man mußte ihm erklären, daß es früher so üblich gewesen sei. Allein er erblickte darin eine Verschwendung, wies alles zurück und ließ sich ein Messer und eine Pomeranze bringen, aus welcher er selber den Saft in ein Glas auspreßte. Zugleich ordnete er an, daß man ihm von nun an nichts weiter bringen dürfe, so oft er seinen Durst löschen wollte.

Man versichert, die Leinwand seiner Garderobe sei noch die gleiche, die er in Imola gehabt, und er hätte Anfangs nur die weißlinnene Soutane besessen, die er im Augenblick seiner Wahl zum Pabste hätte anziehen müssen; ohne sein Wissen wurde für ihn eine Soutane von weißer Seide angefertigt. Auch rasirt er sich selber.

— Als vor einigen Jahren die Cholera in Bologna wüthete, schrieb ein öffentliches Blatt: „Unser heiliger Vater, der Pabst, beschränkt die Werke seiner unerschöpflichen Wohlthätigkeit und seiner grenzenlosen Freigebigkeit nicht auf Rom, sondern er dehnt, voll Begierde, allen Leidenden zu helfen, seine Schenkungen auf alle Theile seiner Staaten aus. Obgleich er durchaus nicht über reichliche Mittel verfügen kann, so schickte er doch an den Bischof von Epi-

phania, Capitularvicar von Bologna, 1000 römische Thaler zur Vertheilung unter diejenigen Familien der Stadt, welche am meisten gelitten hatten." Einige Wochen vorher hatte der heilige Vater zur Förderung der in Bagnorea für arme Greise und zur Erziehung junger Mädchen gegründeten Anstalten eine jährliche Summe ausgesetzt.

— Der hl. Vater schickte trotz der Noth, in welche ihn die italienische Revolution versetzte, eine Summe von 2000 römischen Thalern nach Spanien für die neulich Ueberschwemmten; ebenso nach Holland eine ähnliche Summe zum gleichen Zweck. Seine Majestät der König von Holland zeigte sich über diese Aufmerksamkeit sehr gerührt; er drückte in einem eigenhändigen Briefe dem hl. Vater seinen Dank dafür aus.

— Der hl. Vater besuchte den Irrenspital zum hl. Geist. Seine Heiligkeit schenkte dieser Anstalt aus seiner Privatkasse 500,000 Fr., wodurch sie bedeutend erweitert werden konnte. Die Arbeiten wurden unter der thätigen und verständigen Leitung des Mgr. Girard ausgeführt und von dem hl. Vater eingesehen.

Gegenwärtig steht das Irrenhaus in Rom auf der Höhe der berühmtesten europäischen Anstalten dieser Art. Es wurde alles zu Nutzen gemacht, was die moderne Wissenschaft für die Verbesserung der Lage solcher Unglücklichen geleistet hat.

Arbeit, Musik, Tanz, Spaziergänge in dem ungeheuer großen Garten sind nützliche Uebungen, welche in diesem Spitale angewendet werden, wo die Zahl der Irren sich auf 520, 265 Männer und 255 Frauenspersonen, beläuft.

Im Jahre 1862 wurden 31 Irren geheilt entlassen und 188 aufgenommen; 42 starben.

Nachdem der hl. Vater den ganzen Spital mit großer Zufriedenheit besucht hatte, besichtigte er die eiserne Brücke, welche über

die Tiber geschlagen wird und bald dem öffentlichen Verkehr übergeben werden soll.

— Die Sorgfalt des hl. Vaters erstreckt sich auf alles und auf alle. Die Einwohner einer kleinen Stadt des Kirchenstaats auf den Höhen, welche den Lauf des Sacco beherrschen, beklagten sich über Mangel an trinkbarem Wasser. Pius IX. wies ihnen als Beitrag zum Bau einer Wasserleitung die Summe von 100,000 Fr. an.

— Zu einem ähnlichen Zwecke schenkte der hl. Vater auf einer seiner Reisen der Stadt Agnani 40,000 Thaler; in Veroli für das Leihhaus 1000 Thaler; in Ferentino gründete er ein solches mit einem Geschenk von 15,000 Thaler. Die Armen aller Orte, durch welche der hl. Vater kam, wurden von ihm unterstützt, nichts zu sagen von den Geschenken in Gold oder anderen Gegenständen, die er allen Kirchen machte.

Das Mittagsmahl des Pabstes und die Küche der Königin von England.

Herr Clavé veröffentlichte im Jahre 1848 zu Paris ein Buch mit dem Titel: „Pius IX. und Italien," welches in das Italienische übersetzt und in Mailand von Carlo Turati gedruckt wurde. Seite 11 sagt er: „Der Tisch der Päbste vom 16. Jahrhundert an war immer einfach und frugal. Unter Gregor XVI. kostete jeder Tag drei römische Scudi (ungefähr 16 Fr.), Pius IX., welcher als Bischof und Kardinal an seiner Tafel nicht mehr als einen Scudo brauchte, dachte, daß die päbstliche Würde ihn nicht zwinge, besser oder mehr zu essen."

Ich lasse dem Herrn Clavé die Verantwortlichkeit für das, was er sagt, und füge hier die Ausgaben des Lord Steward oder

des Intendanten des königlichen Hauses in England bei, nur für ein Jahr:

	Pfd. Sterl.	= Franken.
Brod	2050	51,250
Butter, Speck, Käse und Eier	4976	124,400
Milch und Rahm . .	1487	36,950
Fleisch	9471	236,800
Geflügel	3633	90,825
Fische	1979	49,475
Oel	1795	44,825
Früchte und Confecte .	1742	43,525
Hülsenfrüchte	481	12,175
Weine	4850	121,250
Liqueure	1843	46,075
Bier	2811	70,275
Kerzen	1977	49,425
Fackeln	679	16,975
Lampen	4660	116,500
Brennmaterial . . .	6846	171,150
Papier und Dinte . .	824	20,600
Tischlerarbeit . . .	379	9,475
Kupferschmiede . . .	890	22,250
Glaser	1328	33,200
Weißzeug	1085	27,125
Wäsche	3130	78,250
Geschirr	355	8,875

Um die Bedeutung dieser Ziffern recht würdigen zu können, muß man sich an die namhafte Zahl von Personen erinnern, die alljährlich in London und Irland Hungers sterben.

III.

Castelfidardo und Ankona.

Der Triumph in der Niederlage.

Die unsterbliche und stets siegreiche Kirche hat in ihre Annalen ein schönes Blatt eingefügt, und in ihre Diptychen eine neue Liste von Helden eingetragen, deren glorreiche Namen, von ihr bewahrt, niemals der Vergessenheit anheimfallen werden. Durch die Thränen hindurch, die geweint werden, leuchtet eine Hoffnung in den Augen des Glaubens. Der Himmel verlangte von der Erde ein Opfer, damit sie gerettet würde; das Opfer wurde hochherzig gebracht, es wird fruchtbar sein. Wie sind sie gefallen, die Tapferen Israels, schneller als Adler, stärker als Löwen (2. Kön. 1.)! Die Geschichte wird es unsern fernsten Enkeln erzählen. Sie sind der Ueberzahl ihrer Feinde unterlegen; alle menschliche Hilfe ward ihnen verweigert. Sie hoben ihre Augen zum Himmel empor, um noch männlicheren Muth zu schöpfen; sie kämpften und fielen rühmlich als Streiter des Glaubens.

Einen Triumph solcher Art verstehen jene nicht, die für die edle, auserwählte Schaar Gottes und ihrer berühmten Führer nur Worte des Hasses und der Verachtung haben. Die Blinden sehen nicht, daß Jesus Christus seit 18 Jahrhunderten über die Welt herrscht, und daß seine Erniedrigung und sein Tod der Preis seiner Herrschaft ist; sie erkennen nicht, daß das Christenthum, dem sie es zu verdanken haben, daß sie heute keine Barbaren sind, nur durch die äußere, scheinbare Niederlage der Apostel Jesu Christi

eingeführt wurde. Pius IX. herrscht im Vatikan, seine Nachfolger werden da, wie er, als Könige und als Päbste ihren Thron aufschlagen, weil Rom und keine andere Stadt, Petrus, den Fischer aus Galiläa, am Kreuze sterben sah. „Es ist ein festes Gesetz," sagt Bossuet in seiner Lobrede auf Thomas von Canterbury, „daß die Kirche keinen Vortheil genießen kann, der sie nicht den Tod ihrer Kinder kostete, und daß sie zur Befestigung ihrer Rechte Blut vergießen muß." Die Kirche betrachtet also den Tod derer, die mit ihr und für sie kämpfen, nicht als eine Niederlage; ihre Hingebung ist das Element, von dem sie lebt; denn diese Hingebung erweckt andere und zieht neue Gnaden und Erleuchtungen auf die christliche Gesellschaft herab.

Der unvergängliche Ruhm unserer Helden besteht darin, daß sie sich für die Herrschaft Jesu Christi opferten, wie ihre Väter, die Kreuzfahrer, sich für die Befreiung seines Grabes geopfert haben. Sie wollen nichts von den menschlichen Theorien, welche den Primat eines Theils seiner Hoheit berauben möchten. Sie stritten nicht über die Verträglichkeit des Werkes Pipins und Karls des Großen mit dem Geiste der modernen Gesellschaft: sie sagten sich: „Jesus Christus hat einen Stellvertreter auf Erden, und dieser Stellvertreter ist König, und er muß es sein; wir wollen kämpfen und sterben für die königliche Herrschaft des Stellvertreters Jesu Christi." Ein großmüthiger Entschluß bei den hohlen Ideen unserer Zeit, bei der steten Verbindung von Wahrheit und Irrthum, bei der Auflösung des alten Glaubens, die man überall ankündigte. Während andere über die Frage ihre Dinte hingaben, gaben diese ihr Blut hin; eine unwiderstehliche Demonstration, die alles überholt, und deren Wirkung nicht aufgehalten werden kann. So triumphirte die Kirche, und so wird sie immer triumphiren.

Die Sache der Unabhängigkeit der Kirche ist auf den Feldern von Loretto nicht entschieden worden; sie wurde nicht besiegt,

weil sie nicht verrathen wurde. Ohne Hoffnung auf unmittelbaren Sieg, voll der edlen Liebesflammen stirbt man für sie, und alle, die gut sterben wollen, sind nicht gefallen. Eine Sache, für welche zu sterben niemand als süß und rühmlich erachtet, ist eine überwundene Sache. Die Sache der Unabhängigkeit der Kirche wird stets Soldaten finden, die sich für hinlänglich belohnt halten werden, wenn ihnen nur der Gewinn ihres Todes zu Theil wird, die ohne Waffen kämpfen werden, die allein vor einer Armee nicht zurückweichen, die gefesselt nur eines Wortes bedürfen, und geknebelt durch ihr Schweigen siegen werden. Mit einem fruchtbaren Ruhme umgeben legen solche Besiegte die Kraft zu künftigen Ernten in den Schooß der Erde; ihre Ueberwinder werden das Verbrechermal des Aussatzes deutlich an der Stirne tragen.

(L. Veuillot.)

Aufruf Pius' IX. an Lamoricière.

Wir wollen hier die Erinnerung an die schönsten Episoden und rührendsten Zügen der Waffenthaten auffrischen, wodurch die katholische Jugend die herrlichsten Beweise der heldenmüthigsten Ergebenheit gegen Pius IX. geliefert.

Die große Seele Pius' IX. fleht zu Gott um Hilfe für seine Kirche gegen undankbare Söhne; eine Eingebung von oben erleuchtet den Stellvertreter Jesu Christi; er schaut in der Welt umher, um den Mann zu suchen, der die heilige Arche und den Thron Petri beschützen könnte; seine Blicke ruhen auf Frankreich, und in Frankreich auf einem christlichen Helden, der in der That einer solchen Ehre würdig war. An ihn wendet sich der Besiegte, der Geächtete, der wehrlose und zertretene Greis; den ehrlichen Charakter eines französischen Soldaten, den Degen, der die wilde Barbarei in Afrika

und die civilisirte Barbarei in Paris bekämpfte, aber seit langer Zeit unthätig schläft, ihn ruft der bedrohte Pabst um Hilfe an.

Ein eifriger Priester geht zu ihm, wie einst der Engel des Herrn, und bringt ihm die Botschaft Pius' IX. Es war im Jahre 1860. Der General war damals in Prouzel, und lag an Gicht und Rheumatismus, die er sich in Algier geholt hatte, in demselben Bette, in welchem ihn 5 1/2 Jahre später der Tod dahinraffte, krank darnieder. Nachdem Lamoricière sich die Sache einige Augenblicke überlegt hatte, nahm er den Vorschlag an. „Es handelt sich," sprach er, „um eine Sache, für die ich gerne sterben möchte." Es wird seiner Frau Mittheilung gemacht, und der Entschluß, abzureisen, unwiderruflich gefaßt. Wie immer, wurde die persönliche Frage gänzlich außer Acht gelassen. Der edle Krieger dachte nur an den Ruf von oben und an das große Werk, um das es sich handelte; nämlich den Regierungen, welche die gewaltsame Unterdrückung des gemeinschaftlichen Vaters stillschweigend geschehen ließen, zu zeigen, daß es noch Männer gebe, die für seine Vertheidigung einstehen.

Vier und zwanzig Stunden nachher theilte der General einem intimen Freunde seinen Entschluß mit. Dieser erschrack sehr darüber und stellte ihm alle Gefahren des Unternehmens vor. Allein Lamoricière antwortete: „Das weiß ich alles; wenn aber das Oberhaupt der Kirche eines von seinen Kindern zu seiner Vertheidigung aufruft, kann man unmöglich zögern. Ich werde also nach Rom gehen, ich werde den Pabst vertheidigen, weil niemand ihn vertheidigen will. Dort werde ich, so es sein muß, sterben." Einige Wochen später reiste er ab mit Mgr. de Merode, durch Belgien und Deutschland; er kam, troß aller Ueberwachung von Seiten der Feinde, nach Triest und Ankona und legte seinen Degen, seine Kraft und seinen Glauben zu den Füßen des hl. Vaters nieder.

Sogleich machte er sich ans Werk und clangens buccina convocavit . . . eos, qui occurrerunt ei.*) Auf seinen Ruf erschienen treue Freiwillige, um sich um den päbstlichen Thron zu schaaren. Er entflammt sie mit seiner Begeisterung, er kleidet sie in ein Gewand, das ihn an den alten Ruhm erinnert; und er kann dem hl. Vater die Versicherung geben, daß diese von ihm gesegneten Kinder im Stande seien, die Umtriebe der Bösen im Innern zu unterdrücken und ihn gegen ihre Meutereien zu vertheidigen.

„Vor wie nach seinem Tode ist über die Heldengröße und den christlichen Heroismus des Opfers, das Lamoricière dem verrathenen Pabstthum gebracht hat, alles gesagt worden. Es war das Opfer nicht bloß seines Lebens, das er hundertmal auf den Schlachtfeldern in die Schanze geschlagen, sondern das Opfer seines Namens, seines Rufes, seines militärischen Ruhmes, seiner früheren Siege. Er kannte die kosmopolitische Macht und die unversöhnliche Wuth der Partei, die er gegen sich aufbringen sollte, ganz genau; und doch stürzte er sich, wie einst in die Bresche von Konstantine, mit gesenktem Haupte hinein.“ (Montalembert.)

In diesem Kampfe handelte es sich für Lamoricière nicht darum, daß er seinen Ruhm erhöhe, sondern daß er ihn zum Opfer bringe; nicht darum, daß er sein Leben berühmt mache, sondern daß er es preisgebe. Er sollte nach Rom gehen, das Meer durchschiffen, Frankreich verlassen und über eine Handvoll junger Leute das Commando übernehmen, welche noch nie Pulver gerochen hatten, aus den armen Arsenalen und Magazinen kaum ausgerüstet werden konnten, nicht die gleiche Sprache redeten, aber durch den Glauben vereinigt waren; dies sollte er thun auf einem kleinen

---

*) Und er blies in die Posaune und rief zusammen, die ihm entgegen kamen.

Gebiet, das zwei Armeen zwischen das Feuer genommen hatten, die zehnmal zahlreicher, mehr an den Krieg gewöhnt und viel besser ausgerüstet waren. Er sollte sich von den Weisen als einen Thoren, von den Politikern als einen Aufrührer, von den Männern des Militärs als einen Abenteurer ansehen lassen; kurz, er sollte handeln ohne Hoffnung und sterben ohne Ruhm.

Das Pabstthum hatte viele Schläge erlitten und war fast von allen im Stiche gelassen und aufgegeben. Lamoricière machte sich keine Illusion: er sah die sichern Gefahren, die sichere Unpopularität; er wußte, daß er besiegt werden könne, nnd daß er verspottet würde, und doch reiste er ab.

Er wurde schon mit den alten Kreuzfahrern verglichen; ich sage, er war größer. Wenn einst unsere Väter einen Kreuzzug machten, so durften sie nur dem Strome jener christlichen Zeit folgen, um nach Damiette und Massur zu kommen; Lamoricière dagegen mußte den ganzen Strom seiner Zeit zurückdrängen, ehe ein kleiner, heimlicher und vereinzelter Kahn ihn an das Gestade Italiens setzen konnte.

Einer seiner Freunde sagte zu ihm: „Sie sind noch nie besiegt worden; aber diesmal werden Sie es."

„Was schadet mir das? Die Sache ist der Mühe werth."

„Aber überlegen Sie sich's wohl!"

„Ich habe es schon gethan. Vor allem hat ein Gefühl, oder vielmehr eine Pflicht in mir die Oberhand: Ich sehe einen Vater, den der Strom fortreißt; dieser Vater streckt die Hand nach mir aus, und ich sollte mich noch bedenken! Nein. Man ruft mir zu: Er wird Sie in sein Verderben mit hineinziehen. Wohlan! es sei!"

„Man wird erklären, daß Sie kein Franzose mehr seien."

„Mein Freund! wenn ich sterben werde, wird man mich nicht fragen, ob ich das Strafgesetz gekannt habe, sondern den Katechismus, und um mir die Pforten des Paradieses zu öffnen,

wird man mich nicht examiniren, ob mir die Pforten meines Vaterlandes verschlossen worden seien."

Dieses Zwiegespräch ist buchstäblich wahr.

Und mit ächt christlichem und französischem Stolze schrieb er in einem Briefe, den jedermann gelesen: „Wenn man mir die Eigenschaft eines französischen Bürgers nimmt, so wird sie mir von der ganzen katholischen Welt einstimmig zuerkannt werden."

— „Wohlan!" fügte er lächelnd bei, „es ist also ausgemacht: Sie stempeln mich zu einem Landsknecht. Aber verstehen Sie wohl: die erste Bedingung lautet, daß Sie niemals gegen Frankreich kämpfen werden."

Darauf erhielt er die Antwort: „Mit einem condottiere*) wie Sie, versteht sich dies zum voraus."

Uebrigens vertheidigte er in Rom keine antinationale Sache, sondern die Sache Frankreichs in ganz besonderem Sinne, und er wußte, daß, wenn er wieder nach dem Degen greife, um dem Rufe des hl. Vaters zu folgen, er seiner ganzen Lebensaufgabe treu bliebe; er wollte in Rom thun, was er in Afrika und auf den Barrikaden gethan; nur die Ehre war mit der Sache und den Gefahren größer geworden.

Wir führen hier einige Aussprüche Emil Girardins, eines Gegners des Pabstthums, über Lamoricière an:

„General Lamoricière blieb nach seiner Rückkehr aus der Verbannung im Privatleben, und nur eine hochherzige Gesinnung vermochte ihn, es aufzugeben, um den Befehl über die päbstliche Armee zu übernehmen. Da die Convention vom 15. September 1864 dem Pabst das Recht zuerkannte, eine Armee zu haben, so that General Lamoricière im Jahre 1860 nur, was die Convention vom 14. September im Jahre 1864 mit Recht oder Unrecht

---

*) Führer.

wünschte. Was die Gesinnung betrifft, welche den General Lamoricière zur Uebernahme des Commandos über die päbstliche Armee bestimmte, so kann niemand die Uneigennützigkeit und Größe derselben leugnen. Mehr aus Ergebenheit als aus Hoffnung ging er nach Rom, und als er dort war, sah er, daß er noch größere Hingebung haben müsse und noch weniger hoffen dürfe. Er ertrug seine Niederlage mit einer Standhaftigkeit, die wahrhaft bewundernswerth und um so verdienstlicher ist, als er stets zu siegen gewohnt war."

Er hatte gedacht, daß derjenige, welcher den Anfang und das Leben der Civilisation selber als Hinterlage besitzt, durch die Wahl eines französischen Degens zu seiner freien Vertheidigung unserem Lande Zeugniß gab; er hatte gedacht, daß, wenn die Stellung, die dessen Vorliebe uns bestimmt hatte, anderen überassen würde, darin die Annahme läge, die älteste Tochter der Kirche, die älteste Schwester der christlichen Nationen sei in einen traurigen und strafbaren Verfall gerathen; das wollte er nicht. Frankreich, durch einen seiner ritterlichsten Soldaten vertreten, mußte seinen Ehrenposten bewahren, und, ohne die Stärke abzuwägen, den Dienst mit seinem Muth und seinem Geiste fortsetzen, und so hätte „das christliche Blut, nach dem schönen Ausspruch des Bischofs von Orleans, in den Adern der neuen Geschlechter nicht zu fließen vergessen."

— Vor seiner Abreise schrieb Lamoricière an seinen Freund, General Bedeau, folgenden Brief:

„Prouzel, den 19. März 1860.

„Lieber Freund! Ich bedaure sehr, daß ich Sie in Nantes nicht treffen konnte, und daß ich Sie in diesem Augenblick nicht umarmen kann. Ich beauftrage meine Frau oder einen unserer gemeinschaftlichen Freunde, wenn meine Frau nicht nach Nantes kommen kann, Sie von meinem Vorhaben in Kenntniß zu setzen.

Wahrlich, ich setze meine Hoffnung nur auf Gott; denn nach dem, was ich weiß, ist die Kraft eines Menschen für das Werk, das ich über mich nehmen will, unzureichend. Nicht für die Kühnheit, die jedoch, wie ich hoffe, wenn es Noth thut, auch nicht fehlen wird, sondern für die Aufopferung erwarte ich den Lohn sicherer dort oben als hienieden.

„Leben Sie wohl! Ich reise in einer Viertelstunde ab und sage allen, die nicht wissen, wohin ich gehe: auf Wiedersehen!

„Ganz der Ihrige, lieber Freund!

„Gezeichnet: von Lamoricière.

Von Triest aus erfuhr man, daß er nach Rom gehe; hier kam er am 2. April an, um das Commando über die päbstliche Armee anzutreten, eine hohe Würde, wie sie ebenso sehr seinem Verdienste als dem Vertrauen des großmüthigen Pius' IX. gebührte. Die katholische Welt begrüßte seine Hingebung, und das Oberhaupt der Kirche segnete ihn und schloß ihn in seine väterlicheen Arme.

Die Freigeister ihrerseits, die Lamoricière in den Straßen von Paris so kräftig aufs Haupt geschlagen hatte, fühlen sich gedemüthigt, indem sie sehen müssen, wie der erste französische Soldat beim Pabst in Dienst tritt. Alsbald erhob sich von Seiten der europäischen Demokratie ein Geschrei des Spottes und Hohnes. Er wird zum Hochgericht geschleppt, er und seine tapfere Schaar. Aus den untersten Tiefen der menschlichen Gesellschaft, von den Ufern der Themse bis zu den Ufern des Arno, wird die getreue Truppe und ihr heldenmüthiger Führer mit Lästerungen, Verleumdungen und Spöttereien überschüttet. Die gemeinen Verleumder der uneigennützigen Tugend sprechen zumal, und sie führen das Wort allein. Europa und Frankreich geben ihnen Recht. Neuitalien brüllt beim Anblick der Leute, die zu kommen wagten, um unter den Fahnen eines Pabstes und Königs zu kämpfen und zu sterben. Es verlangt und erhält die Freiheit, sie zu zertreten.

Aber es macht den Versuch, sie zuvor mit Lügen und dann erst mit dem Schwerte zu tödten, und zwar mit Lügen, dergleichen die Welt seit dem Verrath von Bayonne im Jahre 1808 keine mehr gehört hat. Ein Cialdini wagt es in einem Tagesbefehl an seine Armee zu sagen, Lamoricière und seine Leute seien Söldlinge, Trunkenbolde, die nach Gold und Raub dürsten; und König Viktor Emmanuel meldet dem Kaiser der Franzosen, „daß er seine Truppen in die Marken und Umbrien einmarschiren lasse, um da, unbeschadet der Autorität des Pabstes, die Ordnung wieder herzustellen, und, wenn es nothwendig sei, der Revolution im neapolitanischen Gebiete ein Treffen zu liefern.“ Acht Tage darauf fallen die Truppen des Königs, sechs gegen einen, über die kleine Armee Lamoricières her. Das unbekannte Dorf Castelfidardo erhält durch das Gemetzel einen unsterblichen Namen. Pimodan fällt auf die ehrenvollste Weise. Lamoricière flüchtet sich nach Ankona und kapitulirt, nachdem sein letztes Geschütz demontirt worden. Der französische General, und welch ein General! liefert seinen Degen an Piemontesen aus. Seine jungen Kriegskameraden, Gefangene wie er, durchwandern Italien unter Plackereien und Beschimpfungen. Er selbst kehrt, nachdem das Werk der Beraubung vollendet ist, müde und mißmuthig nach Frankreich zurück, um da von denen, welche ihn bei seiner Abreise beschimpft hatten, verhöhnt zu werden.

Von dieser Zeit ging alles dem vorhergesehenen und gewollten Ende entgegen. Die trübsten Ahnungen, die traurigsten Vorhersagungen gingen in Erfüllung. Frankreich fügte sich darein, und Europa gewöhnte sich an das, was noch vor fünf Jahren für eine unmögliche Ungerechtigkeit gehalten wurde; die Erhaltung des Raubes in seinen gegenwärtigen Grenzen erscheint sogar als eine Wohlthat, für welche die eingeschläferten oder getäuschten Katholiken ein Te Deum anstimmen sollen.

Der gegenwärtige Erzbischof von Westminster, Dr. Manning

zeichnet den gemeinen Verrath, der dem Piemontismus und allen, die ihn gewähren ließen, ein unauslöschliches Schandmal aufgedrückt hat, mit folgenden Worten:

„Eine Armee, die aus Soldaten aller Nationen zusammengesetzt ist und die unruhigsten Köpfe aller Länder in ihren Reihen zählt, bedroht unter der Anführung eines Abenteurers die südlichen Grenzen der Kirchenstaaten. Die Armee einer ehemals katholischen Macht fällt ohne Kriegserklärung und gegen alles Völkerrecht in diese Staaten ein und dringt bis an die Mauern Roms vor. Rom wird belagert und dem Belieben der Länderräuber preisgegeben. Was konnte unter solchen Umständen vernünftiger, gerechter und christlicher sein, als den heiligen Stuhl, der von Soldaten aus allen Nationen angegriffen worden, mit Soldaten aus allen Nationen zu vertheidigen? Es handelt sich um eine katholische Sache, die alle Glieder der Kirche angeht. Kein Katholik kann in den Staaten des hl. Petrus als Fremdling betrachtet werden; dort steht er auf dem Boden des gemeinsamen Vaters der Gläubigen; wenn er diesen vertheidigt, vertheidigt er mehr als sein eigenes Vaterland. Auch forderte der hl. Vater alle seine Kinder zur Vertheidigung dieses großen katholischen Princips auf, und um eine so heilige Pflicht zu erfüllen, warf sich einer der größten Kriegshelden Frankreichs dem hl. Vater zu Füßen; er nimmt keinen Anstand, die im Dienste seines Vaterlandes gesammelten Lorbeeren den zweifelhaften Aussichten des Kriegs mit einer so schwachen Armee, wie die päbstliche ist, bloß zu stellen. Mit einer Hochherzigkeit, welche seinem Namen neben den größten Kriegshelden der katholischen Welt einen Platz anweisen wird, unternimmt Lamoricière die Vertheidigung einer Sache, die in so verzweifelter Lage sich befand. Er, der die französischen Soldaten gelehrt hatte, daß man in acht Tagen einen Zuaven heranbilden könne, stellte ohne alle Hilfsmittel in einem Vierteljahr eine Armee auf die

Beine, die durch ihre stolze Kraft und ihre hohen Thaten die Erinnerung an die gerühmtesten Unternehmungen überleben wird. Ich kenne in der Kriegsgeschichte nichts Kühneres, nichts Edleres, als die Vertheidigung von Spoleto, wo zwölf lange Stunden ein Haufe von 600 Mann den Anstrengungen von 14,000 Mann trotzte. Sie hatten an selbigem Morgen die hl. Messe gehört und communicirt und hielten zwölf Stunden lang Stand, und tödteten und verwundeten so viele Feinde, als ihre Zahl betrug. Zweimal wiesen sie stolz die Uebergabe zurück, indem sie erklärten, sie halten Spoleto für Gott und für den Pabst, und nur auf die Bitte des Delegaten, des Stellvertreters des hl. Vaters, streckten sie endlich die Waffen. Ebenso glorreich wurde einen ganzen langen Tag auf den Höhen von Castelfidardo von 7000 Tapferen gegen einen dreifach überlegenen Feind gekämpft; und als nur noch wenige übrig geblieben waren, schlugen sie sich, ihren großen General an der Spitze, durch die feindlichen Haufen hindurch, und diese vermochten sie nicht aufzuhalten. In Ankona blieb er, zwischen Land und Meer hineingedrängt, so lange, bis die letzte von seinen Kanonen demontirt war, und nur aus Gründen der Humanität gab er eine verzweifelte Vertheidigung auf. Die Geschichte kennt keine schöneren Waffenthaten, die unter ungünstigeren Umständen und im Angesicht eines an Zahl so weit überlegenen Feindes ausgeführt worden wären."

Der Tag vor der Schlacht.

Der Einfall in den päbstlichen Staat, der allen Katholiken gehört, wurde von dem subalpinischen Feind ohne alle Kriegserklärung ausgeführt. Lamoricière sollte nämlich überrascht und an der Concentrirung seiner Truppen in Ankona verhindert werden. Auf die Nachricht von dieser Verletzung des Völkerrechts

sammelt der General schnell sein kleines Armeecorps und rückt, von Pimodan begleitet, trotz der großen Hitze in Eilmärschen gegen Loretto vor.

Den 16. Abends verließ Lamoricière mit seiner Reiterei die Abhänge von Montesanto und stieg zum Hafen von Recanati hinab, wo er den für Ankona bestimmten Schatz auf dem Fahrzeug San Paolo einschiffte. „Wir zogen in Porto-Recanati ein; es ist dies ein großes Dorf, dessen Mittelpunkt eine weite Ebene bildet. Auf der einen Seite bespülen die Meereswellen sanft das Ufer, an dem die Fischer ihre Nachen ans Land ziehen; auf der anderen erhebt ein Schloß seine Zinnen stolz in die Lüfte. Nie werde ich die Scene vergessen, die sich in diesem unbekannten Winkel der Erde entwickelte. Unsere 300 Reiter stellten sich in Reih und Glied, das Antlitz dem Dom von Loretto zu gewendet. Da sprengte unser Feldkaplan, ein junger Priester von Angers, Namens Caillaud, heran und rief: „Der Feind nahet, er erwartet Euch. Ihr habet die Ehre für die Kirche zu streiten; zeiget Euch dieser Ehre würdig und machet sie Euch zu Nutzen. Im letzten Augenblick Eures Lebens verlangt Gott von Euch nur einen Gedanken der Liebe und Reue. Neiget Euch! ich will Euch die Absolution ertheilen." Alle Häupter neigten sich auf den Hals der Pferde nieder; der Priester erhob seine Hände und ertheilte ihnen die Absolution. Dann rief er mit fester Stimme: „Auf! sieget oder sterbet als Helden!"

Ihr Anführer Bourbon-Chalus gab nun Befehl, nach Loretto zu eilen und daselbst im Galopp einzusprengen. Auf diesen Befehl setzt sich die Truppe in Bewegung und sprengt im Carrière davon. Am Fuße des Hügels stoßt der Vortrab auf einige piemontesische Reiter. Man feuert gegenseitig, und die piemontesischen Chevauxlegers fliehen, von den Guiden verfolgt, welche im Galopp in Loretto einreiten. Ohne ihre Jagd aufzugeben, treiben sie den

Feind längs des Abhanges hin, ihn bis zum Ankonathor verfolgend, wo sie dann auf dem Platze der Madonna halten und sich aufstellen.

Am Montag, den 17. Nachmittags wird Generalmarsch geschlagen, um die Truppen im Athem zu halten. Die Stadt wird alarmirt. Im Verlauf des Nachmittags kommt die Division des Generals Pimodan und lagert sich hinter Loretto. Pimodan bringt 2600 Mann Infanterie; Lamoricière zählt kaum 2000 nebst 300 Reitern, und einige schlechte Kanonen. Da der Feind zum Theil die Mühlen in der Nachbarschaft besetzt hatte, fehlte es den Truppen in Loretto die beiden Tage an Mehl und Brod.

„Am Montag," — so erzählt Abbé Druon, — „erwartete man General Pimodan mit seiner Mannschaft, der auch bald am Thor von Recanati eintraf. Mir schien es, die Piemontesen hätten ihn abschneiden können; aber Gott wollte, daß die Schlacht unter den Verhältnissen und an den Stellen geschlagen werde, die er zum größeren Ruhme für seine Vertheidiger und zu deutlicherer Offenbarung seiner Gerechtigkeit ausgewählt hatte. Ich hatte das hohe Glück, das hl. Opfer in der Santa Casa darzubringen. Die Basilika war mit Offizieren und Soldaten angefüllt, welche, ohne Unterschied des Ranges, als Brüder dem hl. Tische sich naheten. Ich brachte den ganzen Tag unter ihnen zu und war von Ehrfurcht und Bewunderung beim Anblick solchen Glaubens im Verein mit solcher Tapferkeit durchdrungen. Die Franzosen sagten zu mir: „Herr Abbé! wir freuen uns, daß die Stunde des Kampfes „nahet. Die Höhen und Hügel um Loretto herum strotzen von „Piemontesen; wir aber sind nur ein kleines Häuflein gegenüber „diesen 50,000 Feinden. Vielleicht fallen wir alle, aber darum „dürfen sich jene nicht Sieger nennen. Unser Blut, unser Leben „ist nicht umsonst verloren; Gott wird uns in unserer Familie, „in unserem Vaterlande belohnen." Dienstag den 18. sah man

ein der Kreuzzüge würdiges Schauspiel. Um vier Uhr Morgens nahten sich Lamoricière, Pimodan, die Guiden, die franco-belgischen Zuaven, die Deutschen, die Schweizer, die römischen Regimenter und die Artilleristen mit unaussprechlicher Andacht dem heiligen Tische. Der größte Theil dieser Helden lag auf dem Pflaster, in langem, unaufhörlichem Gebet hingestreckt, mit der Stirne gegen das Gestein. Der Empfang der hl. Communion von Seite der beiden Generäle war so feierlich, so ernst, daß ich davon ganz bewegt war; alle Umstehenden theilten meine Bewegung und weinten vor Rührung."

Ein ähnliches Schauspiel gewährte das Lager der päbstlichen Zuaven außerhalb der Mauern Lorettos.

Mgr. Sacré saß gegen eine sehr dichte Hecke gekehrt, welche längs dem Graben hinlief, und die tapferen Jünglinge knieten mit abgeschnalltem Seitengewehr einer nach dem anderen, ernst, ruhig, demuthsvoll und in Ehrfurcht zu seinen Füßen. Nach der Absolution erhoben sie sich freudig und knieten von neuem auf eine Erdscholle nieder, um ihre Buße zu verrichten. Es war ein des Anblicks Gottes und seiner Engel würdiges Schauspiel. Der sternbesäete Himmel umhüllte sie mit seinem azurnen Schatten. Die Wogen der Adria bespülten ruhig den Fuß dieser Hügel und grüßten mit mildem Gemurmel die künftigen Martyrer der Kirche; der wilde Lorbeer, der Lorettos Abhänge umblüht, erschien als ein Vorbild ihrer unsterblichen Krone. Maria, welche die inbrünstigen Gebete in ihrem nahen Hause von Nazareth hörte, Maria nahm sie erbarmungsvoll in ihren liebenden Schooß auf, um sie ihrem göttlichen Sohne darzubieten, damit er sich würdige, seinen Streitern Muth und Kraft einzuflößen.

Es möge uns erlaubt sein, an dieser Stelle einem adeligen Jüngling, den wir kannten, der zu den eifrigsten Mitgliedern unserer Conferenzen vom hl. Vinzenz von Paul gehörte und der erste

Martyrer in diesem hl. Kriege war, einige Worte der Erinnerung zu weihen.

Auf das erste Gerücht von Lamoricières Abreise begab sich Misaël de Pas zu ihm nach Rom, nachdem er sich von seiner Mutter und seiner Schwester, einer Ordensfrau vom allerheiligsten Herzen Jesu, verabschiedet und im Heiligthum Unserer lieben Frau vom Siege die Hilfe derjenigen angefleht hatte, welcher er am Tage seiner Taufe geweiht worden war. Nach seiner Ankunft in Rom wurde er in der Kirche des hl. Pankratius, die über den Katakomben dieses Namens zu Ehren eines vierzehnjährigen Martyrers erbaut ist, dem Kardinal Villecourt vorgestellt. In diesem Heiligthum gelobte der junge de Pas, all sein Blut für die Vertheidigung der Kirche zu vergießen. Der französische Kardinal war über diese edle Hingebung bis zu Thränen gerührt und schloß ihn in seine Arme. Er sprach zu ihm, wie zu anderen Freiwilligen, die Worte, welche Kardinal Baronius einst an junge Missionäre richtete: „Ihr flößet mir eine heilige Eifersucht ein, glückliche Candidaten des Martyriums, die ihr schon für diesen edlen Purpur bestimmt seid."

Herr von Segur sagt: „Misaël de Pas war unter allen denen, die sich Gott freiwillig auf dem Altare Unserer lieben Frau von Loretto zum Opfer brachten, ein auserlesenes Opfer. Er war der erste, der sich dem hl. Vater schenkte; der erste unter den französischen Freiwilligen, der sein Blut für die Sache der Kirche vergoß. Denn die Wunde, welche seinen Tod herbeiführte, wurde ihm schon am Vorabend der Schlacht bei Castelfidardo von Gott zugeschickt."

Das erste Opfer.

In dem Kampfe, in welchem so viele edle Jünglinge ihr Leben für die Kirche lassen mußten, ließ Gott es zu, daß das erste

Opfer, welches unter den Schlägen der Barbaren fallen sollte, jener junge brave Franzose war. Wir schalten hier einige Einzelnheiten über seinen Tod ein.

Als die Reiter Lamoricières in Loretto eingezogen waren, nachdem sie die piemontesischen Chevauxlegers hinausgejagt hatten, war es schon dunkel, so daß man nicht in die Ferne sehen konnte. Jedoch glaubten die Guiden in der Ebene von Musane einen Lärm Bewaffneter zu hören, und es wurde nun die Frage gestellt: „Wer fühlt sich im Stande, die feindlichen Bewegungen auszukundschaften?“

Bei diesen Worten spornt Graf Palfy, ein junger Mann aus dem höchsten Adel Ungarns und Adjutant Lamoricières, seinen Renner, sprengt den Abhang hinunter, und einige Guiden mit mehreren Carabiniers folgen ihm.

Die militärische Klugheit hätte erfordert, und sie waren auch so instruirt worden, daß man nach dem ersten Anlauf die Raschheit minderte und nur mit höchster Umsicht vorrückte, um in keinen Hinterhalt zu fallen. Doch die heißblütigen Jünglinge überlegten das nicht lange; sie wollten nur das Lager des Feindes erspähen. Um die Krümmung eines Berges reitend, befanden sie sich plötzlich vor zwei Kanonen, welche den Zugang des Engpasses mit Kartätschen bewachten. Der Schuß kracht, und Palfys Pferd stürzt zerschmettert zu Boden. Misaël de Pas fällt mit zerschossenem Arm auf den Hals seines Pferdes; mehrere andere Kugeln trafen ihn in die rechte Seite. Doch richtete er sich wieder auf und erreicht, von seinen Waffengefährten unterstützt, die Vorposten. Er wird aus dem Sattel gehoben und seinem Verlangen gemäß in das Stift der Jesuiten in Loretto gebracht, wo er auch mit aller Liebe aufgenommen wurde. Der zarte, feingebaute Jüngling litt entsetzliche Schmerzen; aber er richtete von seinem Schmerzenslager

die Blicke zur Santa Casa, die seinem Fenster gegenüberstand, und flehte zur unbefleckten Jungfrau: „Meine gute Mutter! verleihe mir die Kraft, meine grausamen Schmerzen zu ertragen und sie in Vereinigung mit den bitteren Leiden, die dein Herz am Fuße des Kreuzes wie ein Schwert durchbohrten, dir aufzuopfern . . . Meine gute Mutter! ich sterbe gerne für die Vertheidigung des Statthalters Jesu Christi, und ich freue mich, der erste zu sein, der sein Blut für eine so heilige Sache vergießt."

Die Ordensleute, die ihn umgaben, waren verwundert, wie sie sein immer heiteres Antlitz, das Lächeln einer reinen Seele, das sich über seine Lippen ausbreitete, die milden, ruhigen Augen, deren freudige Blicke von dem Himmelsgewölbe zur Santa Casa hin und her schweiften, sahen. Von Zeit zu Zeit murmelte der Verwundete ganz leise: „Freue dich, Misaël, über eine solche Gnade!"

Beim Gedanken an seine Mutter warf er einen Blick der Liebe auf Maria und betete zu ihr: „Mutter meines Gottes! Du weißt, daß auch ich zu Lille eine Mutter habe, die Wittwe ist, deren einziger Trost auf Erden ihr heißgeliebter Sohn war. Du weißt, Mutter der Liebe, mit welchem Muthe sie mich Jesu aufopferte. Du hörtest sie in jenem Augenblick, wo ich in den Kampf des Herrn und seiner Kirche auszog, zu mir sagen: „Misaël! mein Opfer ist ganz und vollkommen; wenn der liebe Gott dich mir läßt, so werde ich ihn preisen; wenn er dich mir nimmt, so werde ich ihn gleichfalls preisen." Wenn man ihr die Nachricht meines Todes bringt, o Maria! verleihe dann ihrem Herzen jenes Gefühl, das dich bei dem Opfer deines einzigen Sohnes so stark, so standhaft machte."

Misaël beichtete; als er die heilige Wegzehr empfing, strahlte sein Gesicht in jener Liebe und Freude, die ein Heiliger empfindet, der in seiner Hand die Palme des Martyrers und auf seinem Haupte die Krone der unsterblichen Glorie trägt. Die ganze

Schmerzensnacht hindurch war er dem Verscheiden nahe. Als er erfuhr, daß am folgenden Tage die kleine päbstliche Armee sich mit den Feinden Jesu Christi und der Kirche messen sollte, sprach er: „O wenn ich diese Nacht sterbe, hoffe ich vor den Thron des Allmächtigen treten zu können und die heiligen Namen Jesus und Maria auszusprechen. Und vom Schooße Gottes aus werde ich meine Kameraden tapfer sich schlagen sehen. Ich werde den Martyrern vorangehen, die mit ihrem Blute gewaschen und diese süßen Namen auf den Lippen, den vollkommenen Ablaß gewonnen haben werden, den Pius IX. dafür verliehen."

Seine Waffenbrüder und Freunde, welche am Abend vor der Schlacht sein Krankenbett umstanden und ihn in seinem Todeskampfe so ruhig und so freudig sahen, fühlten sich von Heldenmuth und von einer heiligen Gluth für den Kampf entflammt, der ihnen einen sicheren Pfad zum Himmel erschloß.

Aus dem Jesuitencollegium wurde Misaël in den Spital der französischen Schwestern vom hl. Vinzenz von Paul verbracht. Von da aus hörte er auf seinem Schmerzenslager den Kanonendonner von Castelfidardo; von da aus folgte er allen Phasen des Kampfes mit bekümmertem Herzen. Mit fieberhafter Unruhe fragte er ohne Unterlaß die Schwestern; und als er endlich die Niederlage und Vernichtung der päbstlichen Armee erfuhr, hob er mit unsäglichem Kummer das Auge zum Himmel empor und rief aus: „O welch ein Unglück! welch ein Unglück!" Dann versank er in düsteres Schweigen und tiefe Niedergeschlagenheit. Seine Seele, welche die eigenen Leiden so muthig ertrug, war nicht so stark gegen die Leiden der Kirche.

Bald darauf hörte er großen Tumult: es waren die Trümmer der besiegten Armee, welche in Unordnung nach Loretto zurückkehrten. Da man noch nicht wußte, ob nicht des anderen Tages der Kampf wieder beginnen werde, wurden die Verwundeten in

die Kirche der Santa Casa gebracht. Auch Misaël wurde gegen 4 Uhr Nachmittags, vom Feldgeistlichen der Guiden begleitet, hingetragen, und brachte da, fast immer betend, zwei ganze Tage zu.

Dem väterlichen Hause des jungen de Pas gegenüber soll ein Muttergottesbild sein, das unter dem Namen Unserer lieben Frau von Loretto verehrt wird. Schon als Kind lernte er von seiner Mutter die seligste Jungfrau unter diesem Titel verehren. Sie, die er zu seiner Patronin gewählt, wollte auch seine letzten Augenblicke versüßen. Neben ihrem Heiligthum von Loretto durfte der junge Held seine Seele aushauchen.

Durch eine jener Fügungen der göttlichen Vorsehung, welche von den Ungläubigen für Zufälle erklärt werden, christliche Seelen aber mit dankbarster Freude erfüllen, hatte die Oberin der barmherzigen Schwestern von Loretto mehrere Jahre in einem Kloster zugebracht, das von dem Vater Misaëls in Lille gegründet worden war. So konnte nun die Braut des Herrn dem unter einem fremden Himmel verwundeten und sterbenden Sohne die Gastfreundschaft vergelten, die sein Vater ihr 500 Meilen von da in ihrer Geburtsstadt erwiesen hatte.

In der Nacht vor seinem Tode sah er die bei ihm wachende Schwester weinen, und fragte sie: „Meine Schwester! warum weinen Sie?“

„Weil Sie so schwer krank sind,“ antwortete die Schwester.

„Wohlan!“ rief der heldenmüthige Jüngling, „wenn ich sterbe, desto besser. Jetzt glaube ich gut vorbereitet zu sein; später wäre ich es vielleicht nicht.“

Seine schon so reine Seele machte sich, nachdem sie durch den Feuerofen der Leiden hindurchgegangen, von der gebrochenen Hülle ihres Körpers los und ging freudig in die glückselige Ewigkeit der

Auserwählten ein. Unschuldiges Opfer, auserwählter Martyrer der Kirche, sanfter und heiliger Misaël, bitte für uns! (Segur.)

Während seines Aufenthaltes in der Basilika von Loretto stand das Spitalbett Misaëls in einer Kapelle des Kreuzesarms rechts, der Santa Casa gegenüber. Diese Kapelle hat als Altargemälde eine Mosaik, die von Angelika Kauffmann gezeichnet ist; sie stellt die allerseligste Jungfrau noch als Kind dar, wie sie eine Lilie begießt, während ihre Eltern einen Lichtstrahl bewundern, der vom Himmel auf das Haupt ihrer Tochter herabfällt. Hieher wurde Misaëls Herz, seinem Wunsche gemäß, gebracht, gerade an die Stelle, wo sein verstümmelter Leib geruhet hatte; es wurde in einen von den Pfeilern der Kirche gelegt, mit einer kurzen und verborgenen Inschrift. So wurden auch unsere Väter mit den Abzeichen des Martyriums, nämlich mit der Palme und mit einem Fläschchen, in welchem sich Blut befand, in den Katakomben begraben.

Auf Wiedersehen, Misaël! Du heißt wie einer von den drei Jünglingen, welche in den Feuerofen geworfen wurden, weil sie die goldene Säule Nabuchodonosors nicht anbeten wollten; folgende Worte ihres Lobgesangs werden einst in der Kirche von Loretto auf deinem Herzen eingegraben werden: „Herr! Du gabest uns in die Hände unserer ungerechten und überbösen Feinde, der Sünder und eines ungerechten Königs, des Aergsten auf der ganzen Erde . . . Laß dir heute vor deinem Angesichte unser Opfer gefallen; denn die auf dich vertrauen, werden nicht zu Schanden . . . Erlöse uns durch deine Wunder, und gib die Ehre deinem Namen, o Herr! Laß alle zu Schanden werden, die deinen Knechten Böses erzeigen; laß sie zu Schanden werden durch deine ganze Macht, und zerbrich ihre Stärke . . . Ananias, Azarias, Misael, preiset den Herrn: lobet und erhebet ihn über alles in Ewigkeit!“

Pius IX. und General Pimodan.

Unter den Helden, welche ihr Blut für die heilige Sache der Kirche vergoßen, nimmt Georg von Pimodan den ersten Platz ein, und sein Andenken wird nie aus dem Gedächtniß der Christen entschwinden.

Nachdem er in der ehrwürdigen Kirche von Loretto das Brod der Starken empfangen hatte, mit welchem Feuer stürzte er sich da an der Spitze seiner Colonne auf die Piemontesen! Er schlug sich wie ein Löwe, er begeisterte seine Soldaten und setzte durch seine Tapferkeit die Feinde in Staunen. So lange er den Degen schwang, hielten sie trotz der Ueberzahl der Feinde Stand; als er fiel, sank die letzte Hoffnung auf Erfolg mit ihm dahin. Seine ganze Anrede, die er vor der Schlacht an das franco-belgische Bataillon hielt, bestand in den Worten: „Meine Kinder, bedenket, daß Ihr Katholiken und Franzosen seid!"

Während er unter einem Maulbeerbaum seine Befehle ertheilte, erhielt er fast gleichzeitig drei Wunden: eine in das Gesicht, eine in den Fuß und eine dritte, und zwar die schwerste, in die Brust; letztere war tödtlich. Als die erste Kugel ihn traf, rief er: „Muth, meine Kinder! Gott ist mit uns." „Gott ist mit uns," so rief er bei der zweiten und bei der dritten Verwundung. Als die dritte Kugel ihn getroffen, brach er zusammen. Er wurde nun aus dem Sattel gehoben und in ein Zelt der Verwundeten gebracht, wo er in ärztliche Behandlung genommen wurde.

Auch unter den grausamsten Schmerzen dachte der Held nur an den Erfolg der Sache, welcher er sein Leben geopfert hatte. Zu denen, die sich um ihn drängten, sprach er: „Meine Freunde! lasset mich hier sterben, und kehret auf euren Posten zurück, um eure Pflicht zu thun."

Als General Lamoricière erfuhr, daß sein Freund tödtlich

verwundet sei, eilte er herbei, drückte ihm zum letztenmal die Hand und sagte ihm das letzte Lebewohl, ehe er sich einen Weg nach Ankona frei machte. Vielleicht beneidete er in diesem Augenblick Pimodan um sein Loos; denn es gibt Stunden, wo einer großen Seele die Bitterkeiten des Lebens schwerer fallen, als die Schrecknisse des Todes.

Wäre der König-Ehrenmann, der vielleicht auch, wie der Connetable von Bourbon, sein Leben elend vor Rom beschließen muß, wäre Viktor Emmanuel da vorübergekommen und hätte den neuen Ritter ohne Furcht und Tadel, der, sterbend auf fremdem Boden, in seinem Blute da lag, beklagt: so hätte General von Pimodan, wie Bayard seinem Besieger, antworten können: „Nicht ich, Sire, sondern Sie sind zu beklagen, weil Sie die Waffen tragen gegen Ihren Vater, den Pabst, und gegen Ihre Mutter, die heilige Kirche.“

Der edle Vertheidiger des Pabstes und der Kirche bewahrte die Gesinnungen eines Christen bis ans Ende.

General Pimodan litt entsetzliche Schmerzen; aber er ertrug sie mit der Ruhe und dem Frieden eines Helden; gegen Mitternacht hauchte er seine Seele aus.

Es war die Nacht vom 18. auf den 19. September. So starb in einem Alter von 38 Jahren Georg von Pimodan, General in der päbstlichen Armee, und hinterließ einen unsterblichen Namen in der Geschichte der Kirche und ein Beispiel für die Katholiken aller Geschlechter. Millionen Christen aus allen Nationen beweinten, segneten und rühmten ihn, Menschen, die ein Vierteljahr vorher nicht einmal wußten, daß es einen Pimodan gebe, und deren dankbare Bewunderung von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt und erst mit der Kirche, d. h. mit der Welt, ein Ende nehmen wird.

Marquise von Pimodan wußte noch nicht, daß sie die

Wittwe eines Martyrers sei, als eine ihrer Freundinnen zu ihr ins Zimmer trat. Es war früh Morgens. Madame von Pimodan war schon auf und schrieb an ihren Gemahl. „Schreiben Sie nicht!“ sprach seufzend die Freundin zu ihr, „er würde den Brief schwerlich bekommen; er ist ein Gefangener.“ — „Ein Gefangener!“ rief die edle Frau, „Georg ist nicht gefangen; Sie wollen mich täuschen . . . er ist todt. Gehen wir in die Kirche, um für seine Seele zu beten.“ Dann nahm sie einen vierjährigen Knaben, den er ihr hinterlassen, auf ihren Arm und rief: „Auch du wirst Soldat des Pabstes werden.“

Die ganze Christenheit veranstaltete dem gefallenen General und seinen Waffenbrüdern glänzende Leichenfeierlichkeiten, und von einem Ende der katholischen Welt bis zum andern hallten ihre glorreichen Namen in den Gebeten und Reden wieder, welche die Dankbarkeit der Bischöfe und Seelenhirten an ihrer Tumba hielten.

Der hl. Vater hatte gewünscht, daß sein braver General in Rom, und zwar in der französischen Kirche Ludwigs des Heiligen, beigesetzt würde.

Am 30. September 1860 langte der Sarg, worin die irdische Hülle des Helden von Castelfidardo ruhete, von Livorno in Civita Vecchia an. Der Telegraph berichtete es augenblicklich nach Rom, und Seine Eminenz der Kardinal von Merode, begab sich als Kriegsminister, von den Herrn de Couronel und de Mirepoix, Verwandten des Dahingeschiedenen, begleitet, zur Begrüßung der sterblichen Hülle auf die Eisenbahn, welche von Civita Vecchia nach Rom führt. Die beiden Adjutanten Pimodans, Graf de Ligne und Graf de Renneville, hatten ihren verwundeten General nicht verlassen und wollten seinem Leichnam auch das Geleite nach Rom geben.

Cialdini hatte auf den Sarg folgende Worte schreiben lassen:

General Cialdini an Marquise von Pimodan.

Le ire non vanno al di là del rogo,

d. h. jenseits des Scheiterhaufens lebt kein feindlicher Zorn. Es ist dies ein Vers von Dante. Ein französischer Schriftsteller sagt über diese Aufschrift: „Wer sollte an solche Schamlosigkeit glauben? Eine Adresse auf einem Sarge! Ein Vers aus einer Comödie auf einem Leichnam! Ein Meuchler erlaubt sich, der Wittwe des Mannes, den er soeben ermordete, zu sagen: Mein Zorn ist befriedigt, ich habe deinen Gatten getödtet. Hier ist sein Leichnam, ich lasse ihn dir; er vermag nichts mehr gegen mich . . . Eine solche Sprache ist mehr als barbarisch; sie ist grausam, blutdürstig, thierisch."

Der Leichnam des Generals wurde am Ausgang des Bahnhofs auf einen Wagen gebracht und in die Franziskanerkirche geführt. Sämmtliche Patres begleiteten mit großen Wachskerzen in der Hand den Sarg unter lautem Gebet. In einem Augenblick war die Kirche mit Leuten angefüllt, und jeder begrüßte ehrfurchtsvoll die Hülle des großen Todten.

Den 3. Oktober wurde auf Befehl des Pabstes in einer von den großen Basiliken Roms, nämlich in Santa Maria in Trastevere, ein feierlicher Gottesdienst gehalten. In derselben Kirche fanden auch im Jahre 1850 die Obsequien für die von Zambianchi ermordeten Todten statt. Ein sonderbares Zusammentreffen! General Pimodan hatte denselben Zambianchi in den St. Lorenzogrotten geschlagen.

Abends 7 Uhr wurde der Leichnam unter einem vom hl. Vater selber angeordneten Ceremonielle in die St. Ludwigskirche getragen.

Die schöne Antwort Pius' IX. an Pimodans Wittwe.

Wir lasen in einem Brief aus Rom vom 20. April 1861 folgende Stelle:

„Frau von Pimodan stieg in Rom bei den Schwestern vom allerheiligsten Herzen ab. Vor allem wollte sie die St. Ludwigskirche besuchen. Mgr. Leval erwartete sie dort und führte sie an das Grab des Generals. Lange kniete sie da, ganz in Gebet versunken; es war an ihr nichts von der weinenden und weheklagenden Schwachheit zu bemerken, die bei gewöhnlichen Schmerzen sich so gerne einstellt. Jedoch konnte sie eine starke Bewegung nicht unterdrücken.

„Vorgestern begab sie sich in den Vatikan. Der hl. Vater wollte sie empfangen. Die Fürstin Aldobrandini und die Herzogin Salviati, welche einen Theil des Ertrags der päbstlichen Lotterie brachten, und vor Frau von Pimodan Audienz haben sollten, ließen ihr mit Rücksicht auf ihre große Trauer den Vortritt. Die Wittwe des Generals kniete unter der Thüre nieder und rief mit zurückgehaltenem Schluchzen: „Heiligster Vater! heiligster Vater! ist mein Mann im Himmel?" Dieser Ruf aus einer tief christlichen Seele legte dem Pabste Worte in den Mund, welche der Wittwe nicht nur zum Trost, sondern sogar zur größten Freude gereichten. Nachdem er bemerkt hatte, daß Gott allein diejenigen wisse, die er schon zum Vollgenuß der ewigen Herrlichkeit berufen habe, fügte er bei: er hätte seit der Schlacht von Castelfidardo stets mit der größten Inbrunst seiner Seele für die Gefallenen, und besonders für den General gebetet; aber seit vierzehn Tagen hätte er gewahrt, daß er nicht mehr für Georg von Pimodan bete. Bei diesen Worten lag in Blick und Stimme des Pabstes eine heilige Salbung, eine evangelische und erhabene Einfalt."

Die christlichen Frauen des Marianischen Reiches.

Die Revolution wußte sich einer gewissen Anzahl Italiener zu bemächtigen. P. Bresciani hat über ihre gottesräuberischen Verschwörungen nicht zu viel gesagt, und die tugendhaftesten ließen sich durch einen falschen Patriotismus blenden und sind, ohne ihr Wissen, Mitschuldige der Italianissimi.

In Frankreich ist es umgekehrt. Unter uns gibt es seit zwei Jahrhunderte wenige Männer, welche sich nicht, selbst ohne es zu wollen, von der Revolution fangen lassen. Die Frauen dagegen besitzen den Instinkt der Wahrheit, wie der Liebe. Jeder Abfall, jede Feigheit, jede Schwachheit des Verstandes oder Herzens finden unbeugsame Richter in ihnen. Sie lieben Kirche und Vaterland, Christum und seine Mutter, mehr als sich selber, mehr als Reichthum, mehr als ihre Kinder, und diese Liebe vertritt bei ihnen die Stelle des Wissens. Sie sind unter uns die festeste Stütze der Kirche und der Gesellschaft. Katholiken und Revolutionäre, aber die Revolutionäre ganz besonders, bekennen es zum Ruhme der Frauen. Die Revolution weiß, daß in Frankreich der unüberwindliche Widerstand der Frauen ihr größtes Hinderniß ist; sie weiß, wie viele Brüder, Söhne und Ehemänner durch einfache Arbeiterinnen, durch arme Bäuerinnen vor den geheimen Gesellschaften bewahrt oder aus den Händen derselben gerissen werden. Ohne Unterlaß wird der Revolutionär von diesem Frauenkrieg geneckt und ihm keine Rast und Ruhe gelassen.

Als Christi Land, als das Erbtheil des hl. Petrus ist Rom vor allem das Land der großen Päbste, das Land der Intelligenz und des Glaubens.

Als Mariens Reich ist Frankreich das Land der edlen Frauen und der Ritter, das Land der Hingebung und der Ehre.

Von den Apostelfürsten Petrus und Paulus lernten die Rö=

mer mehr als die anderen Nationen, weil sie auf die Regierung der Kirche Gottes vorbereitet werden sollten.

Die heiligen Marien, die Gefährtinnen der Gottesmutter am Fuße des Kreuzes, und Martha, das Vorbild der thätigen Frau, lehrten uns mehr als jedes andere Volk, die Wissenschaft des Muthes und der Aufopferung. Ihre heiligen Gebeine ruhen in unserem Lande, wie in Rom die Reliquien des Apostelfürsten und des Völkerapostels ruhen.

Um seine Gaben bleibend zu machen, bereicherte Gott Italien fortwährend mit einer Menge heiliger Päbste, weiser Kirchenfürsten, gelehrter Theologen, welche die Mission der Apostel, die göttliche Mission Jesu Christi, fortsetzen.

Um die Mission Mariens fortzusetzen, die Mission der heiligen Frauen, die an den Ufern unserer Provence ruhen, erweckte Gott die zahlreichen Geschlechter frommer Frauen, denen wir unsern Nationalcharakter verdanken, wie Rom den seinigen den großen Päbsten zu verdanken hat. Er gab uns Frauen, wie Klotilde und Bathilde, Radegundis und Blanca, Isabella und Johanna, und in den letzten Jahrhunderten fromme, ihrer würdige Königinnen. Die Schäferinnen wetteiferten mit den Fürstinnen. Die Jungfrau von Nanterre und die Jungfrau von Vaucouleurs, Germaine von Pibrac und Benedicta du Laus, eine ganze Legion heiliger Frauen jeglichen Standes und Ranges verbreiten den milden Einfluß Mariens, ihres Vorbildes, allüberall.

Während das Heil Italiens vor allem von seinen großen Päbsten kommt, kommt es für uns hauptsächlich vom Apostolat der Frauen. Im verflossenen Jahrhundert waren Könige und Obrigkeiten, Gelehrte und sogar Päbste in Schlaf versunken; aber die Frauen harrten in heldenmüthiger Treue aus. Und wenn die Männer sagten: „Ich kenne diesen Menschen nicht, sein Reich ist

nicht von dieser Welt," so folgten die Frauen ruhig Christo und seinem Stellvertreter bis auf den Kalvarienberg nach.

Wir verdanken unsern Müttern und Schwestern den Fond von Ehre und ritterlicher Aufopferung, der das Leben Frankreichs ausmacht; wir verdanken ihnen den katholischen Glauben. Als Schülerinnen der Königin der Apostel und Martyrer verpflanzten die Frauen ihr Herz in das Herz ihrer Söhne.

Die Frauen in Frankreich sind die Seele aller guten Werke, des Peterspfennigs wie der Ausbreitung des Glaubens, der hl. Kindheit wie der Schulen des Morgenlandes, und der Hauch ihrer Mütter und Schwestern führte die Vertheidiger des hl. Stuhles nach Rom. Ich kenne mehr als einen Jüngling, der unter den Zuaven wäre, würde er den geheimen Wünschen seiner Mutter Folge geleistet haben; ich kenne nicht einen, den eine christliche Mutter zurückgehalten hätte. Der Vater konnte muthlos werden, die Mutter nie, weder vorher, noch während, noch nachher. Ein verstümmelter Sohn war ihr Stolz, und wenn Gott vor dem Leichnam des Martyrers im Innern des Herzens zu ihr sprach: Dein Sohn ist bei mir, so ließ die Dankbarkeit den Schmerz nicht aufkommen. Mehr als das Blut ihres Sohnes liebte sie ihren Ruhm.

Maria, ihr Vorbild, Maria hatte diese Mütter gelehrt, wie man Gott und der Kirche einen einzigen Sohn zum Opfer bringt.

Georg von Heliand, der einzige Sohn seiner Eltern, der bei Castelfidardo den Tod fand, warf sich seiner Mutter zu Füßen, um sie zu bitten, daß sie ihn in den heiligen Kampf ausziehen lasse. Die Mutter hebt ihn auf und spricht zu ihm: „Gehe, mein Sohn! Gott sei gebenedeit! denn schon länger als einen Monat bitte ich ihn, daß er dir diesen Entschluß eingeben wolle."

Nach dem Tode ihres Sohnes schrieb diese Heldenmutter: „Der liebe Gott hat mir ihn genommen, um ihn mit reinem und

unbeflecktem Herzen in sein Reich aufzunehmen; der Name des Herrn sei gebenedeit!"

Frau von Lanascol stand am Sterbebett ihres Sohnes. In der Fieberhitze redete er irre und rief: „Ah, sie haben mich getödtet!" Die Mutter antwortete: „Für Gott, für die Kirche, für ihre Ehre und Vertheidigung."

Die Zeugen dieser großartigen Scene konnten ihre Thränen nicht zurückhalten. Da sprach die muthvolle Mutter: „Weinen wir nicht!"

Plötzlich richtet sich der Verwundete von seinem Lager auf und spricht, mit dem Lächeln eines Engels auf den Lippen: „Ich sterbe; ich fühle, daß ich sterbe."

Und die seelenstarke Christin entgegnete ihm mit fester, sicherer Stimme: „Wohlan, mein Kind! Gottes liebevoller Wille geschehe! Beten wir das Te Deum! Du weißt, daß dein Vater es oft betete!"

Die Frauen stimmten ihre Männer zu gleicher Begeisterung und Hingebung.

Die Mutter Guerins, des glorreichen Zuaven aus der Bretagne, sprach zu ihrem Sohne: „Ziehe hin, mein Sohn, Gott ruft dich!" Und der Vater setzte bei: „Ich will nicht zaghafter sein, als deine Mutter; schon habe ich einen Sohn verloren; Gott verlangt von mir den zweiten: hier ist er!"

Als Pius IX. solches erzählen hörte, sprach er: „Nein, Frankreich, das solch' heilige Frauen hervorbringt, wird nicht zu Grunde gehen."

Vor ihm konnte Pius VII. die Rührung seines Herzens nicht unterdrücken, wenn er von der Hingebung, von der strengen Frömmigkeit, von der Klugheit und dem sanften Regiment der französischen Frauen redete.

Als die Heldenwittwe Pimodans zum Pabste kam, sagte sie

nicht zu ihm: „O heiliger Vater, gib mir meinen Mann zurück!“ sondern: „O sage mir, daß er im Himmel ist!“ Und als Pius IX. antwortete: „Ich bete nicht mehr für ihn!“ verlangt sie nichts weiter; denn sie hat begriffen, daß sie die Wittwe eines Martyrers ist; und das ist ihr genug.

Die Frauen sind die Seele von allem, was Frankreich und durch Frankreich die Welt bewegte. Bei Castelfidardo dachten die Zuaven an ihre Mütter; sie kämpften unter den Augen ihrer Mütter und unter den Mauern des Heiligthums, wo die Königin der Martyrer den König der Martyrer empfangen. Als sie dem Feinde entgegen zogen, sagten und dachten alle mit Paul von Parcevaux: „Meine Seele gehört Gott, mein Herz meiner Mutter, mein Leib nach Loretto.“ Ihren Müttern und Maria, deren Geist sie beseelte, gebührt die Ehre des Sieges. Wie einst die Ritter, wie später die Vendéer, so lernten sie auf den Knieen ihrer Mütter für Gott, Kirche und Vaterland sterben.

„Ich habe die Lehren meiner Mutter angewendet,“ schrieb Graf de Quatrebarbes nach der Einnahme von Ankona. Nach fünfzig Jahren lebten diese Lehren noch in seinem Herzen.

Schon darum, weil Frankreich das Reich Mariens ist, ist es die Stütze der römischen Kirche und das Herz der Christenheit; und der Herrscher Frankreichs als erster Vasall Mariens ist auch der Bundesgenosse und Beschützer des Stellvertreters Jesu Christi. Rom unterweist es, wie durch seine Kunstwerke, so durch die Stimme seiner Päbste.

In der Basilika des hl. Johannes von Lateran, der Mutter und Lehrerin aller Kirchen, ist das Bildniß Jesu Christi über dem Sitz des Pabstes, während die Statue der seligsten Jungfrau über dem Chorstuhl des allerchristlichsten Königs, welcher der erste Kanonikus der berühmten Basilika ist, sich befindet.

Auch der päbstliche Altar erinnert an die Mission Frank-

reichs: rechts das Wappen Urbans VI., links das Karls V.; über jenem Petrus, der Himmelsschlüsselträger, über dem französischen Wappen der hl. Paulus, das Schwert Christi.

Ohne Zweifel wird man sagen, die Wappen bedeuten nur, daß Urban und Karl bei dem Wiederaufbau des Baldachins, der die heiligen Häupter der Apostelfürsten in sich birgt, zusammengewirkt haben. Allerdings; aber es ist auch wahr, daß in Rom, wie einst in Jerusalem, die gewöhnlichsten Ereignisse prophetische Vorbilder werden. Wenn der Pabst in einer Kirche, und namentlich in der seinigen, schreibt, so führt er nur die Feder Jesu Christi.

Mögen andere Nationen auf unsere Größe nicht eifersüchtig werden; sie gehört der ganzen Christenheit, gleichwie die Größe Roms der ganzen Christenheit augehört.

Am Pfingstfest spielte jedes Volk seine Rolle. Obgleich lauter Katholiken dabei waren, so zeigte sich doch in den Tempeln die geistige Ueberlegenheit Italiens, während wir draußen glänzten; in der zweiten Rangordnung waren wir ganz ersichtlich die ersten. Unsere Sprache, die man überall in Rom hörte, die Uniformen unserer Soldaten und Zuaven, unsere Lilien und Adler, Pilger, Priester und Laien: alles erinnerte daran, daß Frankreich das Herz und der Arm der Christenheit ist. Darum sagt auch die Ueberlieferung, daß Gott es leitet mit eigener Hand. Benedict XIV. versicherte dies, und Ludwig XVII. war nur das Echo der Jahrhunderte, wenn er sagte: „Wie die Vorsehung diesen Staat gegründet hat, so erhält ihn die Güte Gottes, und seine Macht vertheidigt ihn."

Heldenmüthiger Opfersinn christlicher Mütter.

Der Pabst, der auf dem Stuhle Petri sitzt, flößte den christlichen Müttern eine so große Liebe und eine so hochherzige Ergebenheit ein, daß sie ihm ohne langes Bedenken und Zaudern ihre Kinder zum Opfer brachten.

Die Heldenmütter der jugendlichen Soldaten der päbstlichen Armee schreiben Briefe, die man nicht ohne tiefe Rührung lesen kann; wir wollen einige Auszüge aus denselben anführen.

Den ersten Platz mag ein Brief einnehmen, den die Mutter eines Freiwilligen vor der Schlacht bei Castelfidardo schrieb, in welcher er den Tod finden sollte; er ist, glaube ich, an die Mutter eines andern päbstlichen Soldaten adressirt:

„Madame! Das Opfer, das wir bringen, wenn wir unsere Kinder fortziehen lassen, ist zwar sehr groß, besonders wenn wir bedenken, daß wir sie vielleicht zum letztenmal umarmten. Doch, sind diese Kinder nicht ein Unterpfand, das Gott uns anvertraute, um es zurückzufordern, wenn es ihm gefällt? Und sollten die christlichen Mütter nicht sehen, daß der Augenblick gekommen ist, wo sie der göttlichen Majestät ihr Theuerstes zum Opfer bringen müssen, da die Kirche der Vertheidiger bedarf?

„Muß da nicht die katholische Jugend um den päbstlichen Thron sich schaaren, wenn sie an ihrem rechten Platz sein will? Es ist wohl ein großes Unglück, daß sie so gar nicht zahlreich sich einfindet; die religiöse Gleichgiltigkeit und eine erbärmliche Politik hat ihre Herzen verdorben.

„Doch meinen Aengsten und der Traurigkeit, mich von meinem Georg getrennt zu sehen, zum Trotz danke ich dem Herrn, der ihn vor der allgemeinen Selbstsucht bewahrte, und ihm die Gefühle einflößte, die ihn beseelen. Das theure Kind gereichte mir immer nur zum Trost, und wenn Gott mir es erhält, wird es meine und seiner Schwestern Stütze sein.“

„Doch, Madame, viel höher haben wir unsere Gedanken zu richten; und da der arme Jüngling in einem seiner Briefe mir schreibt, es würde nur zu seinem Besten, zum Besten seiner Seele sein, wenn er Frankreich nicht mehr wieder sähe, so darf ich mich darüber nicht quälen und kümmern, daß ich ihn in so großer Gefahr sehe.

„. . . Mein Sohn begab sich mit so reinen Absichten nach Rom, sein Herz war so einzig und allein damit beschäftigt, wie er zur Ehre Gottes arbeiten könnte, daß ich ihn mit vollkommenem Vertrauen in die Hände der göttlichen Vorsehung legte; und ich hoffe, sie wird ihn vor den Gefahren der Seele beschützen, die von christlichen Eltern weit mehr zu fürchten sind, als andere Gefahren, die sein Leben bedrohen könnten."

In der That bewahrte Gott die Seele des jungen Soldaten vor den Gefahren, welche seine Mutter für ihn mehr fürchtete als den Tod; er that noch mehr: er nahm seine Seele zu sich und krönte sie mit Herrlichkeit; der Sohn dieser christlichen Mutter gehörte zu denen, welche auf dem Schlachtfeld von Castelfidardo starben.

Wir lassen nun den Brief folgen, den eine Mutter an die Person schrieb, welche ihr die Nachricht von dem Tode ihres Sohnes gebracht hatte:

„Ich preise den Himmel von ganzem Herzen für die Gesinnungen der Frömmigkeit, Geduld und Opferwilligkeit, die er ihm einflößte. Zwar hat die Familie viel an ihm verloren; aber Gott wird ihr, so hoffe ich, Stärkung im Glauben schenken, und was mich betrifft, so möchte ich ihn, so gern ich ihn umarmt hätte, nicht mehr in diese Welt zurückrufen; ich glaube, daß er glücklicher ist oder es bald werden wird. Wenn Sie meinen Sohn in seinem ehrenvollen Entschluß bestärkten, so glauben Sie nicht, daß ich

Ihnen deßwegen einen Vorwurf mache. Wir haben, so hoffe ich, einen guten Vorläufer für das andere Leben."

Eine andere Heldenmutter schreibt: „Ich bin überzeugt, daß Sie mir die Verzögerung meiner Antwort verzeihen und Gott bitten werden, daß er uns in der uns geschickten Prüfung aufrecht halte; denn so groß auch die Tröstungen sind, womit er die Heimsuchung begleitete, Tröstungen, wofür wir ihm nie genug Dank und Preis werden sagen können, so fühle ich mich doch schwach und bisweilen sehr niedergeschlagen.

„Und doch, hätte ich für mein armes Kind eine Herrlichkeit und Ehre, wie Gott in seiner unendlichen Barmherzigkeit sie ihm hat zu Theil werden lassen, auch nur träumen können? Glücklicher als die anderen Mütter, von denen Gott dasselbe Opfer verlangte, hatte ich den Trost, mein liebes Kind zu sehen, ihm die zärtlichste Pflege angedeihen zu lassen und besonders von den Gnaden, womit Gott seine Seele überschüttete, Zeuge zu sein.

„Sie haben Recht, wir sind glückliche Eltern, und trotz des Schmerzens, der unsere Herzen verwundete, können wir uns nur freuen und Gott preisen für die Gnaden, die er über unsere lieben Kinder ausgoß. Aber diese Gnaden enthalten auch Pflichten für die Hinterbliebenen, und ich will durch die Fürsprache unserer göttlichen Mutter und unserer seligen Kinder aus innerstem Herzensgrunde zu Gott flehen, daß er uns die Gnade verleihe, allen seinen Rathschlüssen über uns mit Treue und Gewissenhaftigkeit uns zu unterwerfen."

Eine Sache, die zu so heldenmüthigen Opfern begeistert, kann keine verlorene Sache sein.

Die Mütter der Martyrer.

Es mögen hier noch einige Auszüge aus Briefen stehen, aus Briefen von Müttern der Martyrer bei Castelfidardo, welche aus dem Beispiele Mariens unter dem Kreuze einen übermenschlichen Muth zu schöpfen verstanden.

„Wir sind sehr dankbar und tief gerührt wegen des Andenkens, das uns der heilige Vater in seiner väterlichen Güte sendet. Es wird für unsere ganze Familie, so lange sie auf Erden besteht, eine theure und kostbare Erinnerung sein.

„Wir sind auch sehr gerührt über die Theilnahme, die man uns bei der schmerzlichen und zugleich tröstlichen Prüfung bezeigen wollte. Außer den liebevollen Gesinnungen gegen uns, die wir darin gefunden haben, erkennen wir darin auch mit Freuden ein Gefühl des Glaubens und der Anhänglichkeit an die katholische Wahrheit, eine Art Protestation gegen die Gottlosigkeiten, welche so frech begangen werden. Hoffen wir, daß das Blut der Opfer, die Gott auserwählt zu haben scheint, Früchte tragen und denen, welche, ohne daß sie gerade schlecht sind, sich verführen lassen, die Augen öffnen werde.“

Endlich theilen wir noch einen Brief mit, der aus einem von Schmerz ganz gebrochenen und zugleich mit himmlischen Tröstungen erfüllten Mutterherzen kommt:

„Mein armes Kind fehlt mir alle Augenblicke, und seine Abwesenheit macht sich immer fühlbarer.

„Was seinen Tod betrifft, so ist er allem nach, was ich davon erfuhr, sehr tröstlich. Kanonikus Romiti in Osimo, der viel um ihn war, schrieb an seinen Bruder: „Meine einzige Absicht „bei diesen Diensten, die ich ihm leistete, ging dahin, eine meinem „Herzen theure Pflicht an ihm zu erfüllen, nämlich ihm in seinen „letzten Lebensstunden Muth einzuflößen, daß er bereitwillig als „Martyrer der heiligen Kirche sterbe; zwar bedurfte mein edler

„Freund dessen nicht. O wie theuer ist mir sein Andenken! Welch „ein Ruhm für Ihre Familie, daß sie unter ihren Kindern einen „Helden, einen Martyrer der heiligen Sache zählt! Ihre Mutter „schöpfe Kraft und Ergebung aus dem tröstlichen Gedanken, daß „sie ihren Sohn mit seiner in himmlischem Glanze strahlenden „Wunde dort oben wieder sehen wird."

„Die Bruderschaft der christlichen Mütter und die Gebete so vieler guten Seelen erflehten unsern Leuten ohne Zweifel die fromme Hingebung und Opferwilligkeit. Aber das Uebermaß von Gnaden, das ihnen ist zu Theil geworden, haben sie sicherlich der Mutter Gottes zu verdanken. Sie folgten ihr nach und wollten ihren Sohn in der Person seines Stellvertreters vertheidigen; sie trockneten sein mit Schmach bedecktes Angesicht; sie besaßen nicht, wie die hl. Veronika, sein Bild nur: sie durften an seinen Wunden Theil nehmen.

„Ich habe auch Vertrauen auf den Schutz meines Sohnes; seine Liebe zu seinen Neffen und Nichten wird ihnen kräftige Hilfe erflehen, daß sie muthig und unverletzt durch die Prüfungen dieses Lebens hindurchgehen können; und mir, daß ich eine glückliche Sterbestunde erlange."

Aus diesen wenigen Worten läßt sich leicht ein Schluß ziehen auf die Schätze des Glaubens, der Ergebung und heldenmüthigen Tugend, welche die Seele solch bewunderungswürdiger Mütter erfüllten. Diese Briefe beweisen, daß, wenn es in der Kirche und im katholischen Frankreich noch Machabäer gibt, auch das Geschlecht der Mutter der machabäischen Brüder noch nicht ausgestorben ist. Ja, die Mütter der Martyrer von Castelfidardo gleichen dieser berühmten Mutter durch ihren Heldenmuth und ihre unüberwindliche Standhaftigkeit. Was sage ich? sie haben mit der Mutter Gottes selber eine himmlische Aehnlichkeit; sie sind würdige Töchter der Mutter der Schmerzen, der Königin der

Martyrer; sie standen, wie die gottgebenedeite Jungfrau, am Fuße des Kreuzes, an welchem ihre Söhne starben.

Angesichts solcher Hingebung und einer so großartigen Entsagung traten Thränen in die Augen des hl. Vaters, des guten und milden Pabstes Pius' IX.; Worte der Bewunderung strömten von seinen Lippen, und ein Freudenstahl erhellte seine von Kummer getrübten Züge. Angesichts solch unvergleichlicher Seelen sprach er zu General Lamoricière ein Wort, das mich freudig bewegte und das ich mit einem tiefen Gefühle des Trostes und der Hoffnung wiederhole: „Welche Seelen! welche Christinnen! Nein, Frankreich wird nicht untergehen; es ist unmöglich, daß der katholische Glaube in einer Nation, die solche Heilige hervorgebracht hat, erlösche."

O edle Frauen, wahre Martyrermütter! nicht bloß mit dem Gefühle von Bewunderung und Ehrfurcht, nein, mit tiefer Dankbarkeit müssen wir euch begrüßen und segnen; denn ihr vermöget viel bei Gott, und, Pius IX. hat es selbst gesagt, durch das Opfer eurer Kinder, durch ihr Blut, das sie geopfert haben, und das ihr, wie sie, mit so großartiger Hingebung geopfert habt, durch eure Gebete, durch eure Thränen, durch eure Tugenden, seid ihr die wahren Beschützerinnen, die Hoffnung und das Heil Frankreichs.

Der junge Zuave Joseph Guerin.

Unsere Leser haben die heldenmüthige Hingebung des jungen Joseph Guerin, der das Seminar von Nantes verließ und tödtlich verwundet bei Castelfidardo fiel, noch nicht vergessen. Er fühlte sich mit unwiderstehlicher Gewalt nach Rom hingezogen und wurde bald nach seiner Ankunft daselbst in das Zuavenbataillon eingereiht. Bald machte er sich bemerklich durch seine englische Frömmigkeit, seine Sanftmuth, seine muthige Energie, seine ächt französische

Heiterkeit und durch die Leichtigkeit, womit er sich in die Handhabung der Waffen und in das Lagerleben hineinfand. Seine schöne Seele dürstete nach dem Opfer. Als bei seiner Abreise von Nantes einer seiner Freunde ihm die Thorheit seines Vorhabens vorhielt, antwortete er: „Ja, ich habe Unrecht, es ist wahr; aber ich habe Unrecht mit allen Martyrern, die sich selber den Henkersknechten überlieferten. Ich schätze mich glücklich, daß ich Unrecht habe wie sie."

„Schon seit langer Zeit hat sich mein Gewissen vernehmen lassen. Ich habe vor Gott eingesehen, daß in einer Zeit, wie die unserige ist, wo alle Principien, alle Begriffe von Recht und Unrecht in schauerlicher Weise verkehrt werden, wo gegen alles, was hienieden heilig ist, täglich namenlose Angriffe geschehen oder vorbereitet werden, in einer Zeit, wo so viele rechtschaffene und fromme Seelen in der größten Sorglosigkeit dahin leben, daß gerade jetzt recht viele Beispiele von Ergebenheit und Anhänglichkeit an den hl. Stuhl, an die Wahrheit, Gerechtigkeit und Ehre doppelt nothwendig seien."

Als sein alter Vater, dessen einziger Sohn er war, ihn fragte, ob er die Soutane abzulegen gedächte, antwortete er: „Ja, auf einige Monate; denn ein solches Gewand ist, glaube ich, in der Schlacht nicht sehr bequem; wenn aber Gott mich nicht zu sich ruft, so hoffe ich nach meiner Rückkehr die Subdiakonatsweihe zu erlangen."

Gott holte ihn in den Himmel heim. Vorn auf der Brust von einer Kugel getroffen, fiel er einige Schritte vom Feinde entfernt und wurde am anderen Tag in den Spital von Osimo gebracht.

Sein Martyrium dauerte sieben ganze Wochen, und keine Klage und kein Murren kam über seine Lippen. Oft sagte er: „Wie bin ich so glücklich, daß ich für Jesus Christus und seine

Kirche leiden und sterben darf! Ich habe mein Leben Gott zum Opfer gebracht: beneidet mich um mein Glück!"

In der Nacht vom 30. Oktober 1860 hauchte er seine schöne Seele aus, schreibt Graf Anatole von Segur in einem herrlichen Kapitel „über die Martyrer von Castelfidardo."

„Am Morgen seines Todes," sagt ein Augenzeuge, „dachte noch niemand daran, daß sein Ende so nahe sei, und das arme Kind dankte mir für die geringen Liebesdienste, die ihm zu erweisen ich mich glücklich schätzte, und er entschuldigte sich sogar wegen der Mühe, die er mir verursachte. Nachmittags zwei Uhr begann der Todeskampf und machte reißende Fortschritte. Wenn ich an sein Bett trat, drückte er mir die Hand und sprach zu mir mit gebrochener Stimme und lächelndem Angesichte: „Welch ein Glück! „mein Herr! Gott ruft mich zu sich. Beten Sie für mich! Dort „oben werde ich es Ihnen wieder vergelten. Mein Gott! wie viel „muß ich leiden! aber dein Wille geschehe! Wenn Sie wüßten, „wie glücklich ich mich schätze, daß ich mein geringes Leiden dem „lieben Jesus, der so viel für mich gelitten hat, aufopfern darf!" Und als er sah, daß meine Augen sich mit Thränen füllten, und daß ich meine Rührung kaum bemeistern konnte, sprach er zu mir: „Sie dürfen nicht weinen und nicht traurig sein; denn ich bin „glücklich. Sagen Sie mir, um wie viel Uhr wird es mit mir „aus sein?" — „Gegen fünf Uhr ungefähr", antwortete ich. — „O desto besser! Ich möchte die letzte Oelung empfangen, so lange „ich noch beim Bewußtsein bin, damit ich selber auf die Gebete „respondiren kann." Sein Wunsch wurde sofort erfüllt, und er empfing das Sacrament der Kranken aus den Händen des ehrwürdigen Abbé de la Treiche, des französischen Kaplans von Loretto. Als er gegen 4½ Uhr fühlte, daß er schwächer werde, fragte er mich, ob sein Puls abnehme, und rief dann auf meine bejahende Antwort aus: „O beten wir das Te Deum!" Etliche Male preß-

ten ihm seine furchtbaren Schmerzen gegen seinen Willen einen lauten Schrei aus.

„Gegen das Ende des Te Deum wurde er ganz ruhig; man hätte ihn für todt halten können; gegen 5½ Uhr kam er zu sich und wurde wieder kräftiger und sprach: „O mein Gott! verzeihe mir; ich war einen Augenblick stolz, und zur Strafe dafür verlängerst du mir das Leben."

„Von diesem Augenblick an wurden seine Schmerzen immer heftiger und seine Ergebung größer. Sein Nachbar, Herr de la Salmonière, hatte sich im Bett aufgerichtet und sprach zu ihm: „Auf Wiedersehen im Paradies!" Der Arzt gab ihm zur Linderung seiner Schmerzen einen Trank, an dem es ihm jedoch bald eckelte, und er bat um ein wenig Wein. Indessen besann er sich sofort eines anderen und sagte: „Nein, ich will diese kleine Ab„tödtung Gott zu lieb über mich nehmen. Ich werde schon kalt. „Welche Schmerzen! Nimm sie an, o mein Gott! O, ich danke!" Dann schwieg er; seine gen Himmel gerichteten Augen blieben offen und gegen das Licht einer Kerze unempfindlich. Er lächelte und schien wie verzückt zu sein. Dieser Zustand dauerte ungefähr zwanzig Minuten. Nun kam er wieder zu sich und fragte, wie viel Uhr es sei. „8½ Uhr", erhielt er zur Antwort. „Noch eine halbe „Stunde muß ich leiden. Ich fühle einen kalten Schweiß auf „meiner Stirne. Welch ein Glück! welch ein Glück! Mein Gott! „ich bitte dich, verzeihe denen, die mich verwundet haben. Mein „Gott! nimm meine Leiden an. Weinet nicht, meine lieben „Freunde! seid nicht traurig! ich gehe zu Gott!" Noch einige Minuten, und sein Kampf war vorbei; er hatte, mit himmlischem Lächeln auf den Lippen und heiligem Frieden im Herzen, seine schöne Seele in die Hände Gottes zurückgegeben.

„Sein Leichnam wurde durch die Bemühungen einer edlen und heiligen Frau, der Gräfin Jurien de la Gravière, in einen

bleiernen Sarg gelegt und in die Bretagne geschickt. Von Ankona nach Triest verbracht, blieb er ein Vierteljahr im Wiener Bahnhof liegen. Endlich kam er in Nantes an, wo ihm feierliche Ehrenbezeigungen erwiesen wurden. Der Sarg wurde geöffnet und im großen Seminar beigesetzt. Der junge Guerin ward, mit der Soutane angezogen, vier Tage lang ausgestellt; es war, als lächelte er im Tode noch; seine Züge hatten den engelreinen Ausdruck bewahrt. Mehr als 30,000 Personen knieten zu seinen Füßen nieder und beteten, und noch erinnert man sich jenes Offiziers, der, von Ehrfurcht und Bewunderung hingerissen, seinen Degen zog und mit der bloßen Klinge die eiskalten Hände des Martyrers berührte.

„Von dieser Zeit an ward sein Grab stets mit Votivtafeln und Blumen geschmückt.

„Der Bischof von Nantes erließ Angesichts der wunderbaren Heilungen, die in allen Theilen seiner Diöcese, sowie in Anjou und verschiedenen Pfarreien der Vendée erfolgten, eine kanonische Instruction, um die Thaten des jungen Martyrers wahrheitsgemäß zu sammeln.

„Es unterliegt keinem Zweifel, daß Pius IX., der diese Sache so sehr zu Herzen nahm, sie schnell fördern wird. Der kleine bretonische Soldat wird bald ehrwürdig und sofort selig gesprochen werden. Welch ein Ehre für unser liebes Zuavenbataillon!

„Ja, dieses Blatt ihrer Geschichte, von Gottes Hand selber in die Annalen seiner Kirche eingetragen, wird den jungen Helden zu unsterblichem Ruhme gereichen; sie werden darin den Lohn für ihre Hingebung, für ihre Strapazen und Opfer lesen. Das glorreiche Bataillon der Freiwilligen, das trotz der tausend Ursachen, die seine Verabschiedung hätten herbeiführen sollen, von der Vorsehung organisirt und erhalten blieb, wird seine heilige Mission beim Stellvertreter Jesu Christi erfüllen. Sein braver Colonel

schrieb an den tapfern General Lamoricière: „Den Alpengletschern „gleich, welche, nachdem sie alle ihre Schlacken abgeworfen haben, „ewig ihre glänzende Weiße bewahren, ist es der Segnungen des „Himmels und der Erde würdig.“ Das katholische Frankreich wird fortfahren, es mit seinen edelsten Söhnen zu rekrutiren, und nie mehr hoffe ich von sonst rechtschaffenen Leuten sagen zu hören: „Wozu soll man junge Leute nach Rom schicken?“ Ebenso gut könnte man auch fragen: „Wozu nützt die Ehre, die Hingebung, die Standhaftigkeit, eine auf heilige Weise beschäftigte Jugend; wozu der Tod der Heiligen und die Palmen der Martyrer?“

Gott verherrlicht die Vertheidiger Pius' IX.

Indem wir das Urtheil über folgende Thatsache der Kirche überlassen, begnügen wir uns, sie anzuführen:

„Die Stadt Rom ist in großer Aufregung über ein Wunder ersten Ranges, das Gott auf die Fürbitte des jungen Zuaven Guerin eben gewirkt hat. Am letzten Freitag sah ein junges Mädchen aus guter Familie, fromm wie eine Römerin und in Folge von epileptischen Convulsionen, die zuletzt alle ihre Glieder lähmten, erblindet, den jungen Zuaven, der sie fragte, was sie von ihm begehre: „Das Gesicht“, antwortete sie. Und er erwiderte: „Wohlan! fasse Vertrauen!“ Das Kind erzählte diese Vision seinen Eltern, die es zankten, weil es nicht um gänzliche Heilung gebeten habe. Die Blindheit war ja nur ein Theil ihres Leidens.

„In der folgenden Nacht oder vielmehr am Abend des nämlichen Tages machte der junge Soldat seinem kleinen Schützling einen zweiten Besuch, und sie ermangelte nicht, ihn um gänzliche Heilung zu bitten. Einige Augenblicke später rief das glückliche Kind seiner Mutter und sprach zu ihr: „Ich sehe, mein kleiner

Zuave hat mir alles gewährt.“ Il mio Zuavetto m'a conceduto tutto.

„Sie war von allen ihren Leiden vollständig geheilt.“

(Brief des Grafen de Quatrebarbes. Monde, vom 26. März 1863.)

Hören wir übrigens, in welchen Ausdrücken Pius IX. von diesem Zuavetto redete:

„An unsern lieben Sohn J. S. Allard, Kanonikus der Kathedralkirche in Nantes.

„Pius IX., Pabst.

„Lieber Sohn, Gruß und apostolischen Segen.

Indem du von dem so tapferen Zuaven Joseph Ludwig Guerin, der muthig für die Rechte der römischen Kirche gefallen ist, eine Lebensbeschreibung verfaßtest und deine Arbeit ehrfurchtsvoll uns übersandtest, hast du ein Werk gethan, das uns sehr angenehm war und die größte Freude verursachte. Wir sehen es gerne, daß die Namen derer, welche ihr Leben in einem so edlen Kampfe opferten, mit gerechten Lobsprüchen geehrt und der Nachwelt überliefert werden. Obgleich wir in Folge vielfacher Geschäfte und Sorgen aller Art auf das Lesen deiner kleinen Schrift nicht so viel Zeit verwenden konnten, als wir gewünscht hätten, so ersahen wir doch mit Bewunderung und frommer Freude aus deiner Erzählung, daß Joseph Ludwig Guerin schon vor seinem Eintritt in unsere Armee sich durch viele und hervorragende Tugenden auszeichnete. Was die wunderbaren Ereignisse, die erzählt werden, anbelangt, so begreifen wir, obgleich wir noch kein Urtheil darüber fällen können, gleichwohl, daß solche Thatsachen den Ruf des überaus frommen Jünglings erhöhen müssen, und wir würden uns nicht wundern, wenn unter den auserlesenen Männern, die im Kampfe fielen, sich einer fände, dem Gott besondere Gnaden verliehen hätte. Uebrigens

haben wir das Vertrauen, daß, um was Du so inständig in deinen frommen Gebeten flehest, der so ersehnte Triumph der Kirche, von dem allgütigen Gott uns gewährt, und daß das von Männern voll Ergebenheit so hochherzig vergossene Blut dazu beitragen werde, ihn zu erreichen, und für die von so vielen Drangsalen heimgesuchten Gläubigen Tage der Freude und des Friedens zurückkehren werden. Durch diese Hoffnung aufrecht gehalten, ertheilen wir dir, theurer Sohn, als Unterpfand unseres besonderen Wohlwollens, liebevoll unseren apostolischen Segen.

„Gegeben zu Rom bei St. Peter, den 18. Jan. 1862, im 16. Jahre unseres Pontificats.

Pius IX., Pabst.“

Ein Besuch in Castelfidardo.

Den 24. Dezember 1865 hatten wir mit einem unserer Mitbrüder, nachdem wir in der Santa Casa gebetet, den Trost, das Schlachtfeld von Castelfidardo, vom Volke Martyrerfeld genannt, zu besuchen. Wir sahen den von Kugeln zerfetzten Maulbeerbaum, unter welchem Pimodan fiel. Ein einfaches hölzernes Kreuz an einem Baume, am Rande des Weges, — Pilger nehmen zum Andenken Splitter davon mit —, ist der ganze Schmuck, den die Piemontesen gestatteten, und der den Ort bezeichnet, wo die sterblichen Ueberreste der Streiter Jesu Christi im Frieden ruhen.

Ein französischer Priester, der aus Liebe zu Maria in Loretto bleibt, sammelte eine schon ziemlich beträchtliche Summe, um einst, wenn Ordnung und Gerechtigkeit gesiegt haben werden, zum Andenken an die christlichen Helden eine Todtenkapelle zu errichten.

Lange knieten wir auf dem Rasen, der die Ueberreste unserer

Martyrer deckt, und flehten unter Thränen zu Gott um die Gnade, der heiligen Sache der Kirche treu zu bleiben bis in den Tod.

Erinnerungen an die Belagerung von Ankona.

Der unsterbliche Kampf bei Castelfidardo, der alle katholischen Augen und Herzen auf sich zog, hatte die heldenmüthige Vertheidigung Ankonas im Schatten gelassen. Die Gerechtigkeit forderte es, daß diese Vergessenheit aufhörte, und die Sorge hiefür fiel mit Recht dem Grafen de Quatrebarbes zu, der vor und während der Belagerung die Pflichten eines Gouverneurs der Stadt und Provinz Ankona so würdig erfüllte. „Ich dachte," sprach er, „die Kirche, welche die Namen der Martyrer in ihre Annalen einzeichnete, werde auch den Vertheidigern Ankonas noch einige Blätter vorbehalten haben."

Wir können nichts Besseres thun, als von einem Breve, welches der hl. Vater in Betreff seines Buches an ihn richtete, einige Stellen anzuführen:

„Gewiß werden wir niemals das Andenken an den religiösen Eifer und die kindliche Frömmigkeit verlieren, womit Sie, hoch an Jahren, schon lange von dem Waffenlärm entfernt und in die Ruhe des häuslichen Lebens zurückgekehrt, die liebevollen Sorgen für die Familie opferten, um sich der Vertheidigung der Rechte dieses heiligen Stuhles zu weihen, und ohne Zögern den größten Gefahren, die der grausame Krieg mit sich brachte, die Stirne zu bieten.

„Wir haben die Memoiren, die Sie über die Belagerung von Ankona geschrieben, mit Vergnügen und lebhafter Befriedigung erhalten; denn sie rufen das theure Andenken an Ihre hochherzige Hingebung in uns wach.

Es gereichte uns auch zu großer Freude, da wir sahen, wie darin sowohl die Großthaten der Tapferen, welche, muthig des Herrn Kampf kämpfend, sich selber eine unverwelkliche Krone flochten, als auch die erhabene Großmuth des Obergenerals, der sich nicht fürchtete, nicht bloß sein Leben, sondern auch seinen mit so glänzenden Siegen erkauften militärischen Ruhm für die Gerechtigkeit in die Schanze zu schlagen, sowie endlich die schurkenhaften Ränke, wodurch die Feinde den Sieg über die Kirche davon trugen, von einem Augenzeugen der Nachwelt überliefert werden.

„Diese Memoiren werden in der That für die kommenden Geschlechter ein neuer Beweis von dem Ruhme sein, der den wahren Muth begleitet, sowie auch von der Schmach, womit gewöhnlich verbrecherische Unternehmungen, was für einen Erfolg sie auch haben mögen, gebrandmarkt werden."

General Lamoricière, ein alter Freund des Grafen de Quatrebarbes, hatte ihn im Mai 1860 nach Rom berufen, und nachdem er ihn zum Gouverneur der Stadt und Provinz Ankona ernannt, er zu ihm gesagt: „Wenn Sie sich nicht zu helfen wissen, so beten Sie zum hl. Geist! Ich glaube, man ruft ihn immer zu wenig an und vergißt ihn zu leicht. Er ist meine Zuflucht; er wird auch Ihnen helfen."

Als bald darauf der neue Gouverneur große Schwierigkeiten in Sachen der Verwaltung zu überwinden hatte, erinnerte er sich wirklich an den Rath des Generals: er fing an, das „Komm, heiliger Geist" zu beten, und dieses Gebet beseitigte für ihn die Schwierigkeiten des Augenblicks.

Der Kaiser von Oesterreich und sein Rath.

Ehe Lamoricière seinen Gouverneur in Ankona zurückließ, bat er diesen, er möchte einen von ihm dictirten Brief an den Kaiser

von Oesterreich schreiben; in diesem Brief sprach der General die Bitte aus, der Kaiser möchte ihm Kanonen zu kaufen geben. „Es fehlt mir," sprach er zu seinem Freunde, „zur vollständigen Armirung von Ankona ein Sechzigpfünder; besonders fehlt es mir an gezogenen Kanonen, ich habe nur eine. Die Regierung hat sich geweigert, mir solche von Frankreich beizuschaffen, während die französischen Arsenale den Piemontesen geöffnet werden. Ich bin in derselben Lage, wie ein Mann, der mit einer Pistole auf 500 Schritte einem mit einem Carabiner bewaffneten Feinde gegenübersteht."

Bald darauf lief ein Schiff im Hafen von Ankona ein mit achtzehn Vierundzwanzigpfündern, die der Kaiser von Oesterreich schickte.

Lamoricière befand sich in Spoleto, als ihm ein piemontesischer Offizier im Namen seines Königs den Befehl zur Auflösung der päbstlichen Armee überbrachte. Schon seit zwei Tagen hatte die piemontesische Armee ohne alle Kriegserklärung das päbstliche Gebiet überfallen. Die Geschichte hat diese beispiellose Provocation und schändliche Verletzung des Völkerrechts verzeichnet und gebrandmarkt.

Schon seit einem Monat wartete der Kaiser von Oesterreich auf den Angriff der päbstlichen Staaten von Seite Piemonts. Die Divisionen des Mincio standen auf dem Kriegsfuß; es bedürfte nur des Befehls, und sie überschritten den Fluß. Der Befehl war unterzeichnet. Allein ehe ihn der Kaiser abgehen ließ und die ungeheure Verantwortlichkeit auf sich nehmen wollte, hielt er es für seine Pflicht, seine Minister und obersten Generäle zu einer Berathung zusammenzurufen. Diese waren entgegengesetzter Ansicht. Herr de Quatrebarbes sagt über die wichtige Sitzung:

„Auf die edlen Worte des Kaisers folgte ein Augenblick des tiefsten Schweigens. Es wurde, glaube ich, vom Grafen Thun

unterbrochen, der zwar dem ritterlichen Muthe des Kaisers alles Lob spendete, aber auch die mannigfachen Gefahren auseinandersetzte, die aus diesem hochherzigen Entschluß entstehen könnten. Die Armee hätte ihre Lücken noch nicht ausgebessert, und die Wunden von Solferino und Magenta bluteten noch. Frankreich würde abermals über die Alpen kommen, und die Revolution nicht nur nicht erstickt, sondern sogar drohender werden, als jemals.

„Wohlan!“ entgegnete Franz Joseph, „wenn meine Krone zerschlagen werden soll, so soll das lieber bei der Vertheidigung des Pabstes, in den Marken des Vatikans, als durch Meuterei und Anarchie vor den Thoren Wiens oder Preßburgs geschehen.“

„Die Sitzung dauerte mehrere Stunden, ohne daß der junge Kaiser von seinem Entschluß abgebracht werden konnte. Endlich, als er sah, daß er von seinen Ministern und höchsten Generälen verlassen sei, und mit seiner Ansicht ganz allein da stehe, entschied er sich für die Zurücknahme des eben unterzeichneten Befehls. Die Flotte von Triest blieb in der Rhede vor Anker, von wo aus sie einige Tage später die Beschießung von Ankona hören konnte.

Die Minister und Generäle Franz Josephs verhinderten ihren jugendlichen Kaiser, dem Pabste zu Hilfe zu kommen; sie thaten es aus Furcht vor Frankreich und der Revolution. Wir sehen jetzt, wohin ihre Klugheit führte. Hätte Franz Joseph sein edles Vorhaben ausgeführt und seinen Vater, den Vater aller Gläubigen, vertheidigt, so wäre er vielleicht bei Sadowa nicht besiegt worden. Den Fürsten gilt das Wort: „Ehret und vertheidiget euren Vater, auf daß ihr lange lebet und regieret auf Erden.“

Lamoricière vor dem Bombardement.

Unter solchen Umständen konnte der Gouverneur von Ankona nichts Anderes erwarten, als daß dieser Platz belagert werde;

er traf daher, so weit es ihm möglich war, die Vorbereitungen zu dessen Vertheidigung und versah die Spitäler mit barmherzigen Schwestern. Sein Buch enthält alle Einzelnheiten hierüber.

Nachdem sich die Piemontesen der Geburtsstadt des Pabstes Pius' IX., Sinigaglia, bemächtigt hatten, beschleunigten sie ihren Marsch Loretto zu, in der Absicht, dem General Lamoricière den Weg nach Ankona abzuschneiden. Den 18. September erschien die neapolitanische Flotte, welche ohne Kampf ausgeliefert und durch Verrath piemontesisch geworden war, unter dem Befehle des Admirals Persano vor Ankona und rüstete sich, obgleich keine Blocadeerklärung abgegeben worden, zur Beschießung des Platzes. Was kümmerten sich auch die piemontesischen Generäle um eine abermalige Verletzung der Kriegsgesetze? Nachdem sie ohne Kriegserklärung in die päbstlichen Staaten eingefallen waren, konnten sie wohl auch ohne Blocadeerklärung eine Seestadt beschießen.

„Die Beschießung hatte den ganzen Tag fortgedauert, und der unaufhörliche Kanonendonner übertönte jeden anderen Kriegslärm. Indeß glaubten unsere Soldaten, welche die höchsten Punkte vertheidigten, die Kanonade in der Richtung von Loretto her zu vernehmen."

In der That bestand Lamoricière unter den Mauern von Loretto an diesem Tage, zur selben Stunde, einen Heldenkampf mit etlichen tausend Mann gegen eine ganze Armee, die ihm den Weg nach Ankona versperren wollte. Die Schlacht bei Castelfidardo war eine Schlacht, wie die bei den Thermopylen. Obgleich besiegt, erreichte Lamoricière doch das höchste Ziel, nach dem er streben konnte: er schlug sich nach Ankona durch. Er glaubte, so lange die päbstliche Fahne noch auf den Wällen von Ankona wehen würde, dürfte er nicht verzagen und die Sache nicht für verloren geben; der Platz könne eine lange Belagerung aushalten und daher auf die officiell versprochene Hilfe warten.

„Ich lief," so erzählt Graf de Quatrebarbes, „an der Umfassungsmauer des Hafens umher, als plötzlich der Lärm der Trompeten und Trommeln, das Hurrah und der tausendfach wiederholte Ruf: „Es lebe Lamoricière!" die Stadt erschütterte und die Kanonade zum Schweigen brachte. Der General sprengte mit seinem Gefolge im Galopp in die Stadt ein. Auf dem Theaterplatz angekommen, gebot er mit einer Handbewegung den Soldaten und der Volksmenge, die ihn mit Beifallsrufen umringten, Schweigen. Sein Angesicht verrieth Ruhe, und ein Gefühl unüberwindlicher Energie gewann über Ermüdung und Schmerz die Oberhand. Er drückte mir die Hand und sprach nur die wenigen Worte zu mir: „Ich habe keine Armee mehr." Er setzte noch bei, es sei dies das erste Mal; daß er im Kriege nicht glücklich gewesen; aber Gott hätte ihm zur Wahrung seines Kriegsglücks und zur Besiegung einer Armee von mehr als 30,000 ausgeruhten kriegsgewohnten und wohl bewaffneten Soldaten mit einigen tausend Freiwilligen, die durch Mangel an Schlaf und einen mehrtägigen angestrengten Marsch erschöpft seien, keine Wunder versprochen.

„Dies sagte er im ruhigsten Tone, ohne ein einziges Wort der Bitterkeit und des Zornes. In seinen Zügen, in seiner Sprache und in seinem Blick drückte sich die Gewißheit, seine Pflicht erfüllt zu haben, die vollkommenste Ergebung in den Willen Gottes und die größte Selbstverleugnung, selbst bis zum Opfer seines Ruhmes, aus; und ich weiß heute noch nicht, ob ich ihn mehr geliebt und bewundert hätte als Sieger oder als Besiegten."

Der Verrath des christlichen Europas an der Sache der Kirche.

Der General hatte nicht mehr als 4200 Mann, und mit diesen sollte er einen Platz vertheidigen, der zu Wasser und zu Land angegriffen wurde, einen Platz, dessen Wälle und Forts eine

Ausdehnung von über 7000 Meter hatten. Vor diesem Platz stand eine Belagerungsarmee von 45,000 Mann und eine Kriegsflotte mit 400 Feuerschlünden. Der Gouverneur von Ankona vervielfältigte sich, so zu sagen, um die ihm anvertraute Stadt mit Lebensmitteln zu versorgen. Er sagt hierüber in seinem schönen Buche folgendes:

„Man hatte mich mit einem Ochsenhändler bekannt gemacht, der sehr verständig und dabei mit Leib und Seele der Sache des hl. Vaters ergeben war. Der brave Mann gab mir die Versicherung, er werde jede Nacht Ochsen in die Stadt bringen, und die Piemontesen sollten keinen Bissen davon bekommen. Alle Morgen zwischen drei und vier Uhr sahen ihn unsere Wachen am Farinathor mit einer Heerde Hämmel und mit 25—30 Stück Hornvieh ankommen. Alsbald suchte er mich auf, und da entspann sich täglich zwischen uns folgendes Zwiegespräch: — „Vater Antonio! wie viel Ochsen habt Ihr heute?“ — „So und so viel, Excellenz!“ — „Kommet, guter Freund, ich will Euch umarmen.“ Dann näherte er sich ängstlich, indem er den breiten Rand seines Hutes zwischen den Fingern hin- und hergleiten ließ, und antwortete jedesmal: „Excellenz, welch ein Glück!“ Ich umarmte ihn und wies ihn an die Verwaltung, wo er das Geld für seine Ochsen erhob; er verkaufte sie fast zum nämlichen Preis, wie vor der Belagerung. Noch in der Nacht vor der Capitulation führte er 17 Stück herein.

„Das Geschwader hatte seit dem 18. das Feuer nicht eingestellt, und jedes Geschütz gab in 24 Stunden durchschnittlich 20 Schüsse ab. Es waren also ungefähr 800 Geschosse, Bomben und Granaten, die in die Stadt flogen. Sie tödteten oder verwundeten uns täglich 20—25 Mann, wobei die Einwohner nicht gezählt sind, welche sich verschiedener Lebensbedürfnisse wegen genöthigt sahen, ihre Häuser zu verlassen; sonst waren die Straßen

leer. Fast die ganze Bevölkerung hatte sich in die Keller geflüchtet.

„Der 23. war ein Sonntag, und der General, welcher am selben Tage von Castelfidardo in der Santa Casa communicirt hatte, wollte die Messe hören. Es ist mir, als sehe ich ihn noch unbeweglich und in tiefster Sammlung während der ganzen Messe da knien. Er glich einer jener Statuen von Kreuzrittern ohne Furcht und Tadel, die von unseren Vätern mit gefalteten, auf ihre Schwerter gestützten Händen dargestellt wurden."

Eines Morgens sprach der General zum Gouverneur: „Haben Sie keine Nachrichten von General Goyon? Ich höre, er sei mit einer neuen Division gelandet. Er soll seit zwei Tagen auf dem Marsch sein; die Ehre Frankreichs ist auf dem Spiele. Ich habe einen halbofficiellen Brief von Triest erhalten . . . Erzherzog Maximilian commandirt die österreichische Flotte, die vor Ungeduld brennt, Revanche zu nehmen. Morgen werden wir, wie ich hoffe, den Rauch von ihren Dampfschiffen sehen."

Aber umsonst trugen seit acht Tagen die Meereswogen den Kanonendonner der Beschießung von Ankona nach Triest; umsonst richteten die Belagerten ihre Blicke nach allen Seiten über die Adria hin. Kein befreundetes Segel erschien am Horizont, kein Kriegsschiff kam in Sicht, um seine Landsleute zu beschützen. „Wäre ein Hafen Aegyptens oder der Türkei, wäre ein griechisches Dorf oder die Stadt Monaco verrätherischer Weise, ohne Grund und Kriegserklärung belagert und beschossen worden, dann wären ohne Zweifel augenblicklich und im Namen des bedrohten europäischen Gleichgewichts die Geschwader der europäischen Seemächte mit voller Dampfeskraft nach dem bedrohten Punkte hin gerichtet worden. Allein hier handelte es sich nur um das geistliche Oberhaupt von 200 Millionen Katholiken, um den Stellvertreter Gottes auf Erden, um den heiligen Greis, um den Statthalter Jesu,

der von Schurken mit Verachtung und Hintansetzung der Kriegsgesetze, des Völkerrechts, des Christenthums, der Menschlichkeit und Gerechtigkeit angegriffen wurde; was lag den Kaisern und Königen daran? Telegraphen, Geschwader und Diplomaten konnten sich behaglicher Ruhe erfreuen."

Aber Lamoricière wollte noch nicht alle Hoffnung aufgeben. Mit dem Herzen eines Franzosen, eines Christen und Soldaten, mit dem gesunden Menschenverstand des Politikers, hatte er geglaubt und glaubte immer noch, daß, wenn Frankreich im Namen des Rechts und der Gerechtigkeit drohete, die That den Worten folgen würde; daß die älteste Tochter der Kirche ihre Mutter nicht schmählich im Stiche lassen könnte; daß der Fürst, welcher den heiligen Greis des Vatikans wieder auf den Thron setzte, sein Werk nicht unvollendet lassen werde; daß es endlich außer dem religiösen sich um ein französisches Interesse ersten Ranges handle, für welches Heinrich IV. oder Ludwig XIV. zwanzig Jahre lang Krieg geführt hätten: nämlich zu hindern, daß eine unruhige und ungläubige Macht, die in der macchiavellistischen Schule aufgewachsen, an unseren Thoren ein Reich mit 26 Millionen Einwohnern und 400 Meilen Küstenland und den besten Häfen des mittelländischen Meeres würde.

Wir verzichten darauf, auch nur einen von den vielen Zügen des Heldenmuths zu erzählen, welche die Belagerung von Ankona auszeichneten; man muß sie im Werke des Grafen de Quatrebarbes selber lesen.

Am eilften Tage der Belagerung endlich wurde der Hafendamm in die Luft gesprengt. Die Flotte gerieth nach der Aussage Persanos in den größten Schrecken, und das Getöse davon wurde 20 Meilen in der Runde gehört. Die Trümmer, in eine beträchtliche Höhe geschleudert, fielen in der Nähe von Trajans Triumphbogen zur Erde nieder. Todesschweigen folgte auf die traurige Entwicklung dieses Dramas. Jeder Widerstand wurde

unmöglich; die Kette, welche den Hafen schloß, war mit dem Mauerwerk, woran sie befestigt war, auf den Meeresgrund hinabgesunken; der Flotte stand kein Hinderniß mehr im Wege, die Soldaten auf den Kais, im Mittelpunkt der Stadt, ans Land zu setzen. Man mußte sich ergeben, und Lamoricière schickte einen Parlamentär ab.

„Wir warteten auf die Rückkehr unseres Parlamentärs, als plötzlich ein Kanonenschuß nebst Kleingewehrfeuer sich vernehmen ließ. Der General glaubte an einen Irrthum, an ein Versehen, und ließ auf der ganzen Linie das Signal zum Einstellen des Feuers geben. Die Kanone feuerte fort, und bald eröffnen andere Geschütze einer Batterie, die wir zum Schweigen gebracht hatten, das Feuer in der Richtung der Porta Pia. Der General schrieb eiligst einen Brief an General Fanti und beauftragte den Major Caïmi und noch einen andern Offizier mit der Ueberbringung desselben. Die Piemontesen fangen an, auf unsere Parlamentäre zu schießen, erkennen sie sodann, verbinden ihnen die Augen und führen sie zu einem Offizier, der den an Fanti adressirten Brief öffnet und zur Antwort gibt, er hätte keinen Befehl, das Feuer einzustellen, und sie sofort entläßt. Drei neue Batterien spielen auf die Citadelle und die Stadt. Die Einwohner, vor Schrecken ganz außer sich, strömen auf den Theaterplatz.

„Hundert oder hundertfünfzig Feuerschlünde fuhren fort, auf Ankona Kugeln verschiedener Art zu werfen. Der General hatte in der größten Unruhe um 3 Uhr Morgens an General Fanti einen zweiten Brief und einen zweiten Parlamentär, nämlich den Kapitän Balzani abgeschickt. Da dieser von Brigadier Cugia mehrere Stunden aufgehalten wurde, ehe er zu General Fanti gelangen konnte, so war er noch nicht zurück. Der General glaubte einen dritten Parlamentär abschicken zu sollen, und seine Wahl fiel auf Roger de Terves. Bei General Fanti angekommen, fragte

diesen der energische junge Mann mit einem gewissen Stolze, warum er denn die Beschießung eines unvertheidigten Platzes, auf welchem die weiße Fahne aufgesteckt sei, fortsetze, und auf die beiden Briefe des Generals von Lamoricière keine Antwort gegeben habe. Der General antwortete: „Ich habe den ersten nicht erhalten; die Antwort auf den zweiten bringt Ihr Parlamentär.“ Sodann schickte er einen von seinen Adjutanten ab, um den angeblich verirrten Brief zu suchen.

„Die Beschießung hörte nun von allen Batterien auf: die Capitulation wurde definitiv angenommen, aber nach verschiedenen Unterhandlungen durch Parlamentäre erst gegen 2 Uhr Nachmittags unterzeichnet.“

Ehre den Besiegten!

Lamoricière war zwar besiegt, aber nur wie jene großen Machabäer, deren Ruhm die Kirche, 2000 Jahre nachher, immer noch feiert. Er war besiegt, aber er hatte die Ehre der Christenheit gerettet; er hatte sie in den Falten der Fahne von Lepanto mit sich genommen, die er allein von dem Altar der Santa Casa zu nehmen und dem Pabste zu übergeben verdiente *).

Admiral Persano ließ den General Lamoricière und den Grafen de Quatrebarbes auf den Dampfer Cavour bringen, der sie nach Genua führen sollte. Der Gouverneur von Ankona erzählt uns merkwürdige Einzelnheiten von dieser Fahrt. Einmal

*) Am Morgen der Schlacht von Castelfidardo hatte der General die Fahne von Lepanto zu sich genommen, da er sie, im Fall der Niederlage, nicht in der Gewalt der Piemontesen lassen wollte. Bei seiner Rückkehr nach Rom händigte er sie selber dem heil. Vater ein.

drohte dem Fahrzeug große Gefahr. Der Kapitän und die Offiziere hatten den Kopf verloren. Da wurde der gefangene General als Retter herbeigerufen, und das Werk der Rettung gelang ihm auch.

Nach ihrer Ankunft in Turin schrieb Graf de Quatrebarbes allererst einen Brief an Marquis von Brignoles, der den Muth hatte, ihn dem piemontesischen Senat vorzulesen. Dieser Brief brachte die Beschießung von Ankona nach der Absendung der Parlamentäre vor dem civilisirten Europa zur Anklage. In einem andern Brief an die Zeitungen sagte der ehemalige Gouverneur von Ankona über den Bericht des Generals Fanti:

„Es steht historisch fest, daß die piemontesische Armee nach Absendung der Parlamentäre und trotz der auf allen Forts aufgezogenen Fahne Ankona bombardirte.

„Aber General Fanti rühmt sich, daß nicht um $1^1/_2$ Uhr Mittags, sondern um 7 Uhr Morgens das Feuer aufhörte, und es ist zum wenigsten sehr ungeschickt, daß er eine 6 Stunden längere Niederträchtigkeit auf sein Wappen ladet.

Das letzte Kapitel im Buche des Grafen hat den Titel: „Tod und Sturz der kirchenfeindlichen Souveräne.“ Aber diese Liste bleibt bei den neueren Zeiten stehen, welche zu dem alten Werke des Lactantius: De morte persecutorum*) neue Kapitel liefern werden.

Die „Erinnerungen an Ankona“ sind vor einigen Monaten erschienen; seit dieser Zeit folgt dem Königreich Italien die Strafe auf dem Fuße nach. In dem Augenblick, wo die florentinische Regierung das Decret veröffentlichte, wodurch die Beraubung der Kirche vollendet wurde; in dem Augenblick, wo Pius IX. sein Verdammungsurtheil gegen solch gottesräuberisches Beginnen wie-

---

*) Von dem Tode der Verfolger.

derholte: in demselben Augenblick wurde die Schlacht von Custozza geschlagen, in welcher die Italiener, obgleich den Oesterreichern an Zahl weit überlegen, eine Niederlage erlitten, die bald auf dem adriatischen Meere im Angesicht von Ankona erneuert wurde. Ja, nachdem Garibaldi geschlagen, verwundet und außer Curs gesetzt war, wurde auch der König=Ehrenmann zu Wasser und zu Land geschlagen, und mühsam schleppt er sich von Niederlage zu Niederlage bis nach Venedig, das er als Geschenk aus der Hand des Ausländers annehmen muß; das heißt man auf dem adriatischen Thron von Stufe zu Stufe herabfallen. Das Unglück bei Custozza ist die erste Bezahlung für Castelfidardo, und bald darauf wurde die italienische Flotte, obgleich sie wenigstens zehn Schiffe mehr zählte, bei Lissa, gegenüber von Ankona, in den Grund gebohrt. Nachdem Admiral Persano während des Treffens seinen Posten auf dem Admiralschiff verlassen hatte, führte er die Trümmer seiner Flotte in den Hafen von Ankona zurück; aber er getraute sich nicht, ans Land zu steigen, und das allgemeine Verdammungsurtheil nöthigte ihn, an Bord zu bleiben. Er, der Ankona und Gaëta beschossen, muß, seiner Absetzung gewärtig, sich verbergen, Angesichts der Stadt, wo er die päbstliche Fahne mit Kanonen herunterschoß; Angesichts der Stadt, deren Einnahme er nicht den Truppen Fantis und Cialdinis, sondern seiner Kriegsflotte zuschreiben wollte. Welch ein herrliches Schlußbild für die „Erinnerungen an Ankona"!

Der letzte Tag der Belagerung von Ankona.

M. de Castella, Befehlshaber des Carabinieribataillons, schrieb einen Bericht über „den letzten Tag der Belagerung von Ankona." Wir entnehmen demselben folgende Mittheilungen:

Castella war im Jahre 1860 Platzcommandant von Ancona. Er erzählt die Ereignisse, welche der Uebergabe vorangingen.

Das Lazareth war den 27. September der Gewalt des Feindes erlegen, der mehrere Compagnien Bersaglieri hineingeworfen und die Brücke, durch welche es mit dem Festland verbunden war, angezündet hatte. Der Verlust des Lazareths zog den Verlust der Porta Pia und der ganzen Stadt nach sich. Alle Anstrengungen des Angriffs und der Vertheidigung concentrirten sich eine Zeit lang auf dieser Seite. Anfangs wollte Lamoricière das Lazareth wieder nehmen und beauftragte damit den Herrn de Castella an der Spitze von 200 Mann; allein der Gedanke, er werde vielleicht einen kühnen Hauptmann und eine treue Schaar ohne jeglichen Gewinn hinopfern, brachte ihn von diesem Plane ab. Er ließ das Lazareth beschießen, um den Feind zum Abzug aus demselben zu nöthigen. Nun wandte sich die Flotte des Admirals Persano dem Hafen zu und eröffnete, um dem Bombardement eine veränderte Richtung zu geben, das Feuer gegen die sogenannte Laternenbatterie, eine Kasematte, auf welcher sich der Leuchtthurm erhob.

Lassen wir M. de Castella selber reden:

„Der Kampf entbrannte in seiner ganzen Wuth. Man muß das großartige und furchtbare Schauspiel, das eine schöne Sonne beleuchtete, selber gesehen haben, um sich eine richtige Vorstellung davon machen zu können.

„Von der Flotte wurde so rasch gefeuert, daß man es Rottenfeuer eines Bataillons hätte nennen können. Der Kanonendonner wurde noch von fernem Geschrei und vom Pfeifen der Kugeln beherrscht, welches vom Echo wie eine Klage ans Ohr zurückgetragen wurde. Die feindlichen Schiffe, phantastischen Wesen gleich, schwarz, von Blitzen durchzuckt, mit einer weißen Rauch-

wolke gekrönt, beschrieben ohne Unterlaß ihre verhängnißvollen Curven bald vorwärts, bald rückwärts. Es waren rasende Ungeheuer, die ihre Beute grausam umschlingen und überall Schrecken und Tod verbreiten.

„Jede Fregatte war unter anderen vorn und hinten mit zwei achtzigpfündigen, gezogenen Kanonen versehen.

„Plötzlich schoß eine von den Fregatten mit voller Dampfeskraft, wie ein Rennpferd, dahin, sein Vordertheil südlich gerade auf den Winkel der Laterne gerichtet. Eine unbeschreibliche Angst bemächtigte sich aller Zuschauer. Das Feuer wurde eingestellt; Todesstille herrschte einige Augenblicke. Man fühlte, daß ein schreckliches Ereigniß bevorstehe.

„Die Fregatte setzte, unbeugsam und gleichsam vor Wuth knirschend, ihren kühnen Lauf fort; als sie der Laterne auf dreißig Meter nahe gekommen war, machte sie in einem Winkel von ungefähr 115 Graden eine rasche Wendung und zerstörte mit dem Feuer aus allen ihren Geschützen die südwestliche Seite des Werkes.

„Sogleich begann das Feuer auf der ganzen Linie aufs neue.

„Was geschah in der unglücklichen Laterne? Niemand kann das besser erzählen, als ich.

„Nachdem ich in Betreff des Angriffs auf das Lazareth den besprochenen Gegenbefehl erhalten hatte, begab ich mich in den Palast des Delegaten zu General Courten, um ihn um Aufklärung über die Sache zu bitten. Ich fand ihn auf einer Terasse des Palastdaches, wie er die Bewegungen der Flotte beobachtete. Dort war auch Graf de Quatrebarbes, der Civilgouverneur von Ankona; ein Schwadronscommandant des Generalstabs, sein Ordonnanzoffizier; Graf Odescalchi; Lieutenant Courten, Adjutant seines Vaters. Wir folgten mit unsern Perspectiven den Phasen der eben erzählten Scene.

„Nach einer Stunde sahen wir zu unserer Verwunderung auf dem Leuchtthurm an der Stelle der päbstlichen eine weiße Fahne. Zornig rief Graf de Quatrebarbes:

„Was soll denn die Capitulationsfahne? Niemand hat das Recht, auf dem Platze eine weiße Fahne aufzustecken, als der Obergeneral. Die Fahne muß um jeden Preis entfernt werden. Wer will sie wegnehmen?

— „Ich, gab ich zur Antwort. Ich sprang eilends die Treppe hinunter und lief schnell der Laterne zu.

„Die Laterne liegt am Ende eines Dammes, der ungefähr 300 Meter lang ist und den Hafen durch eine Mauer auf der Nordseite schützt.

„Als ich an der Porta Marina, welche zu diesem Damm führt, angekommen war, vernahm ich eine Musik, welche meine Hitze etwas dämpfte.

„Alle Kugeln, welche die Flotte auf die Schiffbrücke, am Eingang des Hafens, richtete, gaben sich, nachdem sie ihn bestrichen oder verfehlt hatten, bei der Porta Marina Manneshöhe ein Rendezvous. Mehrere Häuser hinter dem Thore stürzten nach und nach ein. Kapitän Grazioli, dessen Kaltblütigkeit ich mehr als einmal beobachtet hatte, und Lieutenant di Pietro hielten an dem Thore mit einer Compagnie Wache und blieben in guter Fassung.

„Andere Kugeln, die auf die Laterne gerichtet waren, berührten den Wall unter einem sehr spitzigen Winkel und rollten dann auf den Weg, den ich einzuschlagen hatte. Ich zögerte einen Augenblick, befahl dann meine Seele in Gottes Schutz und eilte rasch vorwärts.

„Es begegnete mir nichts Unangenehmes, außer daß meine Ohren von dem Pfeifen der Kugeln fast zerrissen wurden.

„Ungefähr zwanzig Schritte von dem Thor der Laterne entfernt sah ich 25 Mann, unter der Führung eines Unterlieutenants unserer österreichischen Bersaglieri, Namens Werbeck, herauskommen. Sie hatten mehr Aehnlichkeit mit Dämonen, als mit Menschen; ihre Haare und Kleider waren verbrannt; ihre geschwärzten Gesichter voll Blut- und Gypsflecken.

„Ich fragte sie, was das zu bedeuten habe.

„Der Lieutenant antwortete: „Kommen Sie und sehen Sie selber!“ Und er nahm mich am Arm und führte mich in die Kasematte.

„Keine menschliche Feder vermag die schauderhafte Scene zu beschreiben, die sich hier meinen Augen darbot.

— „O Dantes Hölle!“ rief ich aus.

„Keine von unsern Kanonen war auf ihrer Laffette; die Schießscharten waren weite Breschen geworden, durch welche von Zeit zu Zeit ein platzendes Geschoß hereinflog. Haufen von Todten und Verwundeten, Blut überall; Schatten bewegten sich in dem dichten Rauch, der die Kasematte erfüllte, hin und her; dazu der unaufhörliche Kanonendonner und das Wehgeschrei der Verwundeten: ein entsetzliches Bild!

„Unter den Trümmern menschlichen Fleisches bemerkte ich eine Uniform und einen Offiziersdegen; und ich fragte den hinter mir stehenden Lieutenant Werbeck, wer dieser Offizier sei.

— „Das ist,“ antwortete er mir, „Lieutenant Weißmantel.“

„Derselbe commandirte die Batterie und hatte mit einer Tapferkeit, die über alles Lob erhaben ist, in dem ungleichen Kampfe Stand gehalten.

„Ich gab mich dem Heldenjüngling zu erkennen und fing in Folge einer Nervenaufregung, die ich nicht zu bemeistern vermochte, zu weinen an. Ich drückte dem Lieutenant Werbeck die Hand und sprach zu ihm:

„— Alle Achtung vor Ihnen und Ihrer Mannschaft; aber Sie haben Recht, Sie können sich hier nicht mehr halten, da ist nichts mehr zu machen.

„Ich hatte eine Pflicht zu erfüllen, nämlich die weiße Fahne wegzunehmen. Daher verließ ich Werbeck und ging der Treppe zu, welche in den Thurm hinaufführt. Die ersten Treppenstaffeln waren von Kugeln zerstört; der ganz durchlöcherte Thurm zitterte unter meinen Füßen. Endlich bin ich oben. Ich hieb mit meinem Säbel die Bänder ab, womit die weiße Fahne befestigt war, wickelte dieselbe zusammen und warf sie ins Meer der Flotte zu, die einen Pistolenschuß weit weg war. In einer Ecke der Altane bemerkte ich eine Truhe mit Fahnen aller Farben, welche zu Signalen bestimmt waren. Ich nahm eine weißgelbe heraus und befestigte sie in Ermangelung einer Schnur auf dem Kranze der Altane mit Steinen.

„Nun stieg ich wieder herab.

„Dichter Rauch schlug mir auf der Treppe entgegen. Am Eingang in die Laterne war eine Masse Holzmaterial aufgehäuft, womit die Batterie hätte verblendet werden sollen, wenn man zu dieser Arbeit Zeit gehabt hätte. Dieses Holz brannte. Beim Herausgehen bemerkte ich in dem einwärtsgehenden, vom Wall gebildeten Winkel vier Soldaten, die sich hier ganz niedergeduckt hatten. Ich gab ihnen ein Zeichen, mir zu folgen, indem ich auf die immer weiter um sich greifende Feuersbrunst hinwies. Es war mir nämlich bekannt, daß in dem Werke ein Pulvermagazin sei, und ich vermuthete, es möchte explodiren. In der That erfolgte auch, während wir von der Laterne an die Porta Marina eilten, die bekannte Explosion, welche nach dem Ausspruch des Admirals Persano die Flotte in Schrecken versetzte und 20 Meilen in der Runde gehört wurde. Die hoch hinaufgeschleuderten Trümmer

fielen an der Porta Marina zur Erde nieder. Todesstille folgte auf das schauerliche Ereigniß.

„Ich traf den Lieutenant Werbeck und seine Leute wieder; es war der Rest von 150 tapferen Oesterreichern, welche die Laterne vertheidigt hatten. Ehre ihnen!

„Kapitän Grazioli und Lieutenant di Pietro hatten mit ihrer Mannschaft Stellung genommen, um eine Landung, die man für bevorstehend hielt, zu verhindern.

„Ich begab mich auf die Citadelle, um dem Obergeneral Bericht zu erstatten. Es war 5 Uhr Abends. Während ich den Abhang hinanstieg, bemerkte ich auf der Spitze des Berges, der die Citadelle beherrscht, eine weiße Fahne. Es war der Bettvorhang des Generals, der ihn nach der Explosion selber weggerissen hatte, um ihn zur Vollendung des Opfers zu verwenden. Eine solche Fahne hatte er noch nie in der Hand gehalten, sondern immer nur in den Händen der Feinde erblickt.

„Dieser Leinwandfetzen auf dem Gipfel des Berges sollte der Erde verkünden, daß die letzte Bastion der großen Sache, die man weltliche Macht nennt, durch die Anstrengungen des gemeinsten Verrathes gefallen sei. Die katholischen Mächte, die österreichische Flotte im Hafen von Pola, konnten fast das verhängnißvolle Signal sehen und blieben ruhig.

„Schlafet nur! euer Schlaf wird durch die Beschießung Ankonas nicht mehr gestört werden. Von nun an werden Berg und Thal und Meer stumm bleiben. Die Kanone, die in euren Ohren wiederhallte, wird nicht mehr donnern, bis man sie gegen euch richtet. Schlafet! aber euer Erwachen wird trauriger werden als unsere Niederlage.

„Wäre Lamoricière allein gewesen, so hätte er, das weiß ich gewiß, lieber die Citadelle in die Luft gesprengt und sich unter

ihren Trümmern begraben, als seinen Degen dem Proconsul der Revolution ausgeliefert.

„Wenn je der tapfere Graf de Quatrebarbes, das so vollendete Bild eines altfranzösischen Ritters, diese Zeilen liest, dann wird er sich ohne Zweifel an ein Gespräch erinnern, das die Frage, ob wir uns in die Luft sprengen sollten oder nicht, zum Gegenstand hatte.

„Aber die erste Pflicht eines Generals besteht darin, daß er das Leben seiner Soldaten nicht unnütz opfere, und erst die zweite gilt der Sorge für seinen Namen. Dieser Gedanke leitete auch unsern Befehlshaber.

„Uebrigens wäre jeder weitere Widerstand eine Thorheit gewesen."

Eitelkeit des menschlichen Ruhmes.

„Wir hatten nacheinander die Berge Pelago und Pulito, sowie das Lazareth verloren; der Feind war Herr der beiden Vorstädte Porta Pia und Porta Calamo; das Außenwerk San Stefano, dessen linke Flanke nicht hatte vollendet werden können, und die Citadelle waren stark beschädigt; viele von unseren Kanonen kampfunfähig, unsere Mannschaft ganz erschöpft, unsere Ambulancen voll Verwundeter, endlich, und das war die Hauptsache, in Folge des Unglücks der Laterne, die Hafenkette sammt dem Mauerwerk in das Meer gesunken; die Flotte konnte in den Hafen hereinkommen, ohne daß wir auch nur eine Kugel ihr entgegen zu schicken vermochten.

„Es mußte also um Capitulation nachgesucht werden. Ich traf den Obergeneral, wie er in der Kasematte hin und herging. Er war von seinen Generalstabsoffizieren umgeben: General Kanzler, Major de Quatrebarbes, Major von Lorgeril, Major Caïmi,

Kapitän Lepri und von den Guiden de France, de Terves und de la Péraudière.

„Als General von Lamoricière mich bemerkte, drückte er mir die Hand und sprach zu mir: „Ah! Sie sind nicht todt?“

„Mehrere von den Herren, die mich unter den Trümmern der Laterne begraben wähnten, umarmten mich. Der General setzte seinen Spaziergang fort; er sah blaß, aber ruhig aus.

„Von Zeit zu Zeit zogen sich seine dichten schwarzen Augenbraunen zusammen, sein Löwenblick blieb auf dem Boden haften und schoß einen Blitz.

„Was ging in seiner feurigen Seele, in seinem so energischen Kopfe vor, der uns noch nie edler erschien als in diesem feierlichen Augenblick? Schweigend beobachteten wir ihn und fühlten den ganzen Ausdruck, der in seinen stummen Schmerzen lag. Wir begriffen wohl, welch bittere Gedanken ihn beschäftigten, wie viel es seinen Stolz kostete, bei einem treulosen und meineidigen Feind um eine Unterhandlung über die Uebergabe nachsuchen zu müssen, ihn, die Geradheit und Rechtlichkeit selber, ihn, den ehemaligen Minister von Frankreich; ihn, dessen militärischer Ruhm so rein und glänzend geblieben war; ihn, der, nie geschlagen, nicht zauderte, auf die Stimme des Vatikans zu Hilfe zu eilen, sein Schwert zu ziehen, obgleich niemand auch nur mit einiger Sicherheit einen Sieg prophezeien konnte, und der nun, nachdem er der allem Anschein nach verlorenen Sache alles geopfert hatte, als armer Besiegter in einer feuchten Kasematte hin und herging, ohne Waffen, ohne Actionsmittel, und genöthigt war, die ganze Entrüstung, die in ihm kochte, in sich hinein zu schlagen. Er konnte sich zum voraus den ganzen Hohn der Spötter und den dummen Stolz der Sieger vorstellen, wenn sie ihn aus diesen alten Mauern vertreiben würden, die mit den Wappen der Päbste noch ganz bedeckt sind.

„Es war, als wollte er den innern Kampf in einen Ausruf

zusammenfassen, welcher bewies, daß der Christ über die sich auflehnende Eigenliebe des Soldaten Herr geworden. Sic transit gloria mundi, rief er; hierauf fing er an, gleich als wäre nichts geschehen, in kurzen Worten mit jener Klarheit und Bestimmtheit, wie ich sie noch bei keinem Manne getroffen, seine Befehle zu ertheilen.

Das christliche Recht wird von den neuen Barbaren mißachtet.

„Um 6 Uhr fand, wie gewöhnlich, der Abendrapport statt, welchem alle Dienst thuenden Offiziere beiwohnten. Der General erklärte uns kurz die Beweggründe, die ihn genöthigt hätten, die weiße Fahne aufzustecken und an General Fanti und Admiral Persano Parlamentäre zu schicken. Dann sprach er: „Meine Herren! Da es diese Nacht nichts gibt, so lassen Sie Ihre Leute ausruhen, und ruhen Sie selbst aus, damit wir morgen munter sind; man weiß nicht, was unser wartet.“

„Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als die vollkommene Stille, die seit der Explosion der Laterne herrschte, durch einen Kanonenschuß unterbrochen wurde. Was bedeutete dieser Schuß? Er schien so nahe, daß wir ihn einem Mißverständniß unserer Leute zuschrieben. Schnell gingen wir hinaus und eilten durch das verschanzte Lager der Citadelle, woher der Schuß gekommen zu sein schien. Aber alle unsere Artilleristen hatten sich unter ihre Geschütze gelegt und schliefen fest. Einen Augenblick nachher krachte ein zweiter Schuß, dann ein dritter, ein vierter u. s. f. Wir konnten sehen, daß die Kanonade von der Batterie herrührte, welche die Piemontesen in der Mitte der Vorstadt aufgestellt hatten, und daß sie die Mauer neben der Porta Pia beschossen.

„General Lamoricière traute weder seinen Augen noch seinen Ohren. „Es muß“, sagte er, „ein Irrthum des Offiziers sein,

der diese Batterie commandirt.“ Da dieselbe so nahe bei uns war, daß sie unsere Stimme hören konnte, so riefen wir mehrere Male: „Höret auf zu schießen! man parlamentirt wegen Capitulation.“ Ich nahm hierauf die Trompete und gab das Signal zur Einstellung des Feuers; aber vergebens.

„Lamoricière glaubte immer noch, es walte ein Mißverständniß ob, und schickte den Kapitän Balzani als Parlamentär an General Fanti; aber, als sollte uns jeder Zweifel benommen werden, wurden sämmtliche Landbatterien losgebrannt, und sie begannen ihr Bombardement aufs neue. Die Flotte zog sich, — diese Gerechtigkeit muß man ihr angedeihen lassen, — die Flotte zog sich beim Anblick der weißen Fahne aus der Schußweite zurück und löschte ihre Feuer aus.

„Wir erwiderten nicht einen einzigen Schuß. Die Folge davon war, daß die feindlichen Artilleristen, da sie durch das Feuer unserer Geschütze keine Direction mehr hatten, ins Blaue hineinschossen, und das furchtbare Bombardement, das bis am andern Morgen um 8 Uhr dauerte, die Stadt sehr beschädigte, aber der Garnison keinen großen Schaden zufügte.

„Der Parlamentär Kapitän Balzani, der die Grundlagen der Capitulation überbringen mußte, konnte erst gegen Morgen zu General Fanti kommen, da er durch General Cugia, der ihn mehrere Stunden bei sich behielt, zurückgehalten wurde.

„Aber noch war nicht alles vorbei; die Armee Fantis sollte das angefangene Werk des Verrathes auf würdige Weise krönen.

„Des andern Tages, den 30. September, schiffte ich mich um 6 Uhr mit dem Grafen de Quatrebarbes auf einer Schaluppe der Flotte ein, um wieder mit General Lamoricière zusammenzutreffen, der die Bedingung gestellt hatte, daß er zu Wasser nach Genua gebracht werden sollte. Wir fanden ihn, von seinem Generalstab umgeben, im Salon des Admirals Persano, am Bord

der Fregatte Maria Adelaide. Es war Sonntag. Gegen 8 Uhr setzte ein Marineoffizier den General in Kenntniß, daß der Schiffsgeistliche die hl. Messe lesen werde, und lud ihn ein, derselben beizuwohnen.

„Nachdem der General sich mit Graf de Quatrebarbes berathen hatte, antwortete er: „Mein Herr! ich danke Ihnen; weil „der Priester, der Ihnen die hl. Messe lesen soll, als Feldgeist„licher, wie auch die übrige Armee, excommunicirt ist, so kann ich „die Messe eines Excommunicirten nicht hören."

„Uebrigens konnten wir das Benehmen der Seeoffiziere nur loben.

„Am folgenden Tage wurden wir auf ein großes Transportschiff „Graf Cavour" gebracht, wo wir den 2. Oktober mit den übrigen Offizieren der Garnison, die buchstäblich ausgehungert ankamen, zusammentrafen. Man hatte ihnen nämlich dritthalb Tage hindurch nichts als schwarzes Brod und schlechten Käs zu essen gegeben.

„Am Abend wurden die Anker gelichtet.

„Wie man sieht, habe ich meine Erzählung über den letzten Tag der Belagerung von Ankona hinaus verlängert.

„Ich kann nicht umhin, noch einer Episode unserer Ueberfahrt zu gedenken.

„Am 3. Oktober, Abends 7 Uhr, gerieth unser Fahrzeug, das in einer Stunde zwölf Meilen machte, auf der Höhe von Brindisi, zwei Meilen von der Küste entfernt, auf eine Sandbank.

„Das Meer war sehr ruhig. Der Steuermann behauptete, die Magnetnadel, die „behext" sei, hätte ihn in die Irre geführt. Zehn Fuß vom Schiff entfernt, auf der linken Seite desselben, erhob sich, dem Wasser gleich, ein Felsenriff. Der Offizier, welcher die Wache hatte, machte, statt auf seinem Posten zu bleiben, in der Kabine des Kapitäns eine Spielpartie. Wir hatten einen Fregatte-

lieutenant am Bord, der bei der Belagerung ein Auge verloren hatte und sich nun zu seiner Pflege nach Genua begab; er trat auf Lamoricière zu, der bei dem Stoß, den das Schiff erlitt, auf das Verdeck geeilt war.

„— Mein General!" sprach er zu ihm, „das Schiff ist in Gefahr; was ist zu machen?

„— Sie müssen zuerst den Befehl übernehmen", antwortete der General.

„— Aber mit welchem Recht?"

„— Nun, mit dem Recht, das die Nothwendigkeit verleiht. Es handelt sich darum, über dreihundert Personen das Leben zu retten."

„— Wohlan, mein General, ich will es thun, aber nur unter der Bedingung, wenn Sie mir bei der Ankunft in Genua das Zeugniß ausstellen, daß ich den Befehl auf Ihre Bitte übernommen habe."

„— Dieses Zeugniß sollen Sie haben."

„Der General, welcher des Seewesens nicht unkundig war, verständigte sich mit dem Lieutenant, der mit einer außerordentlichen Höflichkeit tiefe Kenntniß der Schifffahrt verband und auch wußte, was zu thun sei, um das Schiff von dem Felsenriff wegzubringen; aber ein heftiger Wind, welcher sich vom Schiffshintertheil her erhob und die ganze Nacht andauerte, vereitelte seine Bemühungen. Hätten wir den Wind von der Seite gehabt, so wären wir verloren gewesen. Bisweilen neigte sich das Schiff über die Maßen auf die Seite, und es schien, als wollte es sich ganz auf das sehr hoch gehende Meer hinstrecken.

„General Lamoricière, dessen Ruhe sich keinen Augenblick verleugnete, wendete sich an die Guiden de France und de Terves und besprach mit ihnen die nothwendigen Maßregeln für den Fall,

daß die Mannschaft das Schiff verlassen und Rettungsversuche machen müßte.

„Ich war Zeuge eines Gesprächs, das ich zu schön finde, als daß ich es nicht wiederholen sollte. Herr de France hatte nämlich dem Grafen de Quatrebarbes, der in seiner Kabine lag, eine Rettungsboje gebracht. Jener antworte:

„— Da ich nicht schwimmen kann, so weiß ich gewiß, daß ich mit dieser Boje ertrinken würde; ich nehme sie daher nicht an; Ihnen kann sie das Leben retten, der Sie ein Schwimmer sind. Ich will nur ein wenig schlafen; kommt der Augenblick, so wecken Sie mich; ich möchte gerne noch beten, ehe ich sterbe."

„Glücklicher Weise ließ der Wind gegen Morgen nach. Die Strömung, welche gegen die Küste trieb, hatte viel Wasser auf das Schiff geschwemmt, das gegen acht Uhr flott wurde.

„Wir setzten ohne weiteren Zwischenfall unsere Reise fort."

(Bericht des M. de Castella.)

Lamoricière, ein großer Verehrer des hl. Erzengels Michael.

Der Monde erhielt unter dem 21. September 1866 folgende Zuschrift aus Rom:

„Bei Gelegenheit des Invito sacro, durch welchen Seine Eminenz der Kardinalvikar eine neuntägige Andacht zur Vorbereitung auf das Fest des hl. Erzengels Michael anordnete, bemerkt unser Korrespondent, daß an diesem dem glorreichen Erzengel gewidmeten Tage sich der edle und viel beweinte General Lamoricière in Ankona zu Cialdini und Persano begab, welche der Geschichtschreiber gewiß nicht mit dem Namen „Sieger" beehren wird. Als der päbstliche Held die niedergerissenen Wälle der Stadt sah und um sie herum die zehnmal zahlreichere und mit ungleich

besserem Kriegsmaterial versehenen Soldatenmassen erblickte, glaubte er genug gethan zu haben.

„Heiliger Erzengel Michael!“ so sprach er, wie er erzählte, „bei sich selber, „ich bin nur ein armer Mensch; mein „Degen ist in meinen Händen zerbrochen. Du bist der „Vertheidiger der Kirche; walte daher des Amtes, das „Gott dir anvertraut hat. Ich wählte diesen Tag, den „die Christen der Verehrung deines Namens weihen, für „den bitteren Gang zu meinen Feinden.“

„Seit diesem Tag sind bereits sechs Jahre verflossen, und die göttliche Langmuth und Geduld ist noch nicht müde geworden, und die Feinde stehen noch mit ihren unreinen Füßen auf dem Boden der Kirche. Aber die Kirche verliert das Gedächtniß an ihre Rechte nicht, weil es die Rechte der freien Menschen und der Schwachen sind; und wenn auch Europa die vollendeten Thatsachen annimmt, die Rechte bleiben, und die Kirche hört nicht auf, sie zurückzufordern und voll Vertrauen zu warten, bis der Erzengel, der göttliche Rächer, ihnen Geltung verschafft. Auch Rom bewahrt übrigens das süße Andenken an seine Vertheidiger. In dem erhabenen Farnesischen Tempel, der dem allerheiligsten Namen Jesu geweihet ist, wurde den 18. Morgens, wie das officielle Journal sagt, das feierliche Anniversarium für die Seelen der päbstlichen Soldaten begangen, welche bei Castelfidardo und an anderen Orten im Jahre 1860 im Kampfe mit den sacrilegischen Räubern der Kirchenstaaten ihr Leben verloren. Die Militärbehörden und Abordnungen der verschiedenen Waffengattungen wohnten dem Gottesdienste bei, den der Viceofficial von Rom unter Assistenz der Feldgeistlichen hielt. Die Gläubigen strömten in großer Anzahl herbei, um für die tapferen Vertheidiger des glorreichen Banners, unter welchem sie kämpften, den ewigen Frieden der Gerechten zu erflehen.

„Wenn einmal der Rausch der italienischen Revolution vor=

über ist und von ihren Triumphen nichts übrig bleibt als Ruinen, Blut und schauerliche Verwüstung, dann wird es in den Augen der Nachwelt keine geringe Ehre sein, der Sache der göttlichen Gerechtigkeit und der menschlichen Freiheit in der päbstlichen Uniform gedient zu haben."

Dankbarkeit Pius' IX. gegen Lamoricière.

Den 16. Oktober 1860 wurde von Rom geschrieben:

„General Lamoricière landete am Sonntag in Civita Vechia und kam mit dem letzten Bahnzug in Rom an. Eine zahlreiche Menschenmenge fand sich in dem Bahnhof ein, um ihn mit ehrfurchtsvollen Zurufen zu begrüßen und der Sympathie und Anhänglichkeit an den berühmten und heldenmüthigen General Ausdruck zu geben. Kaum war er in seinem Hotel auf dem spanischen Platze abgestiegen, als Seine Heiligkeit ihn begrüßen ließ. Tief gerührt bat Lamoricière um die Erlaubniß, seinen Degen, den die Feinde des hl. Stuhles ihm gelassen, zu den Füßen des Pabstes niederlegen zu dürfen.

„Wenn die eingezogenen Erkundigungen genau sind, bestand Lamoricières Gefolge bei seiner zweiten Reise nach Rom aus zwei Generälen, drei Obersten und 26 Offizieren.

„General Lamoricière überreichte dem hl. Vater seinen Rapport. Derselbe ist sehr merkwürdig und, obgleich er die Nachlässigkeiten einiger Behörden und die schweren Fehler mehrerer päbstlicher Offiziere beleuchtet, ganz dazu angethan, eine glückliche Wirkung hervorzubringen."

Die Guienne berichtete einige Tage früher:

„Wir haben den Bericht des Generals Lamoricière über den eben beendigten glorreichen Feldzug noch nicht; aber wir haben von ihm ein Wort bitterer Schärfe, wodurch die Handlungsweise

seiner Feinde für immer gebrandmarkt ist. „Die päbstliche Armee", sprach der Heldengeneral, „ist nicht besiegt, sondern gemeuchelt worden."

Als der General nach einer Niederlage, dergleichen die Kreuzfahrer erlitten, nach Rom kam, wußte Pius IX., voll tiefster Rührung über eine so große Tapferkeit und eine so edle Hingebung, gar nicht, wie er die Schuld von Castelfidardo bezahlen sollte. Eine Zeit lang trug er sich mit dem Gedanken, den glorreichen Besiegten zum römischen Fürsten zu machen. Aber der General antwortete ihm: „Nein, ich heiße Leon von Lamoricière und will immer so heißen." Hierauf schrieb Pius IX. die rührenden Worte an ihn: „Ich schicke Ihnen, was Sie nicht werden zurückweisen können, wenigstens den Christusorden; für Christus haben Sie ja gekämpft; er wird, so hoffe ich, Ihr und mein Lohn sein."

Der große General der päbstlichen Armee übergab bei seiner Ankunft in Rom dem hl. Vater den Degen, den er von ihm erhalten hatte, und der ihm bei der Capitulation von Ankona zerbrochen worden war. Aber nichts war im Stande, die Bewunderung und Liebe der Katholiken gegen den christlichen Helden zu schwächen. Indem Pius IX. ihn in seiner Allocution nach Gebühr lobte, bestätigte er ihn, wenn wir so sagen können, im Ruhme. Auf allen seinen Wegen empfing er die ehrenvollsten Ovationen. Der römische Magistrat überreichte ihm eine Medaille, deren Inschrift allein schon die schönste Lobrede ist: Se et ante actos triumphos libenter devovit, d. h. freiwillig und mit wohl überlegtem Vorbedacht opferte er dem Dienste Gottes sich, sein Talent, sein Genie, seine früheren Siege, seinen militärischen Ruhm.

Lassen wir Herrn Alfred Nettement die Aufnahme erzählen, die dem glorreichen Besiegten von Castelfidardo in Frankreich zu Theil wurde.

„Ich saß am Herd des Generals Lamoricière in Belgien und hatte da Gelegenheit, die zarte und wachsame Gewissenhaftigkeit zu bewundern, womit er seine Pflichten als Familienoberhaupt erfüllte; erlebte für seine würdige Lebensgefährtin, welche die Zierde seines kurzen Glücks, der beste Trost und die süßeste Freude in seinen Leiden war; sie schätzte sich glücklich, weil der General wieder zur katholischen Religion zurückgekehrt war, die sie stets geübt hatte; und auch heute ist sie nicht so unglücklich bei dem Gedanken, daß Gott, der ihn richtete, derselbe ist, für den er kämpfte; er lebte für seine drei Kinder: sein neugeborener Sohn Michael war dem liebenden Vaterherzen noch nicht durch den Tod entrissen. Als ich erfuhr, daß der General nach der Schlacht bei Castelfidardo nach Paris zurückgekehrt sei, wollte ich, wie viele andere Katholiken, ihm meine Huldigung darbringen. Ich fand ihn mit trauriger Stirne, wie einen Menschen, der im Kampfe für eine gerechte und edle Sache unterlegen; aber doch mit hoher und fester Stirne, gleich einem Menschen, der das Bewußtsein in sich trägt, daß er seine Pflicht erfüllt hat bis ans Ende. Bischöfe und Priester, Kriegsleute, Magistratspersonen, Greise und Jünglinge jeglichen Standes und Alters eilten täglich herbei, um ihm ihre Theilnahme und Ehrfurcht zu bezeugen. Seine alten Kameraden besonders, seine ehemaligen Lieutenants, von denen die einen ihm im Rang gleich geworden und die anderen höher gestiegen waren, drückten ihm die tapfere Hand und rechneten es sich zur Ehre, ihm, um mich der schönen Worte des Generals selber zu bedienen, den Beweis zu liefern, daß keiner von seinen alten Kameraden ihn verleugnet hätte."

Allocution des Pabstes Pius' IX. im geheimen Consistorium den 28. September 1860.

„Ehrwürdige Brüder!

„Mit unglaublichem Schmerze und mit tiefer Betrübniß erfüllt es uns, daß wir uns gezwungen sehen, die Angriffe der piemontesischen Regierung beklagen und verdammen zu müssen, welche in einer bis auf unsere Tage unerhörten Weise gegen uns, gegen den hl. Stuhl und die katholische Kirche gerichtet sind. Diese Regierung scheute sich, wie Euch bekannt ist, nicht, den Sieg, welchen sie in einem unglückseligen Kriege unter dem Beistand einer kriegerischen und großen Nation errungen, zu mißbrauchen und ihren Einfluß mit Verachtung aller göttlichen und menschlichen Gesetze über ganz Italien auszubreiten. Nachdem dieselbe nämlich die Bevölkerung zur Empörung aufgereizt hatte, trieb sie mit ungeheurer Verachtuug alles Rechts die rechtmäßigen Fürsten aus ihren Staaten und machte nicht bloß einen bewaffneten Einfall in verschiedene Provinzen der Aemilia, welche zu unsern päbstlichen Staaten gehören, sondern nahm dieselben auf gewissenlose und ächt kirchenräuberische Art für sich gewaltsam hinweg.

„Während aber die katholische Welt auf unsere gerechtesten und schwersten Klagen ohne Unterlaß gegen diese gottlose Vergewaltigung ihre Stimme erhebt, hat dieselbe Regierung beschlossen, noch andere Provinzen dieses heiligen Stuhles in den Marken, in Umbrien und dem Erbgut Petri an sich zu reißen. Aber da sie fand, daß die Völker dieser Provinzen aller Ruhe genossen, uns treu anhingen und weder durch die verschwenderischesten Geldbestechungen noch durch Anwendung anderer unredlicher und hinterlistiger Mittel von unserer und dieses heiligen Stuhles rechtmäßiger weltlicher Herrschaft entfremdet und losgerissen werden konnten, so schickten sie in diese Provinzen einen Haufen verkommener Menschen, um dort Unruhe und Aufruhr zu erregen, und brach endlich

selbst mit einem großen Heere in dieselben ein, um sie durch diesen feindlichen Angriff und mit Gewalt der Waffen sich zu unterwerfen.

„Ihr kennet sehr wohl, ehrwürdige Brüder, das unverschämte Schreiben, welches von der piemontesischen Regierung, zur Rechtfertigung dieses ihres Raubes an unseren Kardinalsecretär gerichtet worden ist, worin sie sich nicht entblödete, anzukündigen, sie habe ihren Truppen den Auftrag gegeben, diese unsere erwähnten Provinzen zu besetzen, wofern nicht die Ausländer entlassen würden, welche in unser kleines Heer eingereiht worden sind, ein Heer, welches überdies nur zur Unterhaltung der Ruhe des Kirchenstaats und seiner Völker errichtet worden war. Ihr wisset ferner, daß dieselben Provinzen von den piemontesischen Truppen fast in dem nämlichen Augenblicke besetzt worden sind, wo jenes Schreiben hieher gelangte. Es muß aber jedermann auf das stärkste erregt und mit der höchsten Entrüstung erfüllt werden, wenn er die lügenhaftesten Anschuldigungen, die Verleumdungen und Schmähungen erwägt, mit welchen diese Regierung sich nicht schämt, ihren derartigen feindlichen und gottlosen Angriff gegen die weltliche Herrschaft der römischen Kirche zu beschönigen und Hand an unsere Regierung zu legen. Wer muß nicht staunen, wenn er hört, daß unsere Regierung deßwegen getadelt wird, weil Ausländer in unser Heer aufgenommen worden sind, da doch keiner rechtmäßigen Regierung je das Recht bestritten werden kann, auch Fremde unter ihre Truppen aufzunehmen? Und dieses Recht besitzt gerade vorzugsweise unsere und dieses heiligen Stuhles Regierung, weil der römische Pabst als gemeinsamer Vater aller Katholiken mit Freuden alle jene Katholiken aufnehmen muß, die aus religiösen Gründen unter den päbstlichen Truppen dienen und zum Schutze der Kirche das Ihrige beitragen wollen. Auch das müssen wir noch hervorheben, daß diese Theilnahme auswärtiger Katholiken gerade

durch die Gottlosigkeit jener hervorgerufen worden ist, welche die weltliche Herrschaft dieses heiligen Stuhles angegriffen haben. Die ganze katholische Welt wurde von Unwillen und Trauer ergriffen, als es zu ihrer Kunde gelangte, daß ein so gottloser und ungerechter Angriff gegen die weltliche Herrschaft des apostolischen Stuhles stattgefunden habe, und daher kam es, daß so viele Gläubige aus den verschiedenen Ländern der christlichen Welt von freien Stücken und mit größter Freudigkeit in den Kirchenstaat eilten und hier unter unsere Streitmacht sich aufnehmen ließen, um unsere, des hl. Stuhles und der Kirche Rechte, tapfer zu vertheidigen. Es ist also weiter nichts, als eine ausgesuchte Bosheit der piemontesischen Regierung, wenn sie unsere Soldaten verleumderischer Weise mit dem Namen Söldner zu brandmarken wagt, da viele von unseren eingeborenen und fremden Soldaten aus edlem Geschlechte entsprossen sind, den Namen berühmter Familien tragen, und einzig aus Liebe zur Religion, ohne irgend einen Vortheil unter unseren Truppen dienen wollten. Die piemontesische Regierung weiß auch ganz wohl, wie sehr unser Heer durch Treue und Loyalität sich auszeichnet, indem sie selbst wohl erfahren hat, daß alle zur Verführung unserer Soldaten angewandten Listen und Künste vergeblich gewesen sind.

„Bei der Anklage der Wildheit und Barbarei aber, die frevelhafter Weise gegen unsere Truppen erhoben worden ist, brauchen wir zur Widerlegung nicht zu verweilen, da die Verleumder auch nicht einen einzigen Beweis anzuführen vermögen, und die Klage vielmehr gegen ihre Urheber gekehrt werden kann, wie die bekannten wilden Proklamationen der Führer des piemontesischen Heeres offenbar beweisen.

„Viel wichtiger aber noch ist der Umstand, daß unsere Regierung nicht einmal eine Ahnung von einem solchen Angriff haben konnte, da ihr versichert worden war, die piemontesischen Truppen

hätten sich an unserem Gebiete zusammengezogen, nicht um in dasselbe einzufallen, sondern vielmehr um die Haufen der Ruhestörer von ihm ferne zu halten. Unser Oberbefehlshaber konnte darum auch nicht entfernt voraussetzen, daß er mit dem piemontesischen Heere werde kämpfen müssen. Als er aber, nachdem sich wider alles Erwarten das Gegentheil herausgestellt, sah, daß ein feindlicher Angriff von jenem Heere gemacht worden sei, welches durch die Zahl der Streiter und durch die Gewalt der Waffen weit überlegen war, so faßte er den weisen Entschluß, sich in die Festung Ankona zurückzuziehen, damit unsere Soldaten nicht leicht der Gefahr der Hinmordung ausgesetzt seien. Da er aber auf dem Wege dahin durch die hereinbrechenden Truppen der Feinde abgeschnitten wurde, so mußte er kämpfen, um sich mit seinen Soldaten durchzuschlagen.

„Während wir aber hier das verdiente und gebührende Lob dem erwähnten Oberfeldherrn unserer Truppen, ihren Führern und Soldaten ertheilen, welche, durch den unerwarteten feindlichen Angriff herausgefordert, für die Sache Gottes, der Kirche, des apostolischen Stuhles und der Gerechtigkeit tapfer, wenn auch mit sehr ungleichen Kräften gekämpft haben, können wir uns des Weinens kaum enthalten bei der Erwägung, wie viele tapfere Soldaten und namentlich wie viele auserlesene Jünglinge, die aus religiösen und edlen Gründen zum Kampfe sich entschlossen, bei diesem ungerechten und grausamen Einfalle ihr Leben lassen mußten.

„Am tiefsten betrübt uns die Trauer, welche dadurch über ihre Familien gekommen ist. O, könnten wir doch die Thränen dieser Familien durch unsere Worte trocknen! Wir vertrauen übrigens, daß diese ehrenvolle Erwähnung ihrer verstorbenen Söhne und Verwandten ihnen zum Trost gereichen werde; sie haben dieselbe wegen ihrer Treue, Anhänglichkeit und Liebe zu uns und dem hl. Stuhle verdient und der christlichen Welt ein Beispiel gegeben,

das mit dem Ruhme ihres Namens unsterblich sein wird. Und wir erheben uns an der Hoffnung, daß alle jene, welche diesen glorreichen Tod für die Sache der Kirche gestorben, auch jenes ewigen Friedens und jener Seligkeit theilhaftig werden, die wir von dem allmächtigen und gütigen Gott erfleht haben und weiter zu erflehen nie unterlassen werden. Gleichzeitig wollen wir auch unsern geliebten Söhnen, den Statthaltern der Provinzen, besonders jenen von Urbino-Pesaro und Spoleto, die in dieser traurigen Zeit ihre Amtspflichten mit Eifer und Standhaftigkeit erfüllt haben, das verdiente Lob zu Theil werden lassen.

„Nun aber, ehrwürdige Brüder, wer wird sie dulden können die unerhörte Unverschämtheit und Heuchelei, mit welcher jene schmählichen Menschen, die in unser Land eingefallen, in ihren Programmen es auszusprechen wagen, sie kämen in unsere und andere italienische Provinzen, um dort die Grundlagen der sittlichen Ordnung wieder herzustellen? Und das wird von Leuten gesagt, die der katholischen Kirche und ihren Dienern und Angelegenheiten schon längst den Krieg erklärt haben, welche die kirchlichen Gesetze und Censuren verachten, erlauchte Kardinäle der hl. römischen Kirche und Bischöfe, sowie die bewährtesten Männer des Säcular- und Regularklerus in den Kerker geworfen, religiöse Genossenschaften aus ihren Klöstern vertrieben, Hand an das Kirchengut gelegt und die weltliche Herrschaft dieses hl. Stuhles verwüstet haben!

„Sollen vielleicht die Grundlagen der sittlichen Ordnung von jenen Leuten wieder hergestellt werden, die öffentliche Schulen für jede falsche Lehre und sogar lüderliche Häuser gründen, die durch abscheuliche Schriften und Darstellungen auf der Bühne Scham, Ehrbarkeit und Tugend verletzen und vertilgen und die heiligen Geheimnisse unserer göttlichen Religion, ihre Sacramente und Lehren, ihre Institute und Diener, ihre Gebräuche und Cere-

monien dem Spotte und der Verachtung preisgeben, alles Rechtsgefühl zu vertilgen und die Grundlagen der Religion sowohl als der bürgerlichen Gesellschaft zu erschüttern und zu zerstören suchen?

„Der König von Sardinien und seine Regierung haben also wider alle Gesetze und Gerechtigkeit, und das allgemein giltige Völkerrecht einen ungerechten, feindseligen und verabscheuungswürdigen Angriff gegen unsere und des hl. Stuhles weltliche Herrschaft unternommen, und wir, unserer Pflicht eingedenk, erheben zum zweitenmal laut unsere Stimme in dieser Eurer erlauchten Versammlung und vor der ganzen katholischen Welt, um alle die schmählichen und sacrilegischen Attentate dieses Königs und seiner Regierung zu verdammen und zu verwerfen, und alle ihre Acte für null und nichtig zu erklären, indem wir gleichzeitig die Integrität der weltlichen Herrschaft der römischen Kirche und ihrer Rechte, welche allen Katholiken gehören, wiederholt zurückfordern und zurückzufordern auch nie unterlassen werden.

„Wir können es indessen nicht verhehlen, ehrwürdige Brüder, daß der bitterste Schmerz uns deßwegen niederdrückt, weil wir bei diesem sündhaften und nie genug zu verabscheuenden Angriffe fremde Hilfe wegen allerlei Schwierigkeiten, die erhoben sind, immer noch vermissen. Die wiederholten Erklärungen, die uns von einem der mächtigsten Fürsten Europas gemacht worden, sind Euch ja bekannt. Während wir unterdessen schon lange auf die Wirkung warten, welche diese Versprechungen hervorbringen sollen, sehen wir nicht ohne Besorgniß, daß die Urheber und Begünstiger jener schändlichen Usurpation kühn und frech auf ihrem schmählichen Vorsatz beharren und ihr Werk fortsetzen, als hätten sie die feste Versicherung, daß niemand ihnen entgegentreten werde.

„Diese Schlechtigkeit aber ist so weit gediehen, daß durch die Truppen des feindlichen sardinischen Heeres, die fast vor den Mauern dieser unserer Stadt stehen, der Verkehr gehemmt, öffentliche

und Privatverhältnisse gefährdet, Sendungen aufgefangen, und, was das Wichtigste, der oberste Bischof der ganzen Kirche in die Lage gebracht ist, daß er nur äußerst schwer für die Angelegenheiten der Kirche selbst so, wie die Sache es erfordert, sorgen kann, weil die Wege, durch welche wir mit den verschiedenen Theilen der Erde in Verkehr stehen, größtentheils abgesperrt sind. Ihr sehet ein, ehrwürdige Brüder, daß in einer so schwierigen Lage, und wo so viele Dinge in Gefahr schweben, die traurige Nothwendigkeit uns selbst dazu treibt, daß wir, selbst wider unsern Willen, auf Mittel und Wege sinnen müssen, um unsere Würde zu wahren.

„Mittlerweile können wir nicht umhin, außer anderem jenes traurige und gefährliche Princip zu beklagen, welches man das der Nichteinmischung nennt. Es ist noch gar nicht lange her, daß dieses Princip von einigen Regierungen unter stillschweigender Duldung der anderen proklamirt worden ist, und nun wird es sogar in Anwendung gebracht, wenn es sich um den ungerechten Angriff irgend einer Regierung gegen eine andere handelt, so daß die Straflosigkeit bei Angriffen auf fremde Rechte und fremdes Eigenthum, selbst gegen alles göttliche und menschliche Recht, dadurch eine Sanction zu erhalten scheint, wie wir es eben in diesen traurigen Zeiten erleben.

„Es ist daher nur zu verwundern, daß es der einzigen piemontesischen Regierung erlaubt ist, dieses Princip ungestraft zu verletzen und mit Füßen zu treten, indem sie, unter dem ruhigen Zuschauen von ganz Europa, mit einem feindlichen Heere in fremde Länder einbricht und die rechtmäßigen Fürsten aus denselben vertreibt, woraus denn die gefährliche Absurdität sich ergibt, daß eine fremde Intervention nur dann zugelassen wird, wenn die Revolution zum Ausbruche gebracht und gehegt werden soll.

„Daraus ergibt sich für uns eine erwünschte Gelegenheit, alle Fürsten Europas daran zu mahnen, daß sie in ihrer bewährten Würde und Weisheit reiflich es erwägen, welche und wie große Uebel in jenem verabscheuungswürdigen Ereignisse sich aufhäufen, das wir beklagen. Es handelt sich nämlich um eine ungeheure Rechtsverletzung, welche gegen das allgemeine Völkerrecht frevelhaft verübt worden ist; wird diese nicht ganz und gar zurückgewiesen, so gibt es künftighin für kein legitimes Recht Sicherheit und Bestand mehr. Es handelt sich um das Princip der Revolution, welcher die sardinische Regierung in gemeinster Weise dient; wie viele Gefahren aber daraus für jede Regierung tagtäglich erwachsen, und welches Verderben daraus für die ganze bürgerliche Gesellschaft hervorgeht, indem dadurch dem Communismus die Wege gebahnt werden, — das liegt auf der Hand. Es handelt sich um die Verletzung feierlicher Verträge, welche, wie die Integrität der übrigen europäischen Regierungen, so auch jene der weltlichen Herrschaft des Pabstes geschützt wissen wollen. Es handelt sich um die gewaltige Zersplitterung jener Herrschaft, welche durch einen besonderen Rathschluß der göttlichen Vorsehung dem römischen Pabste gegeben worden ist, um sein apostolisches Amt über die ganze Kirche mit voller Freiheit auszuüben. Und diese Freiheit sollte ohne Zweifel allen Fürsten sehr am Herzen liegen, damit der Pabst selbst den Einwirkungen irgend einer weltlichen Macht nicht unterworfen, und so ebenfalls für die geistliche Ruhe jener Katholiken, welche in den Ländern dieser Fürsten wohnen, gesorgt sei.

„Es sollten also alle Fürsten überzeugt sein, daß unsere Sache mit der ihrigen innigst verbunden ist, und daß, wenn sie uns Hilfe leisten, sie ebenso für ihre Rechte, wie für die unsrigen sorgen. Mit dem größten Vertrauen ermahnen und beschwören wir sie also, daß sie uns, ein jeder nach seiner Stellung und nach den

Verhältnissen, Hilfe leisten möge. Namentlich vertrauen wir, daß die katholischen Fürsten und Völker alles aufbieten, um nach ihrer gemeinsamen Pflicht den Vater und Hirten der allgemeinen Heerde des Herrn, welcher eben durch die vatermörderischen Waffen eines entarteten Sohnes bedroht ist, auf alle mögliche Weise zu unterstützen und zu vertheidigen.

„Da Ihr daher wisset, ehrwürdige Brüder, daß wir alle unsere Hoffnung auf Gott setzen müssen, der unser Schutz und unsere Zuflucht ist in der Trübsal, der da verwundet und wieder Balsam in die Wunde gießt, züchtiget und wieder heilet, — so wollen wir unter Anrufung des so mächtigen Schutzes der unbefleckten und allerseligsten Jungfrau und Gottesmutter Maria und der Fürbitte der seligen Apostel Petrus und Paulus, in vollem Glauben und der ganzen Demuth unseres Herzens unser eifriges und inbrünstiges Gebet unabläßig an ihn richten, daß er mit seinem gewaltigen Arme den Hochmuth seiner Feinde zu Schanden mache; daß er diejenigen bewältige, welche uns Gewalt anthun; daß er alle Feinde seiner heiligen Kirche demüthige und niederschlage und durch die allmächtige Kraft seiner Gnade es bewirke, daß alle Irrenden wieder zum Bewußtsein kommen und über ihre ersehnte Bekehrung die heilige Kirche so bald als möglich ein Freudenfest feiern könne.

Lamoricières christlicher Tod.

Was für Lamoricière eine Schlappe sein sollte, das wurde für ihn nach Gottes Fügung ein ebenso seltener, als zarter und unvergänglicher Ruhm. Er zählte an hervorragender Stelle zu denen, welche in dem großen Kampf zwischen Gut und Bös Zeugen Gottes sind und Bürgen des Guten, der Ehre und der Gerechtigkeit. Nur eine Handvoll junger Leute, ganz gering an Zahl, folgte

dem Rufe eines so herrlichen, eines so lockenden Beispiels; und unter allen Zeichen des Verfalls oder der Umgestaltung Europas gibt es kein beunruhigenderes und demüthigenderes als die Geringheit dieser Zahl. „Ihre kleine Zahl ehrt uns, aber sie klagt uns an", sagte ein im edlen Kampf gefallener Held; und er hatte nur allzusehr Recht. Aber die kleine Zahl war für Lamoricière groß genug, um damit zu erreichen, was er wollte und konnte; sie war groß genug, um Frankreichs Ehre zu retten, das dem heiligen Vater zu Hilfe kam, während ihn Europa schmählich im Stiche ließ; sie war namentlich groß genug, um dem Lügenwerk der piemontesischen Usurpation die Maske herunterzureißen, und die heuchlerischen Hände, welche sich auf die Schulter und die weiße Soutane des Stellvertreters Jesu Christi legen wollten, blutig zu machen.

War dies geschehen, so blieb ihm nichts mehr übrig als zu sterben, wie er gestorben. Der Tod fand ihn außerhalb des Bettes, wachend, entschlossen, ungebeugt, wie in den Tagen seiner Jugend, als er ihm täglich ins Angesicht schaute. Er fand ihn voll Muth und Glauben. „Sie war sanft gegen den Tod, wie sie es gegen das Leben gewesen", sagte Bossuet über seine Henriette von England. Von unserm Helden hätte er gesagt: er war stark gegen den Tod, wie er es gegen das Leben gewesen; er hätte diesen Soldatentod, der dazu noch, wie Mgr. Pius sagt, der Tod eines Heiligen war, mit seinen unsterblichen Worten verherrlicht.

Der Tod ergriff den muthigen General, ohne ihn zu überraschen; Lamoricière war immer bereit.

Der Tod kam plötzlich, unversehens, wie wenn er sich gescheut hätte, den tapferen Mann anderswo zu holen als auf dem Schlachtfeld. Niederbeugen konnte er ihn nicht: er raffte ihn stehend dahin.

Der General war auf dem Schlosse Prouzel und bereitete sich auf die Rückkehr seiner Frau vor, welche wegen eines Kehl-

kopfleidens sich in die Pyrenäenbäder begeben hatte. Er wiegte sich in den Freuden des Wiedersehens; denn seine Seele, unter dem Harnisch von Eisen, war im Innern des häuslichen Herdes den sanftesten und innigsten Rührungen zugänglich. Lamoricière war voll Zärtlichkeit gegen seine Töchter, und voll Liebe, Hochachtung und Anhänglichkeit gegen den Schutzengel seines Lebens, gegen seine Frau.

Plötzlich, es war in der Nacht vom 11. auf den 12. September 1865, fast am Jahrestag von Castelfidardo, plötzlich bekam er einen heftigen Erstickungsanfall: es war dies die Folge der Strapazen in Afrika während seiner beschwerlichen Feldzüge, Schmerzen, die auch ein so wunderbar starkes Temperament nicht zu überwinden vermochte.

Er steht auf, ruft, verlangt einen Priester. Man eilt, man kommt herbei: der General geht noch hin und her. Er greift, nach dem Ausspruch eines ausgezeichneten Bischofs, nach seinem Crucifix, wie er sonst nach dem Degen gegriffen. Das Bild des göttlichen Heilands drückt er an seine Brust. Der Pfarrer von Prouzel erscheint. Unter seiner segnenden Hand neigt sich Lamoricière und knieet nieder, um nicht mehr aufzustehen.

Sein letzter Gedanke galt Frankreich, seiner Familie, Pius IX. Gott verlangte von ihm als letztes Opfer, daß er fern von den Seinigen, fern von seiner Armee, fern vom Pabste sterben sollte: der Held nahm auch dieses Opfer an.

Der Bischof von Amiens berichtete in seiner Lobrede auf den christlichen Helden mit tief bewegter Beredtsamkeit einige rührende Umstände aus seinen letzten Augenblicken.

Der Redner erzählte, wie Lamoricière am Sonntag dem Gottesdienst in der Pfarrkirche beiwohnte, wie er den Abend in der Gesellschaft seines Pfarrers zubrachte und dann in der Nacht von einer heftigen Beklemmung aufgeweckt wurde. Als er sich

schon dem Tode nahe fühlte, sprach er: „Herr Pfarrer! schnell, Herr Pfarrer!“ Und als der Tod immer näher kam, ergriff er sein Crucifix, wie er einst nach dem Degen gegriffen hatte; er knieete nieder, und in dieser Stellung, das Crucifix an die Brust gedrückt, findet ihn der Pfarrer und ertheilt ihm die Absolution; denn er lebte noch, und bald darauf gab er seinen Geist auf.

Diese einfache und rührende Erzählung machte auf die Zuhörer den tiefsten Eindruck. Als der Prälat zum Schluß dem christlichen Helden die herrlichen Worte des hl. Apostels in den Mund legte: Ich habe den guten Kampf gekämpft, den Lauf vollendet, den Glauben bewahrt: im übrigen ist mir die Krone der Gerechtigkeit hinterlegt, welche mir an jenem Tage geben wird der Herr, der gerechte Richter; als er mit väterlicher Stimme seine Zuhörer ermahnte, daß sie gut leben sollten, um gut sterben zu können, da wurde mehr als eine ernste Erwägung angestellt, mehr als ein Vorsatz gemacht; denn das Eigenthümliche der christlichen Beredtsamkeit besteht darin, daß sie die Menschen zur Besserung des Lebens stimmt.

Mgr. Pius rief in seiner Leichenrede auf den großen General aus:

„Was kann es Bewunderungswürdigeres und Erhabeneres geben! Die letzte Nacht, nachdem er das Tagewerk zwischen demüthigem Gebete im Hause des Herrn und dem Studium der Kirchengeschichte getheilt, in welcher auch er ein Blatt, und zwar ein glänzendes Blatt erhalten wird: noch ein Wort, um den Priester zu rufen; noch ein Ruf, um sich die Gnade der Absolution zu verschaffen; die schnell dahinfließenden Augenblicke außerhalb des Bettes, in der Einsamkeit hingebracht, das Crucifix in den Händen; und endlich der letzte Augenblick, der ihn in voller Anbetung, in voller Vorbereitung, auf den Knieen vor seinem Gott findet! Kann man sich ein edleres und christlicheres Lebensende denken,

einen seligeren Tod, wenn er so plötzlich auftritt? Er mußte nicht tropfenweise die Bitterkeit der Trennung von den Seinigen kosten, von der edlen Frau, die stets seiner würdig war, die Gott ihm zur Lebensgefährtin und zum Lichte geschenkt; sodann von Töchtern, an denen er mit der Zärtlichkeit und leidenschaftlichen Aengstlichkeit eines alten Soldaten gehangen. Aus dem Schooße seiner verborgenen und lästigen Muße ist er nun in die ewige Thätigkeit, in einen Glanz und Ruhm versetzt, den niemand ihm wird rauben können. Welch ein siegreicher Auszug aus der Verbannung hienieden! Welch ein triumphirlicher Eintritt in das himmlische Vaterland, in die Armee der Auserwählten, der Bekenner des Glaubens, der Ritter Christi: Te martyrum candidatus laudat exercitus*)!

„Wie liebt und schätzt er jetzt die fünfzehn Jahre menschlicher Ungnade, wo die göttliche Gnade ihn ergriff und durch Dornen und Kreuz, durch Plackereien und Unfälle, durch Angst und Bitterkeit zur christlichen Krönung seiner Laufbahn führte!"

Leichenfeier des Generals.

Die schmerzliche Nachricht vom Tode Lamoricières wurde schnell bekannt und verursachte allgemeine Trauer. Aller Zwist hörte auf, um dem großen Todten den schuldigen Tribut der Gerechtigkeit und Ehrfurcht darzubringen.

Frankreich fand sich ganz wieder; es dachte nur an den unermeßlichen Verlust, den es erlitten; es wollte sich nur dieses Sohnes würdig zeigen, der sein Vaterland so sehr geliebt und ihm so edle Dienste geleistet hatte; es fühlte sich unglücklich ob des Schlages, der ihm einen solchen Diener raubte.

---

*) Dich preist das weiße Heer der Martyrer.

Der Leichenzug war ein Trauer= und ein Triumphzug zugleich. Von Prouzel nach Amiens, von Amiens nach Paris, durch Paris hindurch, von Paris nach Nantes, und in Nantes selber wurden den körperlichen Ueberresten des Helden Ehren aller Art erwiesen. Alte Soldaten, die sich unter die Landleute mischten; alte Freunde, die herbeikamen, um ihm unterwegs und in den Straßen der Hauptstadt ihre Huldigung darzubringen; der Klerus zweier Diöcesen nebst ihren Bischöfen, Militärabtheilungen, Arbeiter, päbstliche Freiwillige, Publicisten, Gerichtspersonen und Staatsmänner: alles war vertreten, was noch Sinn für den Glauben, für Opferwilligkeit, für Würde und Unabhängigkeit im Herzen trägt.

Und dort oben hat ihm Gott ohne Zweifel schon jene Krone verliehen, die denen aufbewahrt ist, welche die Kämpfe des Herrn tapfer kämpfen.

Bei der Rede, welche General Trochu am Sarge des Generals Lamoricière hielt, flossen reichliche Thränen aus den Augen der Zuhörer. Sie wurde von einem Ende Frankreichs bis zum andern gelesen mit tiefer Rührung. Welch eine Sprache! welch ein Aufschrei der Seele! Der große Todte fand einen Lobredner seines Schlags, und das große Herz, das zu schlagen aufgehört, mußte einen Augenblick zittern. General Trochu ging mit wenigen Worten alle Leiden und alle Ehren seines Freundes durch. Er sprach „von dem letzten Blatte seines Lebens“, als ein Mann, der die Größe faßt und sich nicht scheute, „gegen diejenigen zu protestiren, die ihn zu brandmarken suchten, weil sie die Erhabenheit der That mißkannten, welche sein Andenken unsterblich machen wird.“

Der alte Waffenbruder Lamoricières feierte in dem Dahingegangenen den christlichen Helden. Es machte einen mächtigen Eindruck, als er die Hand über den Sarg des Vertheidigers des Pabst=

thums ausstreckte und die Worte sprach: „Wir schwören auf diesem Grab, wie er, als ergebene und treue Bretonen zu leben und zu sterben.“ Die Bretagne, welche ihre Schuld an die Sache des hl. Stuhls so reichlich bezahlte, wird diese Worte mit heiligem Stolze vernehmen, und der Eifer aller Katholiken neues Leben und neue Wärme daraus schöpfen. Der Eid auf den Sarg Lamoricières ist der Eid aller Leute von Herz und Ehre; Herz und Ehre haben durch den Mund des berühmten Generals Trochu gesprochen: sind auch die Schwierigkeiten und Prüfungen groß, die Hingebung wird noch viel größer sein.

Graf de Quatrebarbes sprach mit vom Schmerz unterdrückter Stimme und mit einem Ausdruck des Herzens, der sich nicht wiedergeben läßt, folgendes:

„Meine Herren! Gestatten Sie nach den beredten Worten, die Sie soeben vernommen, einem Freund des Generals, einem Zeugen seines letzten Kampfes, auf diesem Grabe zu weinen und zu beten. Gott hat es anders beschlossen, als wir so gerne glaubten und hofften; er hat das Haupt seines Dieners, statt mit einem vergänglichen Ruhme, mit einer unsterblichen Krone umgeben. Auch nur einen Augenblick daran zu zweifeln, wäre fast eine Gotteslästerung.

„So bete nun vom Himmel herab, mein lieber General, für die Kirche, für welche du zu jeder Stunde des Tages dein Blut und Leben hingegeben hättest. Bete zu Gott für die heldenmüthige Armee, die du gebildet hast; dein unbeugsamer Muth, deine Liebe zur Kirche möge in Seele und Herz dieser tapferen Jünglinge übergehen! Der Tag des Triumphes nahet gewiß, aber vorher wird es noch einen heißen Kampf kosten; möge Gott ihnen zu Hilfe kommen! Mein General! dein Geist, dein Andenken und dein Glaube belebe sie und mache sie zu Helden, wie ihre Vorgänger von Castelfidardo, jener Burg des Glaubens, deren

unsterblichen Namen die Annalen der Kirche bewahren werden! Mögen sie wie jene bereit sein, für die Vertheidigung des Stellvertreters Jesu Christi zu sterben; oder vielmehr mögen sie leben und triumphiren und so meine Hoffnung und meinen Glauben verwirklichen!“

In einem Briefe des Bischofs von Angers heißt es:

„O, wenn Glaube und Dankbarkeit dem Andenken Lamoricières einst ein Denkmal errichten, so darf der Künstler die Gedanken dazu nicht anders woher suchen. Hier ist er ganz, der christliche Held: das Auge gen Himmel gerichtet, das Crucifix auf der Brust, und ohne Zweifel neben sich als eine beredte Zusammenfassung seines großen Lebens, den Degen von Constantine, noch mit dem Blute von Castelfidardo gefärbt.“

Frau von Lamoricière, die edle Lebensgefährtin des großen Generals, den Frankreich und die Kirche beweinen, empfing in ihrem tiefen Schmerze sehr zahlreiche Beweise rührender Theilnahme.

An eine von den Familien der päbstlichen Zuaven, die unter ihrem Gemahle gedient hatten, richtete sie folgende Antwort:

„Le Chillon, den 15. Oktober 1865.

„Mein Herr!

„In meinem tiefen Schmerz konnte mir nichts angenehmer sein als die Wahrnehmung, daß ihn so viele edle Herzen theilen, welche für die heiligste Sache schlagen, für jene Sache, die sie unter der Anführung dessen, den ich beweine, vertheidigten, und dessen Andenken, wie ich fest vertraue, den Muth aufs neue erwecken und beleben wird.

„Möchte die Erinnerung an ihn und sein Schutz von oben dem hl. Stuhle neue Vertheidiger erwecken! Wir werden seinen Triumph erleben; und aus dem himmlischen Vaterlande wird er, der seine Fahne hoch gehalten, die Anstrengungen der Soldaten,

deren Mission noch nicht beendiget ist, mit seinem Beifall und mit seiner Fürbitte begleiten. Sehnlicher als je wünsche ich den Triumph der Kirche herbei; vereinigen wir daher unsere Gebete und Arbeiten für diesen heiligen Zweck.

„Wollen Sie, mein Herr, in meinem Namen allen unsern Freunden aussprechen, wie sehr mich ihre Theilnahme gerührt habe; und genehmigen Sie die Versicherung meiner vollkommensten Hochachtung und Dankbarkeit.

D. A. von Lamoricière.

Von Quimper erhielt sie eine mit zahlreichen Unterschriften bedeckte Adresse, die im Impartial veröffentlicht wurde und so lautet:

„Madame!

„Tief gerührt von dem Unglück, das Sie betroffen, bitten wir Sie, den Ausdruck unserer schmerzlichen Theilnahme entgegenzunehmen.

„Der erlauchte Gemahl, dessen Tod Sie beweinen, gehört ganz Frankreich an, wo die beredtesten Stimmen an seine Ansprüche auf Ehre und Ruhm und an die Dienste erinnern, die er dem gemeinsamen Vaterlande leistete. Aber die Bretagne nennt ihn ganz besonders den ihrigen. In der Bretagne ist er geboren; die Bretagne schätzte sich glücklich, ihn zu besitzen; die Bretagne verehrte in ihm den würdigsten und höchsten Ausdruck der Gesinnungen des Glaubens und der Ehre, deren edle Traditionen sie bewahrt.

„Unsere Blicke folgten dem General Lamoricière in allen Phasen seiner glänzenden Laufbahn, auf dem Schlachtfeld wie im politischen Leben. Als wir aber sahen, wie er, zum höchsten Rang der Krieger Frankreichs emporgestiegen, sein starkes Schwert dem Dienste des ungleichsten Kampfes weihete, und, ohne an die überlegenen Kräfte des Feindes zu denken, gegen die gehässigste und unbilligste Unterdrückung für die Gerechtigkeit in die Schranken

trat, da konnten wir die muthige und christliche Selbstverleugnung bewundern, die ihn bei solch edlem Unternehmen beseelte.

„Diese Erinnerungen, welche den süßesten Trost Ihrer frommen Seele ausmachen, die von der Bitterkeit einer grausamen Trennung so schwer betroffen worden, bewahren auch wir dem großen General, dessen Verlust wir mit Ihnen beklagen.

„Wann werden sie endigen, diese Tage der Trauer, womit Gott seine Kirche heimsucht? Wir wissen es nicht; aber das wissen wir, daß die katholische Welt, wie auch das Buch des Lebens, das Andenken an die Krieger bewahren wird, welche für die Unabhängigkeit des päbstlichen Stuhles kämpften, und daß die treue Bretagne sich des Generals und der vielen Soldaten, die sie die Ehre hatte, für die Vertheidigung dieser heiligen und heldenmüthigen Sache zu stellen, stets mit edlem Stolze rühmen wird.

„In diesen Gesinnungen und Gefühlen, Madame, schließen wir uns Ihren Schmerzen an.

„Ar. von Kerangal."

Wir müssen gestehen: Lamoricière in Triumph und Freude, als französischer Marschall, als Sieger bei Alma und Magenta, von der neugierigen Menge begrüßt, vom Glücke betäubt und gleichsam gemästet, wäre aus der glänzenden Schaar der glücklichen Generäle nicht hervorgetreten und hätte keinen anderen Ruhm erreicht, als den militärischen Ruhm, der in Frankreich jederzeit heimisch war. Sein Bild in den Gallerien von Versailles, unter so vielen anderen, hätte nur einen alltäglichen und vorübergehenden Eindruck gemacht. Aber Lamoricière, vom Glücke verrathen, vom Unglück verfolgt, proscribirt, verhöhnt; Lamoricière als Besieger der Anarchie und Opfer der Dictatur; Lamoricière, bei Castelfidardo besiegt und in Ankona gefangen; Lamoricière, die Unbild des Schicksals mit christlicher Ruhe und Würde tragend; sodann sterbend, ganz allein, außerhalb des Bettes und das Cru=

cifix in der Hand: das ist eine Persönlichkeit, die auf einmal aus den gewöhnlichen Reihen heraustritt, um auf die höchsten Spitzen der menschlichen Bewunderung emporzusteigen; das ist ein ganz besonderer Ruhm, der die Seele verjüngt, der sie reinigend und läuternd erhebt, und den man gegen keinen andern eintauschen möchte. (Mgr. Pius.)

Der Jahrestag von Castelfidardo.

Die Kirche ist nicht undankbar; sie bewahrt allen denen, die ihr gedient haben, die Erinnerung des Herzens.

In vielen Kathedralen und Pfarrkirchen wurde für die Seelenruhe des großen Generals gebetet. In der Todtenkapelle des hl. Philibert hielt Abbé Richard, Generalvikar der Diöcese Nantes, welcher die Feier vornahm, folgende Anrede:

„Meine Herrn!

„Vielleicht sollte ich nach den so schönen, so beredten und bewegten Worten, die Sie soeben vernommen, schweigen. Aber habe ich nicht an dem Sarge des berühmten Generals, den wir beweinen, eine Pflicht zu erfüllen? Unser Bischof ist nicht hier; eine Krankheit hat es ihm unmöglich gemacht, in dieser Versammlung von Katholiken, welche dem eifrigen Vertheidiger der Kirche eine letzte Huldigung darbringen, persönlich zu erscheinen, und ich soll in seinem Namen auf dieses geliebte und verehrte Grab den Ausdruck seines tiefsten Schmerzens niederlegen.

„Sie wissen es, meine Herren, das Herz des Bischofs und das Herz des Generals hatten einander wunderbar verstanden. Nach dem glorreichen Tag von Castelfidardo, wo Gott, um mich des Ausdrucks Bossuets zu bedienen, es zugelassen, daß die Prüfung dem General Lamoricière eine gewisse Vollendung verlieh, welche großen Tugenden durch das Unglück zu Theil wird, war

sein Bischof, unser Bischof, der erste, welcher seine Stimme erhob und vor aller Welt die Verwahrung aussprach, daß die Gewalt nicht vor dem Rechte gehe.

„Ich gedenke des Tages, an welchem wir dem großen Kriegshelden die Denkmünze zum Gedächtniß an seine Hingebung an den hl. Stuhl überreichten. Im Heiligthum der Familie legten wir das Unterpfand liebender Bewunderung, die ihm seine Landsleute, die Katholiken dieser Diöcesen, zollten, in seine Hände nieder. Ihm zur Seite stand die Frau, die so würdig war, den Heldenmuth seiner Hingebung zu verstehen und zu theilen, die heute in so tiefe Trauer versenkt ist, aber durch die Tröstungen des Glaubens wunderbar gestärkt wird. Der General war über die Beweise unserer ächt bretonischen Liebe sehr gerührt, und wir waren es mit ihm; wir erinnerten uns an einen schönen Ausspruch des hl. Augustinus. Der Bischof spricht von den Kämpfen, Prüfungen und Demüthigungen der Kämpfer für die Wahrheit, und er schließt mit den wahrhaft erhabenen Worten: Sed veritas non humiliatur in eis.*) Die Vertheidiger der Kirche können einen Augenblick niedergeworfen werden; aber die Wahrheit, für welche sie kämpfen, wird nie gedemüthigt und besiegt: Veritas non humiliatur in eis.

„Es möge mir erlaubt sein, an den Ausspruch des heiligen Lehrers eine Erwägung anzuknüpfen, die aus diesem Grabe kommt, von welchem wir unsere Blicke nicht wegwenden mögen. Meine Herrn! es kommt ein Tag, wo der unvergängliche Ruhm der Wahrheit sich über ihre Vertheidiger ergießt und sie mit ihrem Glanze umgibt. Den Beweis dafür haben wir an diesem Grabe,

*) Aber die Wahrheit wird in ihnen nicht gedemüthigt.

das von einem doppelten Ruhme der schönsten Art erglänzt: von dem französischen Kriegsruhm und vom katholischen Ruhm.

„Und da die größten Dinge der Erde uns immer wieder auf die Ewigkeit hinweisen, so wollen wir — und das ist unser größter Trost — nicht vergessen, daß der berühmte General ein guter Christ war. Lassen Sie mich an diesem Sarge die Geheimnisse der christlichen Freundschaft offenbaren. Es ist eine Erinnerung, die mich stets im Innersten meiner Seele rührte. Am ersten Jahrestage von Castelfidardo sammelte sich voll lebendigen Glaubens und mit der edlen Einfalt seiner Tugend Lamoricière vor Gott und empfing die hl. Communion. Die große Seele erhob sich über das Getriebe der Erde und schöpfte aus der Erfüllung der Acte des christlichen Lebens die Energie der Pflicht.

„Und wenn wir eben seinen Sarg segneten und unsere Thränen auf ihn niederflossen, konnten wir mit sicherer Hoffnung auf Erhörung Gott bitten, daß derjenige, der hinieden durch den Glauben mit den Kindern der Kirche vereinigt war, im Himmel mit den verklärten Heiligen und Engeln vereinigt werden möge. Das war nicht nur unser Gebet, die wir hier versammelt sind, es war das Gebet der katholischen Kirche für ihren Vertheidiger."

Brief Pius' IX. an Lamoricières Wittwe.

Gott hatte in seiner Liebe dem berühmten General eine Lebensgefährtin geschenkt, die seiner würdig war und sich immerdar auf die Höhe der Ereignisse zu erheben wußte.

Mgr. Pius, Bischof von Poitiers, erzählte in seiner Leichenrede auf den muthigen General, mit einer Rührung, die alle seine Zuhörer ergriff, von den Gefühlen, welche das Herz der starken Frau beseelten, als sie den Tod desjenigen erfuhr, dem sie ihr Leben geweihet hatte.

„Ich weiß," sagt Mgr. Pius, „ich weiß, daß die edle Wittwe, nachdem sie aufs genaueste alle Einzelnheiten der letzten Augenblicke ihres Gemahls sich hatte erzählen lassen, nachdem sie erfahren, wie er mit aller Kraft das Crucifix an seine Lippen und an sein Herz preßte, wie er mit seinem Blicke zum göttlichen Heiland um Erbarmen flehte, folgende Worte sprach:

„Gott sei gebenedeit! Er wird nicht Zeit gehabt haben, sich „über unsere Abwesenheit zu betrüben, und der Gedanke an uns „wird ihn nicht vom Gedanken an Gott abgelenkt haben."

„Welch ein Glaube! welch eine Ergebung!"

— Das Memorial von Amiens und die Union de l'Ouest von Angers meldeten, Frau von Lamoricière habe einen eigenhändigen Brief vom Pabste erhalten.

In diesem Briefe drückt der hl. Vater der Wittwe des Generals die volle Theilnahme aus, die ihm ihr gerechter Schmerz einflößt; er erinnert sie an die Hochachtung, die er stets gegen General Lamoricière gehegt.

Die Espérance du peuple theilt folgendes Bruchstück aus dem Briefe mit:

„Kaum war mir die Nachricht von dem Tode des großen Generals Lamoricière, Ihres würdigen Gemahls, meine theuerste Tochter in Jesu Christo, zugekommen, als ich meine Augen zum Himmel erhob, um für die Seelenruhe des Abgeschiedenen zu beten, und dann meine Gedanken auf Sie und auf Ihre lieben und frommen Töchter richtete, indem ich den Schmerz über einen so großen Verlust mit Ihnen und Ihrer Familie theilte. Ich gedachte der Opfer, die ein so großer Mann für die Sache der Religion und des hl. Stuhles brachte, und die Gefühle meiner Liebe und Dankbarkeit gegen den katholischen General und gegen den Sohn, der an seiner Mutter, der hl. Kirche, mit so großer Zärtlichkeit gehangen, wuchsen mehr und mehr. Obgleich die Dankbarkeit in

mein Herz eingegraben bleibt, so wird doch mein Schmerz in dem Maße gelindert, als ich an den ächt christlichen Tod denke, dessen er gestorben, und an die Gefühle, die ihm vorausgingen. Trösten wir uns daher in Gott . . ."

Später erhielt Herr de France, Hauptmann im päbstlichen Generalstab, vom hl. Vater den zarten Auftrag, er solle der Frau von Lamoricière einen heiligen Leib aus den Katakomben überbringen, dem Pius IX. keinen andern Namen geben zu sollen glaubte, als den Namen des Generals: Christoph, Christusträger.

Der Osservatore romano vom 13. Sept. 1865 sagt:

„Der Telegraph bringt uns heute die Nachricht, daß General Lamoricière in der Nacht vom 10. auf den 11. d. M. auf seinem Landgut Prouzel bei Amiens unerwartet schnell gestorben ist.

„Er, der so oft, mit dem Degen in der Hand, muthig dem Tode ins Angesicht schaute, erwartete ihn, auf den Knieen liegend, mit dem Glauben und der Ergebung des gläubigsten und demüthigsten Christen, das Crucifix in der Hand haltend.

„Die Siege, die er in Algier erfocht, waren nur die Vorboten von größeren im Kampf gegen den höllischen Bund wider den Stellvertreter Jesu Christi.

„Von da an erhielt der Name des Helden von Castelfidardo, des Besiegers Abdelkaders, das Gepräge der Unsterblichkeit durch die Niederlagen von Castelfidardo und Ankona. Der Name Lamoricière, wie der Name des tapferen „Ritters ohne Furcht und Tadel" wird ihm zu größerem Ruhme gereichen, als alle menschlichen Auszeichnungen; er ist würdig des schönen Lobes, das auf der ihm vom römischen Magistrat überreichten Denkmünze steht: „Se et ante actos triumphos libenter devovit."

Bei Gelegenheit von Lamoricières Tod erließ der Prominister der Waffen an die päbstliche Armee folgenden Tagesbefehl:

„General Christoph Ludwig Leo Juchault von Lamoricière, unter den Feldherrn seines Jahrhunderts berühmt durch seine Tapferkeit, durch seine Tugenden, durch seinen fleckenlosen Namen, stand an eurer Spitze. Indem er mehr darauf bedacht war, dem edlen Zuge seines großen Herzens zu folgen, als mit Epaminondes sagen zu können: „Ich sterbe unbesiegt," eilte er auf den ehrenvollen Ruf, der aus dem Vatikan an ihn erging, zur Vertheidigung der Rechte des gemeinsamen Vaters der Gläubigen, des obersten Wächters der Freiheit und Würde des erlösten Menschengeschlechtes, herbei.

„Als einen zärtlichen Sohn der Nation, die sich rühmt, die älteste Tochter der Kirche zu heißen, entflammte ihn schon die Liebe zum Vaterlande zur Vertheidigung seiner Mutter, und er fürchtete nicht die Zahl, nicht die Hinterlist des Feindes. Ihr wisset, wie er besiegt worden. Er wartete nur auf die günstige Gelegenheit, sein Leben auf nützliche Weise zum Opfer zu bringen. Es hat Gott gefallen, ihn, vom Tode getroffen, aber nicht überrascht, in der Nacht vom 10. auf den 11. d. M. zu sich zu rufen. Christoph von Lamoricière starb, auf den Knieen liegend und das Crucifix in der Hand haltend.

„Bei dem so schmerzlichen Verlust desjenigen, der für die Pflicht, für die Ehre gelebt, ist uns eines geblieben: sein Beispiel, seine Erinnerung; möge der Ehrgeiz, eines so großen Führers würdig zu sein, alle Herzen erfüllen!

„Der feierliche Leichengottesdienst wird am Freitag, den 22. d. M., Morgens 10 Uhr, in der Kirche Ara Coeli gehalten werden.

„Der Prominister der Waffen:
„Xaver von Merode."

Des Generals Grab.

Je mehr die antikatholischen Ideen Ausbreitung finden, desto mehr verdoppeln auch die Feinde des hl. Stuhles ihre Angriffe und Gewaltthätigkeiten und hoffen den Untergang der päbstlichen Souveränetät zu erleben; — ein Beweggrund mehr für die Katholiken, auch ihre Hingebung und ihre Gaben zu verdoppeln.

Ein weiteres sehr tröstliches Zeugniß für die Treue Frankreichs gegen den hl. Stuhl ist der reißende Erfolg einer Subscription zur Errichtung eines Denkmals für den General Lamoricière. Die Katholiken haben begriffen, daß diese Subscription unter den gegenwärtigen Umständen ein Act des Glaubens ist. Die Subscription ergab in sechs Wochen 130,000 Fr. Erinnert man sich an andere, die für große Persönlichkeiten eröffnet wurden und höchstens 10,000 Fr. abwarfen, so muß der glänzende Erfolg der Subscription für General Lamoricière ernste und heilsame Erwägungen hervorrufen.

Oft ist die Uebersendung der bescheidenen Gabe eines Soldaten, einer Magd, eines armen Landpfarrers von einem rührenden Briefe begleitet; sie wollen in Lamoricières Person die Ergebenheit gegen den hl. Stuhl ehren.

Der berühmte Bischof von Poitiers hatte also Recht, wenn er am Schlusse der herrlichen Leichenrede, die er vor einer großen Menge von Gläubigen aus allen Ständen der Gesellschaft in der Kathedrale hielt, sagte:

„Herr, mein Gott! Du hast Frankreich für die Kirche erschaffen, und nie wird Frankreich seiner Mission ganz untreu werden. Das Naturell dieses Landes hat über unzählig viele Mittel zu verfügen, und die Geister sind einer unerwarteten Rückkehr fähig. Lamoricière, habe ich gesagt, war ein ächter Typus des französischen Naturells. Als ein Mann der alten und neuen Zeit, als

ein Mann des Krieges und der Rednerbühne, als ein Mann der Initiative und der Tradition, vereinigte er alle Extreme und Gegensätze in sich. Keiner lebte mehr nach den Ideen, nach den Sitten, nach den Vorurtheilen, mit einem Worte, nach dem Leben seiner Zeit; er theilte alle ihre Schwächen und alle ihre Größen, alle ihre Täuschungen und alle ihre Enttäuschungen, alle ihre Licht- und Schattenseiten. Ich hege die Hoffnung, die Nation, die in ihm so glänzend personificirt ist, diese feurige und bewegliche, aber tiefinnerlich ehrliche und verständige Nation werde auch über dieselben Fehler durch dieselben Eigenschaften und vermittelst derselben Gnaden den Sieg davon tragen. Gott hält die Herzen der Völker, wie die Herzen der Menschen in seiner Hand. Fasse Muth, Frankreich! auf diesem Wege wirst du zu deinem ersten Beruf zurückkehren. Kostbare Triebe, die jetzt noch in dir schlummern, aber nicht eingeschlafen sind, werden in deinem Schooße erwachen. Und während du, wie einst Saulus, Drohungen und Mord schnaubend, vielleicht auf der Straße nach Damaskus auf den Weg der Gottlosigkeit und Gewalt niedergeschmettert zu sein scheinest, wird auf einmal eine geheime Kraft dich erfassen, ein plötzliches Licht dich umleuchten und eine Stimme sich hören lassen; und du wirst fragen: „Wer bist du, Herr?“ — „Ich bin Jesus, den du verfolgst.“ O Frankreich, es ist schwer für dich, gegen den Stachel auszuschlagen. Gegen Gott Krieg führen, liegt nicht in deiner Natur. Stehe auf, du auserwähltes Geschlecht und trage, wie in der Vergangenheit, meinen Namen zu allen Völkern und Königen der Erde.“

Das Andenken an Lamoricière.

Mit Recht wurde bemerkt, daß, wenn General Lamoricière nur für menschlichen Ruhm gearbeitet hätte, sein Name gleich dem

Namen vieler Waffengefährten, wie ein Schall oder wie eitler Rauch vergangen wäre. Periit memória eorum cum sonitu. *)

Weil aber der berühmte General sich der heiligsten Sache widmete, wird sein Andenken nie vergehen; sein so christlicher Tod fand Bewunderer bis an die Grenzen der Erde.

Aus dem Innern Asiens schrieb ein Missionsbischof, Mgr. Chauveau, apostolischer Vikar von Thibet, als er den Tod des Generals erfahren hatte, unter dem 17. Februar vorigen Jahres, an die Wittwe des glorreichen Vertheidigers der Kirche, folgenden Brief, den wir dem Correspondant entnehmen:

„St.=Ta=Tsien=Lou, den 17. Febr. 1866.

„Madame!

„Große Leiden concentriren sich gerne im Schweigen, und ich weiß, daß es Schmerzen gibt, über welche man sich nie tröstet, weil man nicht getröstet werden will.

„Daher hätte ich, ein Fremdling, ein Unbekannter, schweigen und mich vielleicht damit begnügen sollen, mein Gebet vor Gott auszuschütten und in der Stille meine Thränen zu weinen.

„Allein ich kann meine Rührung nicht bemeistern, und ich bitte Sie, die tief theilnehmenden Seufzer anzunehmen, die mir das Unglück auspreßt, von welchem Sie den 12. September 1865 sind betroffen worden.

„Mein Hauptgrund liegt darin, daß nicht Sie allein, sondern wir alle davon betroffen wurden, und ich zweifle nicht, daß der Verlust des Oberbefehlshabers seiner Armee, des tapferen und frommen Heldengenerals Juchault von Lamoricière der grausamste Schmerz ist, den unser geliebter Vater Pius IX. während seines langen Pontificats empfunden hat.

„Ich bitte Sie daher, Madame, Ihnen und Ihrer ganzen

---

*) Verschwunden ist ihr Andenken mit dem Schalle. Ps. 9, 7.

edlen Familie von Herzen condoliren zu dürfen. Sie werden verstehen, was dieses Wort des Priesters und die Aufrichtigkeit der Gefühle seines Herzens bedeutet, wenn er nebst der Huldigung, die er dem vergangenen und doch unsterblichen Ruhme des erlauchten Feldherrn darbringt, seinen Friedenswunsch und Segen auf dessen Grab und das Grab seiner Väter niederlegt.

„Nächsten Montag, den 19. d. M., wird eine möglichst feierliche Messe in unserer Kapelle gelesen werden, welcher alle unsere Christen aus Thibet und China anwohnen sollen.

„So wird es wahr werden, daß der erhabene Besiegte von Castelfidardo selbst in den von seiner Wiege fernsten Gegenden, selbst in den eisigen Hochländern Asiens, wo ein anderer menschlicher Ruhm nicht einmal ein Echo findet, Freunde, Bewunderer und Brüder gefunden, die für dieselbe Sache begeistert sind, welcher er so heldenmüthig diente. Ich wollte, daß auch der mit mir hier wohnende Missionär diesen Brief mit unterzeichnete, um ihm einen Collectivcharakter zu verleihen, der zugleich die Tiefe und Allgemeinheit unseres Schmerzens ausspricht.

„Ich enthalte mich von jeder Anspielung auf die heiligen Hoffnungen, die Ihnen übrig bleiben; Sie wissen, so gut wie ich, wo die großen Tugenden belohnt werden, wo man von langen Kämpfen ausruht, wo es nach der schmerzlichen Lebensreise ein Wiedersehen gibt.

„Genehmigen Sie, Madame, den Ausdruck der tiefsten Ehrfurcht, womit ich die Ehre habe, Ihr unterthänigster und gehorsamster Diener zu sein.

„ * Joseph Maria Chauveau,
„Bischof von Sebastopolis, apostol. Vikar von Thibet.

„S. B. Gontelle,
apost. Miss.“

In der Union de l'Ouest vom Monat Oktober 1866 ist zu lesen:

„Graf de Quatrebarbes übersendete uns folgenden Brief:

„Herr Redakteur!

„Ein ehrenwerther Kaufmann von Reims, Franz Bernard, schrieb mir:

„Herr Graf!

„Ich habe von einem Freunde, der einst päbstlicher Zuave „war und nun in ein Kapuzinerkloster getreten ist, den Auf„trag erhalten, Ihnen die beiliegende Banknote von 500 Fr. „als Beitrag zum Denkmal des berühmten Generals Lamo„ricière zu übergeben; gerne hätte er diese Pflicht bälder er„füllt; aber sein Eintritt in den Ordensstand war die Ur„sache der Verzögerung.

„Genehmigen Sie &c."

„Obgleich die Subscription seit mehreren Monaten geschlossen ist, wollten wir doch diese edle Gabe nicht zurückweisen. Die Summe von 500 Fr. war alles, was dem edlen Jünglinge, einem von den Verwundeten bei Castelfidardo, übrig geblieben. Nachdem er sein ganzes Vermögen an seine Familie und an die Armen ausgetheilt hatte, trat der Schüler des hl. Franziskus von Assisi in die Fußstapfen seines Lehrers; von allem machte er sich los und wollte von seiner Vergangenheit nur das Andenken an den glorreichen Feldherrn bewahren, unter welchem er für die Vertheidigung der Kirche und ihres Oberhauptes sein Blut vergossen.

„Demüthiges und muthiges Kind des hl. Franziskus! setze deinen Kampf durch die Eroberung der Seelen fort; deinen Namen will ich nicht nennen, er ist schon in das Buch des Lebens eingetragen. Statt des Schwertes trägst du nun den Rosenkranz. Aber die Heiligen kennen allein die Macht des Gebetes, und du wirst in deiner Weise und wider alle menschliche Erwartung den

bevorstehenden unausbleiblichen Triumph der Gerechtigkeit und Wahrheit beschleunigen.

„Genehmigen Sie &c.

„Graf de Quatrebarbes.“

Gottesdienst für den General von Lamoricière in Prouzel.

Man wird nicht ohne Interesse den kurzen Inhalt der Rede lesen, die Mgr. Boudinet in Prouzel nach der Messe am Jahrestag von Lamoricières Tod hielt. Wir theilen sie unseren Lesern mit, um dem Andenken des berühmten Vertheidigers des hl. Stuhles einen neuen Tribut unserer Huldigung darzubringen.

Der Redner begann mit einer Anspielung auf die langen Tage der Trauer, welche den Einwohnern der Stadt Amiens durch die Cholera verursacht wurde, und fuhr fort:

„Woher kommt es, daß meine Seele beim Anblick dieser schwarzen Tücher nicht jene Traurigkeit fühlt, die sie seit zwei Monaten so oft empfunden? Alle tragen noch die Trauergewänder. Sie fallen mir in die Augen, aber mein Herz betrüben sie nicht. Unsere Gebete werden dem, für welchen sie verrichtet werden, nicht mehr nützen.

„Wie könnten wir nach einem solchen Leben, nach einem solchen Tode und nach so vielen Gebeten für die Ruhe seiner Seele noch zweifeln, daß er zur ewigen Seligkeit eingegangen sei? Die Kirche ist nicht undankbar; sie hatte dem Verstorbenen viel zu verdanken; er schenkte ihr mehr als sein Leben; er brachte ihr das Kostbarste, was ein Krieger besitzt, einen reinen und mackellosen Kriegsruhm zum Opfer.

„Aber die Kirche ließ so hochherzigen Opfern eine edle Anerkennung zu Theil werden, nicht durch befohlene Gebete, wie die Fürsten der Welt sie erlangen können, sondern durch die freiwilli-

gen Gebete aller ihrer Kinder, durch die Bitten der ganzen katholischen Christenheit.

„Nein, wir dürfen nicht mehr trauern. O könnte ich bewirken, daß diese Gefühle in die Herzen eindringen, die ich jetzt noch so betrübt sehe! Der hl. Paulus sagt, wir sollen über unsere Todten nicht weinen wie solche, die keine Hoffnung haben; die Familien werden im Himmel wieder hergestellt.

„Als der General in den Himmel einging, bestand seine erste Freude darin, daß er seinen einzigen Sohn wiederfand, der ihm so früh durch den Tod ist entrissen worden.

„Was beim Wiedersehen des Vaters und des Sohnes geschehen, das verdient allein die arme Mutter zu verstehen.“

Indem der Redner sich sofort an Frau von Lamoricière wendete, bediente er sich der Worte Fenelons.

„Meine Tochter!“ sprach dieser heilige Prälat, „und warum sollte ich mich dieses Ausdrucks nicht bedienen, der die väterlichen Gefühle und Gesinnungen meines Herzens so getreu wiedergibt? meine Tochter, ist nicht Gott das Band der Seelen? Du bist in ihm durch seine Gnade und durch seine Liebe. Du bist der Seele des lieben Todten ganz nahe; du kannst mit ihm reden, er wird dir antworten.

„Und was soll ich zu euch sagen, ihr Bewohner von Prouzel? Ihr müsset stolz auf ihn sein; er hat euer Dorf berühmt gemacht. So lange es eine Geschichte gibt, wird man sagen, daß Lamoricière unter euch lebte, daß er in jenem Zimmer des Schlosses von Prouzel starb.

„Hier hat er sein letztes Treffen geliefert. Agonie, Todeskampf, kommt von einem griechischen Wort, welches Kampf bedeutet; und ist nicht die letzte Schlacht, welche der Christ an den Pforten des Todes liefert, tausendmal schrecklicher, als alle menschlichen Kämpfe? Auch da hat der edle General wie auf den Schlacht-

feldern Afrikas gesiegt; er zog in die Ewigkeit ein mit den Waffen in der Hand, indem er das Kreuz an seine Brust drückte.

„Geliebte Einwohner Prouzels! Sollte der Glaube unter euch einschlafen können? Könnet ihr nach den Beispielen, die er hinterlassen, ungläubig sein? Ihr wisset doch, daß der Glaube des Generals nicht blind war.

„Er wollte den Dingen auf den Grund gehen, wie er es liebte, die Bataillons zu durchrechen.

„O! wenn die empfindlichsten Prüfungen und die Tugenden seiner edlen Lebensgefährtin ihn die himmlische Gabe des Glaubens kosten ließen, mit welch hochherzigem Eifer strebte er darnach?

„O du, die du ihm so mächtig beigestanden, bis er ihn ganz wiedergefunden, sage an, war es nicht der schönste Tag deines Lebens, als er an deiner Seite kniete, um voll Glauben und Eifer den Gott zu empfangen, für welchen er fortan leben sollte?

„Denket ihr noch, ihr Einwohner von Prouzel, an die letzte Anbetung des allerheiligsten Sacramentes, die er mit euch gehalten, wo er der erste und letzte in der Kirche war?

„Ahmet ihm nach in seinem Leben, ahmet ihm nach in seinem Tode; es war ein plötzlicher, aber nicht unversehener Tod; und für einen Christen, der bereit ist, ist ein schnelles Ende oft eher eine Gnade, als eine Strafe.

„Gott sei gebenedeit! sprach seine edle Lebensgefährtin zu mir, als ich ihr die Einzelnheiten seines so schönen Todes erzählte. Gott sei gebenedeit! Er hatte keine Zeit, an mich oder an seine Töchter zu denken; er dachte nur an Gott."

„Es werden berühmte Worte berühmter Frauen angeführt, meine Brüder! ich kenne keine schöneren Worte, als diese.

„Und ihr, liebe Schulkinder von Prouzel! mit euch beschäftigte sich sein Herz ganz besonders. Dieses Werk, ich möchte fast sagen, unser Werk, denn er wollte uns zu Theilnehmern daran

haben, dieses Werk der Schule war eine von den Lieblingsarbeiten seines Lebens. Kannte er ja am besten den Werth einer christlichen Frau und den lieblichen und mächtigen Einfluß, den sie in der Familie ausübt; er wollte, daß die Frauen von Prouzel wahre Christinnen würden, und es war ihm zu diesem Zwecke kein besseres Mittel bekannt, als die Erziehung der jungen Mädchen durch Ordensschwestern und die Heranbildung derselben in der gründlichen Schule der Religion.

„Und Sie endlich, meine Herrn, die Sie seine Freunde waren, und denen die Vorsehung Lebensverhältnisse angewiesen, wo Sie anderen ein gutes Beispiel geben sollen, ahmen Sie seine Ergebenheit gegen die Kirche nach, und seien Sie, wie er, getreue Kämpen des katholischen Glaubens: Jmitamini fidem.*) Er schämte sich Jesu Christi nicht; der Ruhm, ihm zu dienen, galt ihm höher, als jeder andere menschliche Ruhm. Er war bereit, Jesu Christo alles zum Opfer zu bringen. Nehmen Sie sich seinen hochherzigen Muth zum Vorbild; suchen Sie, wie er, ganz Gott anzugehören, und Sie werden ihn im Himmel wiederfinden, wo er Sie erwartet.“

Thränen flossen aus aller Augen, als der Redner die Kanzel verließ. Er betete selber die Absolution und ging dann auf die Familienbank zu, um einige Augenblicke andächtig am Platze des großen Todten niederzuknien. Als er an Frau von Lamoricière und ihren Töchtern vorüberging, segnete er sie.

---

*) Ahmet den Glauben nach.

IV.

Feste und Ovationen.

Die Reise Pius' IX. im Jahre 1857.

Die Geschichte zeigt uns Pius IX. als den Besieger von vielerlei Feinden während der zehn ersten Jahre seines Pontificats; die Wünsche der liberalen Heuchler selber rissen denselben die Maske vom Gesicht, und was von der Ehrlichkeit eines Gioberti, eines Mazzini, eines Gavazzi, eines Ferrari und anderer Anführer bei den Manifestationen in den Jahren 1846 und 1847 zu halten sei, ist bekannt. Die Allocution vom 29. April 1848 besiegte durch die offene Darlegung der Absichten Pius' IX. die Demagogie, welche anerkennen mußte, daß sie den Pabst nicht täuschen konnte und sich bei der Ermordung Rossis, bei der Belagerung des Quirinals und bei den blutigen oder schmählichen Scenen, welche das Regiment der römischen Republik kennzeichneten, in ihrer wahren Gestalt zeigte; das Schreiben an die Orientalen, die Wiederherstellung der Hierarchie in England und Holland, die Konkordate, besonders das österreichische, und die dogmatische Feststellung der unbefleckten Empfängniß versetzten der Häresie einen tödtlichen Schlag; endlich trugen die feste und kluge Haltung Pius' IX. und seiner Regierung gegenüber den Angriffen der revolutionären Diplomatie, die in den römischen Staaten eingeführten Verbesserungen, die Abstellung von Mißbräuchen, der wahre Fortschritt in den verschiedenen Zweigen der Verwaltung über den

Stolz, den Haß, die Arglist und die Treulosigkeit der gefürchtetsten Feinde der Kirche den Sieg davon. Dies war die Lage des hl. Stuhles beim Beginn des Jahres 1857. Der falsche Liberalismus war zum Schweigen gebracht, oder, wenn er es wagte, heuchlerische Klagen hören zu lassen, wies man ihn auf Pius IX. im Jahre 1846 und 1847 hin und fragte ihn, wer denn die herrliche Bewegung, wozu Pius IX. so hochherzig den Anstoß gegeben, aufgehalten hätte. Die Demagogie hatte bei rechtschaffenen Leuten allen Credit verloren; was hatte sie in Rom in den Jahren 1848 und 1849 gethan? welche Freiheit gebracht? welche Erinnerungen ließ sie zurück? welche Fortschritte, welche Verbesserungen konnte sie aufweisen? Die Häresie, die Mitschuldige der liberalen Heuchelei und der Demagogie, knirschte unmächtig, und ihr Haß konnte nur tausendmal widerlegte Sophismen und längst außer Achtung gekommene Verleumdungen wiederholen; und die revolutionäre Diplomatie, welche der Häresie und Demagogie auf dem Pariser Congreß einen neuen Triumph versprochen hatte, mußte sehen, wie die edelsten Geister nach und nach anfingen, den Verhältnissen eine gerechtere Würdigung angedeihen zu lassen, während zu gleicher Zeit die Thatsachen täglich die Haltung des hl. Vaters rechtfertigten.

Aber noch ein Einwurf konnte übrig bleiben, ein letzter Zweifel konnte noch die Geister verwirren. Wenn die päbstliche Regierung so weise, so geschickt war, und so aufrichtig dem Fortschritt huldigte; wenn es wahr gewesen, daß sie schon so viele Verbesserungen in der materiellen und moralischen Ordnung eingeführt; wenn es wahr gewesen, daß Pius IX., dessen Güte, Milde und Liebe die ganze Welt zu rühmen wußte, nur mit Dienern umgeben sei, die seiner würdig sind; wenn es endlich wahr gewesen, daß die päbstliche Regierung mit jeder anderen einen Vergleich aushalten konnte: wie kam es denn, daß diese Regierung die Sym-

pathie der Bevölkerung nicht wieder zu gewinnen wußte? wie kam es, daß Pius IX. nicht populär war?

Die Reise Pius' IX. in seine Staaten im Jahre 1857 war die Antwort auf diese Einwürfe und zerstreute alle Zweifel. Die viermonatliche Reise vom 4. Mai bis 5. September war nichts Anderes, als ein langer Triumphzug; es war gleichsam der entscheidende Sieg, der alle anderen in den zehn vorausgegangenen Jahren in sich faßte; es wurde der liberalen Heuchelei der Mund geschlossen, die letzten Ueberreste der Demagogie besiegt, die Lügen der Häresie vernichtet und den Anschuldigungen der Diplomaten Englands und Piemonts die entscheidende Antwort ertheilt.

Diese lang vorher angekündigte Reise beschäftigte alle Gemüther: Rom trauerte, die Provinzen freuten sich; die frommen Seelen fühlten, daß sie zu den größten Ereignissen dieser Zeit zähle; und die Feinde der Kirche bemühten sich voll Unruhe und Ungewißheit, die Bedeutung der Kundgebungen, die sie vorhersahen, abzuschwächen.

Wir sind nicht gewillt, hier diesen viermonatlichen Triumphzug zu erzählen; es bedürfte eines großen Buches, um alle Erweisungen der Liebe und Verehrung wiederzugeben, womit der hl. Vater überall aufgenommen wurde; um die tausend Einzelnheiten einer rührenden Einfalt zu beschreiben, die viel besser als rauschende Feste das Herz des Volkes offenbaren; um ganz besonders an alle Umstände zu erinnern, welche Pius IX. als Herrscher, als Pabst, als Vater und Heiligen im schönsten Lichte zeigten. Ueberall wurde Pius IX. mit den begeistertsten Zurufen empfangen, überall entlockte seine Gegenwart Thränen der zärtlichsten Rührung; überall eilte die Menge herbei, um die Züge des Herrschers zu betrachten, und verlangte mit lautem Rufen den päbstlichen Segen, und beugte das Knie unter der Hand, welche über sie und die Welt alle Gnaden von oben herabrief. Man mußte gestehen; das sind

Beweise von Liebe, die sich durch einen officiellen Druck nicht hervorrufen lassen. Solch einen mehrmonatlichen Triumphzug, solche Feste, die sich sogar in den kleinsten Dörfern wiederholen; solch ein unermeßliches Zusammenströmen, das überall statt findet, und dies alles ohne weitere Hoffnung, als einige Augenblicke lang einen angebeteten Fürsten sehen und seinen Segen empfangen zu können: das sieht man nur in den römischen Staaten; das ist eine Art von Begeisterung, die nur der Pabst hervorrufen und unterhalten kann, und darum ist die Reise des Pabstes ein Ereigniß von unermeßlicher Tragweite. Sie lieferte den Beweis, daß der Fürst, den man für so schwach ausgab, und von dem man sagte, daß er alle Popularität verloren habe, vier Monate unter schwierigen Verhältnissen von seiner Hauptstadt abwesend sein konnte, während in benachbarten Ländern die Revolution wüthete, und ohne daß seine Staaten auch nur einen Augenblick sich nicht der tiefsten Ruhe erfreut hätten; sie widerlegt ganz entschieden die eigennützigen und verleumderischen Anschuldigungen eines falschen Liberalismus; sie zeigt, daß der Pabst überall wie ein geliebter und verehrter Vater aufgenommen wurde, und beweist damit, daß die Bevölkerungen sich glücklich fühlen und das Bedürfniß der vorgeblichen Verbesserungen, die man ihnen aufbürden möchte, keineswegs empfinden; sie zeigt endlich, daß der Pabst überall als der Stellvertreter Jesu Christi aufgenommen und um seinen Segen gebeten wurde, und beweist damit, daß der Glaube bei diesen Bevölkerungen nicht todt, daß er im Gegentheil voll Leben ist, und daß folglich, wenn die Revolution sie überraschen und unterjochen kann, sie nicht im Stande war, sie zu gewinnen oder zu fügsamen Werkzeugen zu machen.

Je länger die Reise dauerte, desto mehr sah man alle falschen Prophezeiungen der Ungläubigen und Revolutionäre zu Schanden werden. „Es ist nur," sagte man, „eine gemachte Begeiste=

rung; es sind bloß officielle Manifestationen; die Begeisterung wird sich nicht halten; in der Romagna, in Bologna, in den Legationen wird sich's zeigen, was von der in ultramontanen Zeitungen so hoch gepriesenen Popularität zu halten ist." Allein die Begeisterung nahm nicht nur nicht ab, sie wurde immer größer; der Eifer auch der entferntesten Völkerschaften war derart, daß man ihn unmöglich auf Rechnung von Polizeiumtrieben schreiben konnte; die Legationen, besonders Bologna, legten solche Liebe und Freude an den Tag, daß derartige Verleumdungen schweigen mußten.

„Aber," sagte man, „der hl. Vater ist unzugänglich, die Wünsche der Bevölkerung können nicht zu ihm dringen." Und doch konnte man täglich sehen, wie der hl. Vater zu Fuß durch die dichtgedrängte Volksmenge schritt, und es war doch klar, daß alle ihn anreden konnten, daß er sich um alle Bedürfnisse kümmerte, daß er in die kleinsten Einzelnheiten der Verwaltung einging; er besuchte die Kirchen, die Spitäler, die Kunstwerkstätten, die Hüttenwerke, die Arbeiten an Brücken und Straßen; überall sah man ihn, und überall wollte er mit eigenen Augen sehen.

Endlich wurde das Gerücht verbreitet, es sei ihm eine Bittschrift überreicht worden, welche wichtige Reformen, unter anderem eine vollständige Säcularisation verlangte; und bald erfuhr man in der That, daß an den hl. Vater Bittschriften gerichtet worden seien, aber daß die Bittsteller unter die Regierung der Kardinäle, unter welcher sie vorher standen, zurückversetzt zu werden verlangten: ja, es wurden Klagen erhoben, aber nur darüber, daß die Säcularisation von der päbstlichen Regierung zu weit ausgedehnt worden sei.

Noch ein boshaftes Vorbringen war übrig, und auch dies wurde nicht zurückgehalten. Die revolutionäre Presse sagte: „Ja, es ist wahr, der hl. Vater wurde in allen seinen Staaten mit Zurufen empfangen; aber nur, weil man große Erwartungen an seine

Reise knüpft, erwies man ihm so viel Liebe; stellt es sich einmal heraus, daß nach seiner Rückkehr nichts geschieht, dann wird Haß an die Stelle der Liebe treten, und man wird sagen, diese Reise sei nichts als eine große Täuschung gewesen." Seit der Rückkehr des hl. Vaters nach Rom wurde dieses Vorbringen doppelt widerlegt; die päbstliche Regierung setzte die begonnenen Reformen und Verbesserungen eifrig fort, und die römischen Bevölkerungen zeigen immer größere Anhänglichkeit an den hl. Stuhl.

Aber nicht bloß von Seite seiner Unterthanen wurde Pius IX. während seiner Reise mit Liebes- und Ehrfurchtserweisungen überhäuft. Erzherzog Karl von Toscana, der Großherzog von Toscana, Erzherzog Maximilian von Oesterreich, der Herzog von Parma, der Herzog von Modena brachten ihm die Huldigungen getreuer Söhne der Kirche dar, und den Städten Modena und Florenz wurde die erbetene Gnade zu Theil, den hl. Vater in ihre Mauern aufnehmen zu dürfen. Die italienischen Fürsten, unter welche wir den König von Neapel zählen müssen, dessen Ergebenheit gegen den hl. Stuhl weltbekannt ist, zeigten als Fürsten und als Katholiken, daß das Pabstthum der größte Ruhm Italiens und die mächtigste Schutzwehr seiner Nationalität ist. Selbst die Regierung von Piemont, welche solche Gesinnungen nicht kennt, hielt sich für verpflichtet, wenn auch ungern, einen Schritt der Höflichkeit zu thun. Und wenn man bedenkt, daß französische Soldaten während der Abwesenheit des hl. Vaters Rom bewachten, daß österreichische Soldaten ihn auf seiner Reise empfingen, und daß Spanien bei der von Pius IX. nach seiner Rückkehr vorgenommenen Einweihung des Denkmals zur Erinnerung an die Dogmatisirung der unbefleckten Empfängniß den Ehrenplatz einnahm, so wird man sehen, daß das ganze katholische Europa sich an der Triumphreise Pius' IX. betheiligte. Das Herz des hl. Vaters war aber auch von Freude durchdrungen, und er wollte Gott danken und vom

Himmel die Bestätigung so schöner Hoffnungen erlangen, weßwegen er der katholischen Welt für das Jahr 1858 ein Jubiläum gewährte. Die Allocution im geheimen Consistorium den 25. September 1857, welche dieses Jubiläum verkündigte, enthält einen herrlichen Rechenschaftsbericht über die Reise des Pabstes.

Das Pfingstfest in Rom im Jahre 1862.

Der Pfingsttag des Jahres 1862 ist ein in den Annalen der Kirche ewig denkwürdiger Tag. Das Schauspiel, welches damals Rom darbot, ist einzig in der Geschichte. Nie sah noch die ewige Stadt ein solches Zusammenströmen der Stellvertreter der allgemeinen Kirche, der Hirten so vieler Völker, der Apostel so vieler fernen Länder; nie noch, kann man sagen, gab sich eine solche Concentrations- und Einheitsbewegung kund. Nicht nur umgaben an diesem Tage 400 Bischöfe den hl. Vater, nicht nur waren 100,000 Katholiken herbeigeströmt: 200 Millionen Christen waren in Rom mit ihren Wünschen und Hoffnungen, und alle Aufgeklärten anderer Religionen, alle Staatsmänner wie alle Feinde der Kirche richteten ihre Blicke nach jener Stadt, welche die berühmtesten Persönlichkeiten in ihrem Schooße barg, und an diesem Tage mehr als je die Geschicke der Menschheit in sich zu tragen schien. Das Pfingstfest ist das Fest der Kirche; im Speisesaal nahm die Kirche, im Augenblick der wunderbaren Ausgießung des hl. Geistes über die Apostel, ihren Anfang. Noch niemals wurde dieses Fest unter feierlicheren Umständen begangen; noch nie beging die in der Welt zerstreute Kirche das Andenken an ihre wunderbare Gründung herrlicher. An diesem Tage, wie am ersten christlichen Pfingstfest, waren die Apostel um Petrus versammelt; an diesem Tage, wie damals, verharrten alle Gläubige im Gebete und warteten auf eine neue Ausgießung des hl. Geistes.

Wir, die glücklichen Zeugen der prachtvollen Festlichkeiten, werden die Erinnerung daran stets unauslöschlich in unserem Herzen bewahren.

„Trotz des Kummers wegen der traurigen und elenden Zeitverhältnisse waren wir glücklich, wir alle, die wir uns in Rom befanden. Wir sahen eine große Handlung in der angekündigten Weise vor sich gehen. Der Sterbliche, der hienieden mit Vorzug der Sohn des Menschen und der Sohn Gottes ist, er, durch welchen Himmel und Erde miteinander versöhnt werden, legt mit seinen Friedenshänden auf den durchweichten Boden einen jener Blöcke, auf denen der menschliche Fuß fest stehen kann. Wir betrachteten mit unseren Augen, wir konnten gewissermaßen mit unseren Fingern die Gnade des göttlichen Schutzes berühren. Der Act des Glaubens war nicht mehr als der Ruf der klaren Erkenntniß, das Geständniß der Vernunft; voll Bewunderung und Liebe kosteten wir, im Mittelpunkt der von der Thorheit der Welt bedrohten Welt, volle Sicherheit."

Rom, das nach einem geheimnißvollen Rathschluß der göttlichen Vorsehung die ewige Stadt genannt wird, und zuerst durch die Gewalt der Waffen und später durch die Gewalt der Autorität die Beherrscherin der Welt wurde, erschien an diesem Tage wahrhaft in der Fülle der souveränen Majestät der Hauptstadt der Welt, die ihm gehört. Den Angriffen der offenen oder versteckten Ungerechtigkeit, sowie den Umtrieben mächtiger Parteien ausgesetzt, mit dem Verluste der besonderen und charakteristischen Existenz bedroht, die es zu einer heiligen und unverletzlichen Stadt macht, öffnete es allen seinen Söhnen, die von den vier Himmelsgegenden zu ihm kamen, seine Thore und vereinigte sie alle, ohne Furcht und Unruhe, um die Confessio des galiläischen Fischers; und während die gegen die Gesetze Roms rebellische Gesellschaft voll Angst in die Zukunft blickte, freute sich Rom, seiner Geschicke sicher,

weil seine Söhne sich um den Thron des Stellvertreters Gottes drängten, der, als er auf Erden lebte, den Namen Friedensfürst angenommen und getragen hat.

Man versetze sich nur um ein Jahrhundert zurück, in das Jahr 1762; man versetze sich, wenn man will, in die Regierungszeit Ludwigs XIV. zurück und sage uns, ob das Schauspiel, welches Rom an diesem Tage darbot, damals möglich gewesen wäre; ja, man nenne uns überhaupt einen Zeitabschnitt der früheren Jahrhunderte, wo es möglich gewesen wäre. Hätte der Pabst die Bischöfe zur Heiligsprechung der Martyrer nach Rom berufen, wie viele Bischöfe hätten wohl seinem Rufe Folge geleistet? Die Fürsten hätten ihrer Reise Hindernisse in den Weg gelegt, die um so mächtiger gewesen wären, als sich die Bischöfe wenig um die Entfernung derselben bekümmert haben würden. Wie viele Vorurtheile existirten damals gegen die Ausübung der Jurisdiction, die man zwar in der Theorie anerkannte, aber in der Praxis leugnete! Wie viele Eifersüchteleien wären von den Mächten aufgeregt worden und auch in die Reihen der Bischöfe eingedrungen! Was sehen wir heute? Alle Bischöfe folgen wie ein Mann der Stimme des Pabstes; sie haben keinen anderen Gedanken, als die Erfüllung der Pflicht und die Ehre Jesu Christi. Sehet, wie sie einander lieben, und wie sie den Pabst lieben! Keine Rede mehr von feindseligen Gedanken, von nationalen oder anderen Eifersüchteleien; es gibt nur Brüder im Hause des gemeinschaftlichen Vaters; es ist nur eine unermeßliche Familie, in welcher die vollkommenste Eintracht herrscht und die bewunderungswürdigste Einigkeit der Gesinnungen sich kund gibt. Wo sind die Zeiten, in denen die Bischöfe mit eifersüchtiger Sorgfalt sich in ihre Diöcesen einschlossen? Wo sind die Zeiten, in denen sie dem Könige mehr als dem Pabste gehorchen zu müssen glaubten? Das katholische Leben circulirt frei vom Haupte bis in die äußersten Theile des Körpers;

es gibt keine Empörungen der Glieder gegen das Haupt mehr; und wenn die Communication unterbrochen wird, so geschieht es durch eine äußere Gewalt, die in ihrer Weise noch von der Einheit der Kirche Zeugniß ablegt. Heute verwirklicht sich mehr als jemals das Gebet des göttlichen Heilandes: Ut omnes unum sint.*) Ein neuer Geist, der Geist der ersten Zeiten, belebt alle Glieder der Kirche; es ist eine Erneuerung, die Wunder hoffen läßt.

Darum ist die Versammlung der Bischöfe in Rom eines der größten Ereignisse dieses Jahrhunderts; darum hält sie alle Geister, selbst die Ungläubigen und Gottlosen in Spannung; darum hoffen wir, troß so vieler Beweggründe zur Furcht und troß so vieler drohenden Zeichen. Alle Feinde der Kirche richten ihre Schläge gegen Rom, und in Rom sind alle Hirten versammelt. Alle verkündigen, daß es um das Pabstthum geschehen sei, und nie wurde noch dem Pabstthum mehr Ehrfurcht und Gehorsam erwiesen; immer heißt es, der Katholicismus liege in den letzten Zügen, und der Katholicismus gibt Zeichen einer Lebenskraft, welche die Jahrhunderte herausfordern kann; alle schlagen in die Hände, wenn sie da und dort einige von der Kirche abfallen sehen, und noch nie trat die Einheit der Kirche in glänzenderer Weise zu Tage; alle bilden sich ein, der geheimnißvolle Weinstock, der auf dem Kalvarienberg gepflanzt und mit dem Blute Jesu Christi ist begossen worden, werde demnächst ausgehauen, ins Feuer geworfen und nach allen Winden hinaus zerstreut werden, und sie sehen nicht, daß der göttliche Weingärtner seinen Weinstock nur beschneidet, damit er reichlichere Früchte trage, während er sich anschickt, jene Bäume des Todes, die er nicht gepflanzt hat, auszuhauen.

Katholiken, fürchten wir uns nicht! nicht wir müssen zittern, sondern unsere Feinde. Der Pabst, der verfolgte und bedrängte

---

*) daß alle eins seien.

Pabst, zittert nicht; er weint, aber er hat Vertrauen, während Furcht unter seinen Feinden herrscht; das triumphirende Piemont fürchtet sich vor Garibaldi und Mazzini, Europa vor den geheimen Gesellschaften, die es bedrohen; die Revolutionäre fürchten einander selber, und die an die Thore des Vatikans schlagen, um den Thron Pius' IX. und den Stuhl des hl. Petrus umzustürzen, zittern im Vorgefühl der Kathastrophen, welche der Ausführung dieses Attentates folgen würden. Die Feinde Pius' IX. fürchten für ihre Güter, für ihr Leben. Pius IX. fürchtet nichts; er fürchtet nichts für seinen irdischen Thron, der stets wieder aufgerichtet wurde, weil er für die Ruhe der Gewissen und den Frieden Europas nothwendig ist; er fürchtet nichts für die Kirche, welche die Verheißungen der Unsterblichkeit besitzt; er fürchtet nichts für seine geistliche Gewalt, welcher die Menschen nichts anhaben können. Was auch kommen wird, mag Gott in seiner Barmherzigkeit die schwersten Prüfungen erlassen; mag er beschlossen haben, durch Schmerzen und Leiden die Welt zu sich zurückzuführen; mag auf die Tage der Freude und des Trostes neue Schmach folgen oder nicht: über den definitiven Ausgang der Ereignisse hegen wir keinen Zweifel. Unsere Feinde erblicken im Sturz des Pabstthums die Lösung der römischen Frage, und wir sagen ihnen, daß der Tod des Gottmenschen keine Lösung, sondern nur die Vorbereitung auf einen unbestreitbaren und herrlichen Triumph war.

Darum, Katholiken, Muth! Lassen wir die Furcht den Feinden der Kirche; wir können Prüfungen bestehen müssen, aber Niederlagen haben wir nicht zu fürchten. Haben nicht die japanesischen Martyrer den Ruhm an ihren Kreuzen gefunden? War nicht Pius IX., der Gegenstand so vieler Beschimpfungen und so vieler unwürdigen Angriffe, an diesem Tage, neben dem Grabe des hl. Petrus, von den Bischöfen, von tausend Priestern und Gläubigen umgeben? Wurde er nicht von einem Ende der Erde bis zum

andern als der Stellvertreter Jesu Christi und als der unerschrockenste Vertheidiger der Rechte Gottes und der wahren Menschenrechte jubelnd begrüßt?

Audienz von 4000 Priestern.

Den 6. Juni 1862 empfing der hl. Vater in öffentlicher Audienz alle Priester der verschiedenen Nationen, die zum Pfingstfest nach Rom gekommen waren, in der Sixtinischen Kapelle. Sie war ganz gedrängt voll. Man berechnet, daß über 4000 Priester daselbst versammelt gewesen seien. Ungefähr hundert von ihnen waren erst vor einigen Stunden in Rom angekommen und hatten noch nicht einmal Zeit gefunden, ein Logis zu suchen und ihre Reisekleider abzulegen.

Der hl. Vater hielt eine Anrede an sie in lateinischer Sprache. Wir geben sie deutsch:

„Eure ungewöhnlich große Zahl bietet uns einen wunderbaren und angenehmen Anblick in dieser Freudenzeit, wo wir euch mit den ehrwürdigen Bischöfen der ganzen Welt um uns und diesen Lehrstuhl des hl. Petrus versammelt sehen. Und bei diesem Schauspiele fühlen wir nicht nur unsere Schmerzen sich lindern, sondern wir vergessen sie fast ganz und gar. Es ist dieses einzig und allein das Werk Gottes, des Urhebers des Friedens und der Eintracht, der seiner Kirche den Auftrag ertheilte, „die Einheit zu bewahren in dem Bande des Friedens,“ damit die Gläubigen alle „ein Leib und eine Seele seien.“ In dieser Einheit wurzeln vorzugsweise der Ruhm der Gläubigen, die Ehre der Kirche und der Schrecken ihrer Feinde; denn die Kirche erscheint ihnen furchtbar, wie ein in Schlachtordnung aufgestelltes Heer. In diesem Heere unter eure Hirten gestellt, geleitet von dem obersten Führer, vollziehe nun ein jeder von euch an seinem Platze, gleich einem Heere

unter seinem Oberbefehlshaber und den untergeordneten Führern, alle Befehle, welche an ihn gelangen. Es hat sich in dieser schmerzlichen Zeit so gefügt, daß die Hirten sich enger um ihr Haupt schaaren. Wandelt in ihren Fußstapfen und bleibet mit dem apostolischen Stuhle durch das Band des Gebetes, der Liebe und der Lehre verbunden; des Gebetes, das die Wolken durchdringt, und durch welches wir alles Gute und die Befreiung von allem Bösen erhalten; der Liebe, durch welche wir in allen Dingen wachsen, durch den, welcher das Haupt ist, Christus, durch welchen der ganze Leib, fest und geeinigt, groß wird und heranwächst; der Lehre endlich, durch welche wir den anvertrauten Glauben unversehrt bewahren, und durch welche die Kirche, gleichsam überfluthet von dem Lichte des Herrn, ihre Strahlen aussendet in die ganze Welt.

„Wir wissen, daß wir sehr traurigen Zeiten entgegengehen, und daß vor allem Anderen der Stuhl des hl. Petrus bedroht ist. Allein er ist von Gott so fest gegründet, daß die Bosheit der Häretiker ihn nie verderben und die Treulosigkeit der Heiden ihn nie umstürzen wird. Alle frechen Angriffe der ungläubigen Gottlosigkeit werden an diesem Felsen sich brechen und gleich alten Träumen und verjährten Fabeln sich in nichts auflösen.

„Wenn ihr nun in eure Heimath zurückkehret, so lehret alle diese Dinge die eurer Obsorge anvertrauten Gläubigen. Erfüllet sie immer mehr mit dem katholischen Geiste, den ihr an der Quelle der Einheit in seiner ganzen Fülle in euch aufnehmen konntet; saget ihnen, daß jene gekrönt werden, welche recht gekämpft haben, und daß ihnen allen die Pflicht obliegt, die Einheit der Kirche aufrecht zu erhalten und zu vertheidigen. Wirket ihr in diesem Geiste und folget ihr eifrig den Beispielen eurer Hirten nach, so könnet ihr auch für gewiß halten, daß der allmächtige und gütige Gott durch seinen himmlischen Segen dieses Band der Einheit kräftigen

wird. Als Unterpfand dessen nehmet unseren apostolischen Segen hin, den wir euch allen mit größter Liebe ertheilen, und nicht allein euch, sondern auch den eurer Wachsamkeit anvertrauten Gläubigen, indem wir hoffen, daß eure Anwesenheit bei uns ihnen geistige Früchte bringen wird. Deßhalb ertheilen wir euch die Gnade, daß jeder von euch, die ihr hier aus verschiedenen Ländern versammelt seid, den eurer geistlichen Sorgfalt anvertrauten Gläubigen einmal den apostolischen Segen mit einem vollkommenen Ablasse ertheilen könne, unter der Bedingung, daß jeder Gläubige, nachdem er durch das Sacrament der Buße sich gereinigt und mit der hl. Communion sich genährt, inbrünstig und mit Eifer seine Gebete um die Erhöhung und den Sieg der Mutter-Kirche an den Vater der Barmherzigkeit richte."

Nach der lateinischen Ansprache erklärte der hl. Vater in französischer Sprache, er wolle jedem von ihnen eine Medaille schenken, und fügte bei:

„Die Medaille, welche ich den Bischöfen geschenkt habe, stellt die Basilika des hl. Paulus nach ihrer Wiederherstellung vor; die eurige, wie sie noch in Trümmern liegt; das soll euch daran erinnern, daß die Kirche, aller feindlichen Anstrengungen unerachtet, immer wiederherstellt, was Bestand haben soll."

Die Versammlung vernahm die Worte des hl. Vaters mit heiligem Schauer; nur die der päbstlichen Majestät schuldige Ehrfurcht konnte den Ausbruch der Liebe und Dankbarkeit zurückhalten. Als der Pabst seinen Segen gegeben hatte, stimmte ein Priester in heiliger Begeisterung das liturgische Gebet an: Dominus conservet eum, et vivificet eum, et beatum faciat eum in terra, et non tradat eum in animam inimicorum ejus.*) Dreimal

*) Der Herr erhalte ihn und belebe ihn, und mache ihn glücklich auf Erden und überliefere ihn nicht in die Gewalt seiner Feinde.

stieg dieses Gebet aus Herz und Mund der 4000 Priester zu Gott empor.

Nie werden wir die unvergleichliche Scene vergessen; unsere Augen konnten vom Pabste nicht wegschauen; seine Person war wie von einem himmlischen Scheine umgeben, seine Augen mit Thränen gefüllt, und auf seiner so ruhigen Stirne strahlte selige Hoffnung.

Wir verließen die Sixtinische Kapelle, indem wir im Innern unseres Herzens die Fundamentalworte des Sohnes Gottes wiederholten:

Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen.

Schöne Antwort Pius' IX. an einen spanischen Bischof.

Während unseres Aufenthalts in Rom im Monat Juni 1862 wurde uns erzählt: Ein ehrwürdiger spanischer Bischof, der trotz seines hohen Alters zu den Füßen des Stellvertreters Jesu Christi herbeigeeilt wäre, hätte, nachdem er Seiner Heiligkeit die ehrfurchtsvollsten Huldigungen dargebracht, sein Bedauern darüber ausgesprochen, daß die dogmatische Definition der unbefleckten Empfängniß Mariens die erwarteten glücklichen Folgen nicht gehabt habe.

Pius IX. antwortete mit der ihm eigenen Güte und Milde dem Bischof:

„Ehrwürdiger Bruder! drängen wir nicht so sehr; lassen wir dem Herrn Zeit, sein Werk zu vollbringen und seine Kinder durch Trübsal zu reinigen, und so den Triumph seiner Braut vorzubereiten. Die Kirche ist geduldig, wie Gott, weil sie unsterblich ist.

„Ist es übrigens wirklich wahr, daß die Huldigungen, die wir der unbefleckten Jungfrau darbrachten, für das christliche Volk gar keine gute Folgen gehabt hätten? Durchgehen wir die Annalen der Kirche, und sehen wir, ob Sie eine Epoche finden können, wo die Bischöfe der ganzen Welt und ihr Klerus mit demjenigen, der von Christus den Auftrag erhalten hat, die Schafe und die Hirten zu weiden und die Geister im Glauben zu stärken, inniger vereint gewesen sind. Ein entzückendes Schauspiel, das die Bewunderung der Engel und Menschen erregt und in den denkenden Geistern eine hohe Vorstellung von dem apostolischen Stuhle erweckt, dessen Einfluß sich bis an die äußersten Grenzen der Erde erstreckt!“

So konnte der Stellvertreter Jesu Christi mit seinem göttlichen Meister sagen: Wenn man mir alles genommen haben wird, dann werde ich alle Nationen, alle auserwählte Seelen, welche wahre Größe zu würdigen wissen, an mich ziehen.

Noch nie vielleicht war die Einheit der Kirche bewunderungswürdiger, die Einheit der Seelen, der Geister und Herzen, die aus allen wahren Katholiken und aus allen Priestern, aus allen Bischöfen und aus dem Stellvertreter Jesu Christi ein einziges Herz, einen einzigen Geist, eine einzige Seele macht, die durch den Mund des römischen Pabstes redet.

Eine weitere Folge dieser Manifestation besteht darin, daß sie die tiefe Anhänglichkeit, die zarte und starke Liebe, die unbegrenzte Ergebenheit des Episcopats und der Kirche gegen den apostolischen Stuhl und die geheiligte Person des Pabstes ins Licht setzt. Um dies recht zu verstehen, muß man jene Kundgebungen, die nicht auf Commando oder officielle Veranstaltungen statt fanden, sondern aus freiem Willen, aus aufrichtigem Herzen kamen, selber gesehen und miterlebt haben. Die Adresse der Bischöfe an den Pabst ist ein authentisches und unverwerfliches Denkmal dieser

Gesinnung der Liebe und Ergebenheit, die sie von Anfang bis Ende durchweht. „Wir sagen Deiner Heiligkeit tausend Dank für die Erlaubniß, uns in diesen so schweren Zeiten Deinem päbstlichen Throne nahen, Dich in Deinen Trübsalen trösten, Dir die Gesinnungen kund thun zu dürfen, welche uns gegen Dich beseelen, uns, unseren Klerus und die unserer Sorgfalt anvertrauten Gläubigen; wir rufen Dir mit einer Stimme und mit einem Herzen zu, und wir bitten den Himmel um alle Güter und das vollkommenste Glück für Dich. Lebe lange, heiligster Vater! habe Kraft, die katholische Kirche noch lange zu regieren!" Diese Liebe der Bischöfe zu ihrem Oberhaupt oder vielmehr zu ihrem Vater ist nicht weniger lebendig im Herzen des Pabstes: er liebt seine Brüder und alle seine Kinder, wie er von ihnen geliebt wird. „Wir sprechen," rief er mit lauter Stimme, „wir sprechen öffentlich und aus allen unsern Kräften unsere Gefühle der Liebe und Dankbarkeit gegen Euch, gegen alle unsere ehrwürdigen Brüder und gegen alle Gläubige aus." Wie die Liebe, so ist auch die Ergebenheit der Bischöfe gegen die Person des Pabstes groß. „Mit Bewunderung und Freude durch Deine muthigen Worte erfüllt, schwören wir es, Dir zu folgen in Gefängniß und Tod, und wir beschwören Dich demüthig, Du wollest in der heldenmüthigen Entschlossenheit, die den Engeln und Menschen in Dir das Schauspiel eines unüberwindlichen Muthes und der größten Tugenden vor Augen stellt, stets fest und unerschütterlich verharren." Gerührt entgegnete der Pabst die schönen Worte: „Die Gesinnungen, die Ihr, ehrwürdige Brüder und theuerste Söhne, mir soeben ausgesprochen, erfüllen mich mit der lebhaftesten Freude; sie sind in der That ein Unterpfand Eurer Liebe gegen den apostolischen Stuhl und ein glänzendes Zeugniß jener Liebe, deren Band nicht nur die Hirten der katholischen Kirche untereinander vereinigt, sondern auch aufs engste an diesen Stuhl der Wahrheit kettet, zum offenbaren Be-

weise, daß Gott, der Urheber des Friedens und der Liebe, mit uns ist. Und wenn Gott für uns ist, wer wird gegen uns sein?"

Die Rückkehr der Bischöfe.

Auf die herrlichen Kundgebungen in Rom folgten die Demonstrationen der Gläubigen in allen Diöcesen, in welche die Oberhirten zurückkehrten; darin liegt ein unwiderleglicher Beweis der Einmüthigkeit in Gefühlen und Gesinnungen, welche in der katholischen Kirche herrscht. Der Pabst spricht, und die Bischöfe antworten ihm, seine Gesinnungen seien ihre Gesinnungen, seine Gedanken ihre Gedanken; sie seien bereit, ihm zu folgen, und wenn es sein müsse, lieber zu sterben, als von den Lehren und Rechten des hl. Stuhles abzulassen.

Und nachdem die Bischöfe diese Antwort gegeben, kehren sie in ihre Kirchen zurück. Da werden sie von ihren Priestern umringt; die Gläubigen eilen herbei und überhäufen sie mit Beweisen der Liebe und Ehrfurcht. Auch sie sagen zu Pius IX., daß sie denken, wie er; denn auch sie rufen: „Es lebe Pius IX.! Es lebe der Pabst-König!" Man mag diese außerordentlichen Manifestationen beurtheilen, wie man will; man mag sagen, die Bischöfe hätten die päbstliche Allocution nur umschrieben, die Priester beugen sich nur vor der bischöflichen Macht, und die Gläubigen seien verdummt: es gibt sich da eine Einheit kund, welche die Pläne des Schisma durchkreuzt und das Zeichen einer außerordentlichen Kraft ist. Der protestantische Temps anerkannte dies und sagte: „Der Katholicismus ist noch eine sociale Macht, mit welcher man rechnen muß." Ebenso sprach sich sein englischer Namensbruder aus; der Correspondent dieser Zeitung, der sonst gegen den hl. Stuhl und gegen alles Katholische so feindselig gesinnt ist, schrieb von

Rom aus am 8. Juni, nachdem er der Canonisationsfeier beigewohnt hatte:

„Dringt man ein wenig unter die Oberfläche ein, so sieht man, daß die moralischen Wirkungen dieser Feier groß waren. Einige davon habe ich geschildert. Der Gesang einer großen Volksmenge ist stets großartig. Wenn aber diese aus Personen besteht, die von allen Punkten des Erdkreises gekommen und durch die nämliche Meinung und dasselbe Gefühl untereinander vereinigt sind; und wenn sie dieser Meinung und diesem Gefühle in einem Tempel Ausdruck geben, der ein Wunder der Kunst ist, in Tönen heiliger Schönheit, in Tönen, die durch das Alterthum, und mehr noch durch die Neigungen und Erinnerungen der Familie und Freundschaft geheiligt sind: so werden Sie mit mir bekennen, daß die moralische Wirkung über alle Beschreibung hinaus groß war. Was das religiöse Aussehen des Festes betrifft, so kann ich mich nicht damit befassen. Ich verlange für meine Ansichten diejenige Achtung, die ich auch den Ansichten anderer zolle; aber sehr leichtfertig und unwissend sind, die sich einbilden, daß ein Federzug oder irgend eine Abhandlung genügen werde, eine Religion zu zerstören, bei welcher die lebhaftesten Neigungen des Herzens betheiligt sind; oder die da hoffen, daß sie oder ihre Enkel den Sturz einer Kirche erleben werden, deren Grundmauern auf einem Boden stehen, den Jahrhunderte angehäuft und befestigt haben."

Dieses Geständniß aus einer feindlichen Feder ist mehr werth als viele andere, und wenn die Gegner der Kirche helle Augen hätten, so würden sie sich dieses Geständniß zu Nutzen machen. Statt die Manifestationen unseres Glaubens ins Lächerliche zu ziehen, statt eigensinniger Weise, in dem Ausdruck der innigsten Gefühle der Ergebenheit gegen den hl. Vater und der Anhänglichkeit an die Lehren der Kirche, nur politische Bewegungen zu er-

blicken, thäten sie besser daran, wenn sie solche Manifestationen und die Gefühle des Schreckens und der Wuth, in die sie dadurch versetzt werden, ihren Lesern ganz verschweigen würden. Das wäre klug; aber die Leidenschaft denkt und überlegt nicht. Die revolutionäre Presse beweist durch ihre blinde Wuth, daß sie den Schlag, der sie getroffen, recht wohl fühlt. Sie ist allerdings nicht besiegt, und der Triumph, den der hl. Stuhl davon getragen, erzürnt sie nur noch mehr und reizt sie zur Beschleunigung der Katastrophen an; was sie aber auch wollen und erreichen mag, von heute an fühlt sie, daß der entscheidende Sieg nicht auf ihrer Seite sein werde. Das Vertrauen auf den Erfolg spricht sich ruhiger aus, die Hitze ist nur ein Merkmal der Schwäche und ein Zeichen der Verzweiflung.

Wir möchten im einzelnen alle stattgehabten Manifestationen, besonders die in Frankreich, erzählen können; allein unser Plan macht uns die Beschränkung auf obige Erwägungen zur Pflicht.

Eindrücke eines Pilgers.

Ein berühmter französischer Schriftsteller schilderte die Eindrücke, womit sein Herz während der schönen Festlichkeiten erfüllt wurde, in folgenden Worten:

„Feste folgen auf Feste: Feste der Augen und des Herzens, Feste der Seele und des Verstandes, Feste der Zeit und der Ewigkeit. Die freudevollen und heiligen Wunder enthalten den Beweis für alle von den Gegnern bestrittene Wahrheiten. Dabei führt der König des Friedens den Vorsitz, von Männern umgeben, die aus allen Theilen der Erde herbeikamen; und diese Männer sind die Hirten des Menschengeschlechts; es sind Herzen, welche nicht zittern; Stimmen, die nicht schweigen; Gedanken, die nicht sterben. Man sieht sie in den fruchtbaren Staub des Colliseums,

des Neronisches Circus, der Straße von Ostia, der Mammertinischen Gefängnisse, der Katakomben niedergeworfen, wie sie das unerschöpfliche Leben einathmen, das aus diesen großen Gräbern sich ergießt, und aus dem Kusse des lebendigen und in ihrer Mitte strahlenden Petrus neue Kraft schöpfen.

„Während das freie und zufriedene Volk seinem König zahlreiche Beweise von Liebe gibt, von der Arbeit feiert und die heiligen Festlichkeiten betrachtet; während die gebildetsten Geister die Schätze der Kunst, der Wissenschaft und der Geschichte besuchen, sorgt ein ruhiger Geist ohne Anstrengung für das erste Bedürfniß des Menschengeschlechtes, für die Regierung der Kirche. Trotz der Sturmeswuth sitzt der erhabene Steuermann am Ruder, das Auge gen Himmel gerichtet, und nimmt mit ebenso kühner als sanfter Hand, mit ebenso festem als mildem Herzen all diesen Wind in das Segel und überläßt ihm das Schiff.

„So erschien uns Pius IX. Die Nachwelt wird ihn besser verstehen, weil sie den Zusammenhang und die Folgen seiner Handlungen besser verstehen wird. Sie wird ihn als Sieger preisen; sie wird in ihm einen der majestätischesten Päbste verehren, den die göttliche Barmherzigkeit der Kirche schenken wollte. Wir, seine Zeitgenossen, die wir ihn über gewöhnliche Menschen so hoch erhaben schauen, stehen dem Leuchten der Sanftmuth, der Sanftmuth des Moses und David, viel zu nahe. Die Augen kindlich auf ihn geheftet, freuen wir uns, wenn wir sehen, wie Gott ihn gemacht hat, um die Blicke der ganzen Erde auszuhalten. Seine Feinde werden umsonst verbrecherische Siege gestohlen haben; schon ist ihr Schicksal ersichtlich: von Raub und Diebstahl erstickt, werden sie zu Grunde gehen. Während die übernächtigen Sieger in blutigen Koth versinken, tritt die edle Gestalt des Pabst-Königs, mit allem heiligen Glanze geschmückt, immer schöner und herrlicher hervor; und die Zeit ist nicht mehr fern, wo aus den Reihen derer,

die es leugneten, mehr als eine Stimme sich erheben wird, um zu bekennen, daß er der Grundpfeiler der Welt ist."

Zwei Jahrestage.

Jedermann kennt die freiwilligen und glänzenden Manifestationen, welche seit mehr als zwanzig Jahren zu Ehren Pius' IX., des geliebtesten unter den Königen und des verehrtesten unter den Vätern, in Rom statt fanden. Wir wollen hier die vom 12. April 1866 anführen:

Ein Schreiben von Rom vom 14. April sagt, das Fest des 12. sei mit außerordentlicher Begeisterung gefeiert worden. Wir geben einen Auszug aus dem Artikel, welcher hierüber in der officiellen Zeitung erschien:

„Der 12. April erinnert an zwei von den denkwürdigen Ereignissen, welche in so großer Anzahl die Regierung Pius' IX. zieren, zwei Ereignisse, die besonders das römische Volk freudig bewegen, weil es in ihnen den Beweis für den Beistand erkennt, womit Gott das Oberhaupt der Kirche und die Stadt der Päbste bedeckt: an die siegreiche Rückkehr Pius' IX. nach Rom, am 12. April, nach der Verbannung Seiner Heiligkeit in dem Königreich beider Sicilien, und an die Erhaltung des Lebens Pius' IX., welches in St. Agnes außerhalb der Mauern am 12. April 1855 bedroht war.

„Bei der Unsicherheit und den Befürchtungen, welche die gegenwärtige Lage hervorruft; Angesichts der Drohungen, die eine bevorstehende Gefahr vermuthen lassen, belebt uns dieser Tag, welcher an zwei, tief in aller Herzen gegrabene Thaten des göttlichen Schutzes erinnert, mit neuem Muth und neuer Hoffnung. Wir sehen auch, wie die Feierlichkeit des doppelten Jahrestages zugleich mit den Gefahren wächst. Während die Feinde der wah=

ren Größe Roms die Maske abnehmen und kühner auftreten, geben sich auch die Gesinnungen der Religion und Treue gegen den hl. Stuhl, wovon die Stadt erfüllt ist, u' siede il successor del maggior Pietro*), in einer allen verständlichen Sprache kund, welche auf die Sinne wirkt, um zum Verstand und Herzen zu gelangen.

„Wir können nur sagen, daß die Demonstration in diesem Jahr noch glänzender war, als im verflossenen."

Antwort Pius' IX. an General Gémeau.

Pius IX. liebt das katholische Frankreich, das ihm fortwährend sein Almosen und seine Kinder schickt.

General Gémeau übernahm nach General Baraguay d'Hilliers, der später Marschall wurde, das Commando über die französische Division in Rom. Er machte in Begleitung seines Generalstabs den 1. Januar 1851 dem hl. Vater seine Aufwartung und richtete an ihn Worte religiöser Ehrfurcht. „Eine französische Armee," sprach der General, „hatte die Ehre, ihr Blut zu vergießen, um den Pabst in die Hauptstadt der katholischen Welt zurückzuführen; die Ehre des Occupationscorps wird darin bestehen, daß es ihn daselbst hält. Daher wird es stets den festen, ruhigen und beharrlichen Willen und, wenn es Noth thut, auch die Kraft und Energie besitzen, welche die Religion den französischen und christlichen Soldaten ins Herz legt."

Der hl. Vater antwortete:

„Ich ergreife mit dem größten Vergnügen jede Gelegenheit, die es mir möglich macht, Frankreich und seiner Armee die Ge-

---

*) wo der Nachfolger des großen Petrus thront (Dante, div. Com.)

fühle meiner Dankbarkeit auszusprechen. Die Gelegenheit, die Sie, Herr General, mir darbieten, und die ganz den Wünschen meines Herzens entspricht, erinnert mich an die väterliche Liebe, die ich gegen die hochherzige Nation, der Sie angehören, und die zur Wiederherstellung der Ordnung in der Hauptstadt der katholischen Welt so viel beigetragen, in meinem Herzen hege.

„Die Gesinnungen, die ich Ihnen ausspreche, werden von der größten Mehrheit der Römer getheilt. Erst gestern, als ich mit mehr Recht als zu irgend einer andern Zeit dem Herrn danken wollte, in dem Augenblick, als ich in der Jesuskirche, wo auch französische Soldaten waren, durch die unermeßliche Volksmenge hindurchschritt, wurde ich bis zu Thränen gerührt, als ich eine Frau auf mich zugehen sah, die ihre Stimme erhob und zu mir sagte: „Heiligster Vater! segnen Sie die Franzosen, die uns von „den Dolchen der Anarchie und von so vielen Leiden befreit haben.“ Sowohl aus eigenem Antrieb, als auch um mich mit den Wünschen meines Volkes zu vereinigen, segne ich daher Sie, Herr General! ich segne die Armee, ich segne die französische Nation und ihr Oberhaupt.“

Was Pius IX. vom katholischen Frankreich sagt.

Wir haben, sagt der Monde, Nachrichten aus Rom vom 4. April, und der Brief, der sie uns bringt, enthält nebst dem Text der Adresse, welche vom Herzog Rohan-Chabot den 3. April Seiner Heiligkeit inmitten von 600—700 Franzosen überreicht wurde, auch die Antwort, welche Pius IX. in französischer Sprache auf diese Adresse ertheilte.

Der Correspondent war zwar nicht selbst dabei, aber stellte die Gedanken, die mehrere der dabei Anwesenden behielten, theils aus ihren, theils aus schriftlichen Berichten zusammen.

Die Adresse, welche der edle Herzog mit bewegter und kräftiger Stimme vorlas, lautet also:

„Heiligster Vater!

„Frankreich, als dessen Kinder wir alle uns rühmen, stellte unter allen seinen glorreichen Titeln den der ältesten Tochter der römisch-katholischen und apostolischen Kirche jederzeit obenan. Seine Fehler, wenn es solche begangen, wurden durch großes Unglück mannigfacher Art gebüßt und, wir wagen es zu sagen, durch lebendigere und einsichtsvollere Liebe wieder gut gemacht. Diese Liebe, die sich durch alle christliche Jahrhunderte hindurchzog, ist bei dem so großen Schauspiel Ihrer Tugenden und Leiden noch gewachsen. Wir wissen, daß Ihr Herz für Frankreich schlägt; aber wie viele Herzen in Frankreich schlagen auch für Sie! Und wir nehmen keinen Anstand, zu behaupten, daß der Wunsch unserer Parlamente nur das schwache Echo der Gesinnungen unseres Landes ist, dessen Wille nicht mißachtet werden kann und nicht mißachtet werden wird.

„Heiligster Vater! welche Schmerzen Ihnen auch in der Zukunft vorbehalten sein mögen, wir kommen alle, um im Namen unserer Familien und der immensen Mehrzahl unserer Landsleute hier, in Gegenwart Gottes und vor Ihnen, seinem Stellvertreter, feierlich zu betheuern, daß die Liebe und Ergebenheit des katholischen Frankreichs nie erlöschen, und daß es stets Wache halten wird um Ihre geheiligte Person und um den Thron, auf welchem die weltliche Gewalt ruht, von welcher man mit so großer Autorität sagte, daß die Jahrhunderte sie gemacht und gut gemacht haben. (Beifall.) Ja, stets werden die französischen Katholiken Ihre Sache als die Sache des Glaubens, der Gerechtigkeit und Ehre, als die Sache der Civilisation und der wahren Freiheit betrachten."

„Gestatten Sie uns, heiligster Vater, nach den herrlichen

Festlichkeiten, denen wir beiwohnten, zu den Füßen Eurer Heiligkeit unsere heißesten Wünsche niederzulegen. Mögen Sie noch lange Jahre die dreifache Krone tragen, aus welcher wir gerne, um den Preis unseres Blutes, die Dornen ziehen möchten, und geben Sie uns, als Unterpfand und Sinnbild des Segens Christi, Ihren apostolischen Segen!"

Auf so fromme und erhabene Worte, die den Willen Frankreichs und seiner Kinder so energisch aussprechen, erwiderte Pius IX. ungefähr folgendes:

„Diese Ostertage sind Tage des Trostes und der Freude.

„Frankreich hat mich stets getröstet und tröstet mich noch; Ihr seid ein Beweis dafür; denn Ihr bereitet heute meinem Herzen eine große Freude.

„Uebrigens sind es ja ganz besonders die Franzosen, die mich mit solchen Zeugnissen überhäuften. Als ich Rom verlassen mußte, bereitete ein französischer Gesandter meine Abreise vor und deckte sie, und als ich zurückkehrte, hatte ich zur Rechten in meinem Wagen einen französischen General, der jetzt Marschall von Frankreich geworden ist.

„Seit zwanzig Jahren bin ich hier durch den Willen Gottes und trotz meiner Unwürdigkeit; Frankreich gab mir beständige Beweise seiner kindlichen Anhänglichkeit, und die Regierenden selber behaupteten in letzterer Zeit, Ihr wisset es besser als ich, die Nothwendigkeit meiner weltlichen Herrschaft."

Hier sprach sich der hl. Vater in festen und edlen Worten über die Nothwendigkeit der weltlichen Gewalt als der Garantie der freien Ausübung seines geistlichen Amtes aus.

„Die Feinde der Ordnung, die Revolutionäre, die Gottlosen leugnen dies, ich weiß es.

„Aber Ihr, Ihr glaubet daran; Ihr wollet die päbstliche Gewalt nicht geschmälert, wie sie es zur Stunde ist, sondern die

ganze Macht, in den Grenzen, welche Gott und die Jahrhunderte gebildet haben; und ich danke Euch."

Sodann machte der hl. Vater eine Anspielung auf die Einheit, auf den Glauben, auf die vertrauensvolle Ruhe der Katholiken, die sich um den Stuhl Petri schaaren, und führte eine lateinische Schriftstelle an aus den Sprichwörtern: Secura mens quasi juge convivium. *)

Nun brach ein Beifallssturm los. „Es lebe Pius IX.! Es lebe der Pabst=König!" ertönte es von allen Seiten. Seine Heiligkeit gebot durch eine Handbewegung Stille und fuhr mit gen Himmel gerichtetem Blicke fort:

„Und nun, was soll ich Euch besonders sagen? Ich will die Worte wiederholen, die ich in der Messe hörte, welcher ich soeben beiwohnte.

„Als die Apostel nach der Auferstehung versammelt waren, erschien der Herr in ihrer Mitte und sprach zu ihnen: Pax vobis, Friede sei mit euch! Als Stellvertreter Jesu Christi trotz meiner Unwürdigkeit sage daher auch ich: Pax vobis, Friede sei mit Euch! Ja, der Friede sei mit Euch, er sei mit dem so gequälten Europa, mit dem armen Italien; er sei mit Euch allen, mit Euren Verwandten, mit Euren Freunden!

„Als Unterpfand meiner väterlichen Liebe bitte ich Gott, er möge Euch diesen Frieden schicken, und ertheile Euch meinen Segen."

Die ganze Versammlung fiel auf die Kniee nieder. Pius IX. sprach die Formel des apostolischen Segens aus, und die Rufe: „Es lebe der Pabst=König!" erschallten mit neuer Begeisterung, welcher Seine Heiligkeit, sichtlich gerührt, freien Lauf ließ.

---

*) Ein ruhiges Gemüth ist wie ein beständiges Freudenmahl.

Pius IX. segnet Belgien.

Aus Rom wurde am Samstag den 7. April 1866 geschrieben:

„Der hl. Vater, dessen Gesundheit allen Anstrengungen seines geistlichen und weltlichen Amtes gewachsen ist, gibt fortwährend große öffentliche Audienzen. Nachdem er 3000 Personen aus allen Nationen, 600 Franzosen, den Herzog Rohan-Chabot an der Spitze, die belgische Karawane unter der Führung des Abbé von Meulder, die Engländer und Italiener miteinander und noch andere empfangen hatte, gewährte Seine Heiligkeit ungefähr 300 Belgiern Audienz im Consistoriumssaale.

„Bei dieser Audienz wurde nicht nur eine Adresse verlesen, sondern auch das von Gallais gemalte und von Barthélemy du Mortier, einem ehrenwerthen Mitgliede der belgischen Abgeordnetenkammer, nach Rom gebrachte Portrait des Pabstes überreicht, um damit im Namen einer sehr großen Zahl von Subscribenten dem hl. Vater einen Beweis der Ehrfurcht und Liebe zu geben.

„In dem Augenblick, als der Redner seine Adresse zu Ende gelesen hatte, fiel die Leinwand, welche das Gemälde Gallais' verhüllte, und das Bild Pius' IX. trat hervor und wird mit dem dreimal begeistert wiederholten Rufe: „Es lebe der Pabst-König!" begrüßt.

„Der hl. Vater hatte die Worte du Mortiers stehend und mit großer Aufmerksamkeit angehört. Er antwortete auch stehend darauf unter feierlichem Schweigen der Versammlung:

„Ich danke," sprach er, „mein lieber Sohn! ich danke „Euch allen. Alles, was Sie soeben gesagt haben, ist, so„weit es die Kirche betrifft, lautere Wahrheit; alles, aus„genommen das, was meine Person angeht. Das Gemälde, „das Sie mir überreichen, ist ein vollendetes Meisterwerk,

„aber das Modell ist sehr unvollkommen. Aus mir selbst „bin ich nichts; ich bin wie der Stab des Moses: es war „nur ein Stück Holz; aber in den Händen des Moses wirkte „dies Stück Holz durch die Kraft Gottes Wunder. Aus „mir selber, ich wiederhole es, vermag ich nichts; aber als „Stellvertreter Jesu Christi, in den Händen Gottes, vermag „ich alles.

„Ich benütze diese Gelegenheit, die Euch um mich ver„sammelt, um Belgien, dem katholischen Lande, das mir so „viele Beweise von Liebe gegeben, und mir heute wieder „einen neuen gibt, meinen Dank auszusprechen. Ja, ich „danke ihm für seine Ergebenheit gegen den hl. Stuhl, und „für seine Liebe zu meiner Person.

„Ich segne es, dieses Belgien, wo so viel Gutes geschieht. „Ich segne Euch, die Ihr hier gegenwärtig seid, und Eure „abwesenden Familien. Möge mein Segen die schlechten „Lehren und bösen Leidenschaften, welche der Untergang der „Staaten sind, von Eurem Vaterlande entfernen! Möge er „den Blinden das Gesicht geben, denn es gibt auch bei Euch „solche, und sie auf den rechten Weg zurückzuführen, auf den „Weg, der zum Heile führt!“

„Hierauf ertheilte der hl. Vater der Versammlung seinen Segen.

„Die Bewegung, die alle ergriffen, würde in äußerliche Kundgebungen ausgebrochen sein, wenn die Versammelten nicht durch die dem Orte schuldige Ehrfurcht sich hätten abhalten lassen. Auf ein Zeichen Seiner Heiligkeit wurden Alle zum Fußkusse gelassen. Ein junges Mädchen, die Enkelin des du Mortier, trat zuerst vor und überreichte dem Pabste ein reiches Album mit den Namen der Katholiken, welche sich an der Subscription zu dem Gemälde Gallais' betheiligt hatten. Du Mortier, Frau und Fräu-

lein Gallais empfingen den besonderen Dank des hl. Vaters. Mehrere Personen baten um eine geistliche Gnade, die ihnen auch gewährt wurde."

Die Amerikaner.

Es ist bekannt, wie stolz die Amerikaner darauf sind, daß Fremde sich nicht in ihre Angelegenheiten einmischen.

Daher ist es wahrhaft wunderbar, daß Protestanten, deren Zahl alle Tage kleiner wird, eine weite Reise unternehmen, um sich von Pius IX. eine Gnade zu erbitten.

Kurz vor dem Krieg, welcher die Vereinigten Staaten verheerte, schickte der Präsident der Union einen Minister nach Rom mit dem Auftrag, den hl. Stuhl um die Ernennung zweier amerikanischer Kardinäle zu bitten. Kardinal Antonelli drückte über diese Bitte einiges Befremden aus und bemerkte, daß so etwas noch nie geschehen sei.

— Darum, antwortete der Minister mit dem Phlegma seiner Landsleute, darum bin ich beauftragt, den Vorschlag dazu zu machen.

— Aber Amerika ist so weit entfernt, erwiderte der Kardinal, und wenn ein Conclave gehalten werden soll, welche Schwierigketten!

— Ist Eure Eminenz schon nach Amerika gereist?

— Mein Gott! nein.

— Ich, ich komme aus Amerika und werde in einer Woche dahin zurückkehren, um im nächsten Monat wieder zu kommen. Ein amerikanischer Kardinal würde nicht den zehnten Theil der Zeit zur Reise nach Rom brauchen, die vor 100 Jahren ein Kardinal von Sevilla oder London brauchte.

Der Staatssecretär, der sich bei dieser Eröffnung sehr zurückhaltend gezeigt hatte, würdigte gleichwohl die Wichtigkeit derselben, und versprach, sie Seiner Heiligkeit vorzutragen.

Als nun Pius IX. den Vorschlag hörte, fing er sogleich an, dem allmächtigen Gott zu danken, der von der Mutterkirche getrennten Männern so große Gedanken eingab, welche die Welt als eine glänzende Huldigung gegen die Wahrheit und den apostolischen Stuhl anzusehen nicht zögern würde; und er sprach, wie versichert wird, zu Seiner Eminenz:

— Sie haben Recht, die amerikanische Kirche besaß noch nie Kardinäle; aber vor mir hatte auch noch kein Pabst, der die Reise nach Amerika gemacht, den Thron des hl. Petrus bestiegen. Vielleicht will deßwegen die göttliche Vorsehung mir die Ehre zu Theil werden lassen, Männer einer andern Hemisphäre mit dem Purpur zu bekleiden. Lassen wir dieses Projekt reif werden. Wir wollen die Umstände benützen, wie Gott sie fügen wird. Es gibt keine Entfernungen mehr: dieser Fortschritt der Materie muß von nun an zur Ausbreitung der wahren Kirche Jesu Christi dienen.

Der Katholicismus hat, Dank Pius IX., seinem apostolischen Eifer, in Amerika großartige Fortschritte gemacht.

In den Vereinigten Staaten besaßen die Katholiken nur eine einzige Kirche in dem weiten Gebiete desjenigen Theiles, der damals Neuengland bildete, und nur eine einzige Diöcese ausmachte, nämlich die Diöcese Boston; jetzt zählt dasselbe Land über 350 Kirchen und ist in vier Diöcesen eingetheilt. In den letzten zwölf Monaten bauten die Katholiken von Boston eine Kirche, und drei kauften sie den Protestanten ab. Letzteres kommt in Amerika nicht selten vor.

Der Pabst und die deutschen Protestanten.

Wir lesen im Monde:

„Die protestantisch-theologische Facultät in Bonn ist seit zwei Monaten in großer Aufregung. Plitt, einer ihrer Professoren,

hatte sich Anfangs April dieses Jahrs mit seiner Tochter nach Rom begeben. Er wohnte den Festlichkeiten der Charwoche bei, und war auch bei einer von den großen öffentlichen Audienzen, die im Vatikan statt fanden.'

„Unter dem 2. April 1866 schrieb er an den Direktor der „Kölner Blätter" einen Brief. Sie druckten einige Abschnitte daraus ab, von denen wir folgenden anführen:

„Der Fremdenzudrang ist dieses Jahr ungewöhnlich stark, „aber nicht, als ob die öffentliche Meinung annähme, es „dürfte eben das letzte Mal sein, daß der hl. Vater in Rom „die Ostern feierte. Denn der Glaubensmuth des Pabstes „scheint sich allen, die das Glück haben, ihn zu sehen, mit- „zutheilen. Er steht wie ein Fels, voll Milde, voll Heiter- „keit, voll Gottvertrauen. Seine Rüstigkeit ist bewunde- „rungswürdig. Am Gründonnerstag reichte er einer großen „Zahl deutscher Geistlicher, die hier anwesend sind, selbst „die hl. Communion, gab den Tausenden auf dem Peters- „platz den Segen, so daß man jedes Wort hören konnte, ver- „richtete dann in St. Peter die Fußwaschung, und bediente „darauf in einer Loggia des Vatikans die Tafel der Apostel. „Jedem reichte er eigenhändig drei Platten und zwei Gläser „Wein und Wasser. Vorgestern ertheilte der hl. Vater große „Audienz. Im ersten Zimmer verweilten zwölf Personen, „darunter ich mit meiner Tochter. Der heilige Vater wandte „sich zuerst an meine Tochter und sagte zu ihr in fran- „zösischer Sprache: „Nicht wahr, Sie sind eine Deutsche? „Nun, Gott segne Sie, mein Kind!" Auf ihre Bitte weihete „er einige Rosenkränze, die sie in der Hand hielt. In der „anstoßenden großen Loggia waren wohl an 500 Personen. „Hier hielt der hl. Vater eine ebenso einfache, als herzliche „und tiefergreifende französische Anrede. Sie können sich

„nicht vorstellen, welchen Eindruck die Erscheinung des hl. „Vaters macht. Diese Milde und Freundlichkeit und zu„gleich diese Würde ohne jeden Schein von etwas Gesuchtem. „Wer ihm einmal in sein Auge gesehen hat, muß ihn ver„ehren. Gestern celebrirte er die Messe in St. Peter mit „einer bewunderungswürdigen Kraft. Er intonirte so, daß „seine wohlklingende Stimme durch die ganze Kirche schallte, „und man jedes Wort verstehen konnte. Nachher segnete er „wieder das Volk auf dem Petersplatz. Man schätzte die „Menge auf 100,000. Es war ein tiefergreifender Mo„ment, als diese ganze Masse auf den Knieen lag, und kein „Laut hörbar war, als die Stimme des segnenden hl. Va„ters. Abends fand die Beleuchtung von St. Peter statt, „ein Schauspiel, das man nur in Rom sehen kann. Das „oberste Kreuz strahlte hell am nächtlichen Himmel. Crux „fiat lux . . .“

„Als der gelehrte Professor aus Rom zurückgekehrt war, eröffnete die genannte Facultät eine Untersuchung gegen ihn. Plitt wurde von dem orthodoxen Areopag des Kryptokatholicismus angeschuldigt. Man weiß nicht, wie Plitt sich vertheidigte; aber Schlottmann, der Decan der Facultät, veröffentlichte im Namen der letzteren eine Erklärung, welche die vollkommene Orthodoxie des Angeklagten bezeugte. Diese Erklärung scheint weder die kirchlichen Behörden noch die orthodoxen Protestanten befriedigt zu haben, und ihr schlechter Humor machte sich in mehreren Zeitungsartikeln gegen den Professor Luft, der sich erlaubte, in der Verehrung des Oberhauptes der katholischen Kirche dem Zuge seines Herzens zu folgen. Seine Gegenwart in der Bonner Fakultät brachte den protestantischen Glauben in Gefahr; ein Mann, der ein solches Aergerniß gegeben hatte, mußte entfernt werden. Die übrigen Mitglieder der Facultät, und besonders der Decan, stellten

an Plitt die Bitte, er möge um seine Entlassung einkommen, was er denn auch soeben gethan hat."

Allocution Pius' IX. im Consistorium den 29. Oktober 1866.

Je mehr wir uns der Lösung der römischen Frage nähern, desto mehr zeigt sich auch der Pabst auf der Höhe seiner Stellung und der ihn bedrohenden Ereignisse. In Wahrheit kann das heldenmüthige Oberhaupt der Kirche, ohne fürchten zu müssen, daß es Lügen gestraft werde, ausrufen: Ich fürchte Gott und eine andere Furcht kenne ich nicht. Seine Allocution vom 29. Oktober 1866 hat Verwirrung in das Lager der Freimaurer gebracht.

Der Pabst hat gesprochen; er wird, wenn es sein muß, für die Vertheidigung der Rechte der Kirche den Martyrertod erleiden oder in fremdem Lande für seine Unabhängigkeit eine Zufluchtsstätte suchen. Wir wußten es. Wir wußten, daß der bewunderungswürdige Pius IX. Gott die ihm anvertraute Hinterlage unversehrt zurückgeben werde, und daß zwischen ihm und der Revolution keine Transaction und kein Compromiß möglich sei. Wenn die Revolution sich einen Augenblick schmeichelte, der Pabst, d. h. die Kirche, werde ihr erhabenes Haupt vor dem neuen Rechte beugen, so wird die Täuschung kurz gewesen sein. Wenn es sein muß, Tod oder Verbannung, so lautet die Antwort des Pabstes. An Europa, das müßig zuschaute, an Europa, das den Schmerzensschrei des hl. Vaters hörte, aber nicht darauf antwortete, an Europa ist es nun, heute sein Werk zu beurtheilen. Der Stellvertreter Jesu Christi soll entweder sterben oder in die Verbannung gehen: dahin haben es alle die Meutereien, alle die Schändlichkeiten gebracht, deren erster Act die Verletzung des Vertrags von Villafrança war; so weit ist es mit dem Pabste gekommen, dem die siegreiche französische Armee vor 17 Jahren die Thore

Roms wieder eröffnete, und den man von da an vor jeder Gefahr für gesichert hielt; denn das Schwert Frankreichs läßt keinen Spott mit sich treiben.

Der energische Entschluß des Pabstes erregt die Wuth der revolutionären Presse; denn der Pabst entkommt ihren Klauen. In der That, wenn Pius IX. als Martyrer der Pflicht stirbt, so ist das die schönste Verherrlichung des Pabstthums, und die Kirche zählt eine Größe mehr und der Himmel einen neuen Bekenner. Das will die Freimaurerei nicht; sie verhehlt sich die unermeßliche moralische Wirkung nicht, welche die Verbannung oder Gefangennehmung des Pabstes in der Welt hervorbringen würde: ihre Absicht, die Erstickung des Katholicismus im Kothe, wäre verfehlt. Pius IX. sollte vielmehr, — das träumte, das wollte sie, — Pius IX. sollte im Angesicht der Gefahr den Muth verlieren, Zugeständnisse machen, für die weltliche Krone, wodurch seine Unabhängigkeit garantirt ist, eine Rente von einigen Millionen annehmen; mit einem Wort, das Pabstthum sollte einen moralischen Selbstmord begehen. Die Revolution hatte darin einen ganz richtigen Blick. Allein die Haltung des hl. Vaters, seine Entschlossenheit, lieber zu sterben, als die Rechte des hl. Stuhles zu verrathen, vereitelte alle Berechnungen der revolutionären Geschicklichkeit. Wir haben also Recht, wenn wir sagen, daß der Pabst seiner Feindin, der Revolution, entwische.

Er entwischt ihr auch, wenn er in die Verbannung wandert; denn auf fremdem Boden wird er wenigstens frei sein; er wird mit allen Kirchen der katholischen Welt verkehren, alle Nationen lehren können, wie ihm der Auftrag geworden: Ite, docete omnes gentes.*) Das Licht der Wahrheit wird immer auf Erden leuchten, und die Revolution wird noch auf ihren Tritten die Kirche

*) Gehet hin und lehret alle Völker.

finden, ihr den Weg zu versperren. Wenn aber ihr definitiver Triumph nur auf den Trümmern der Kirche möglich ist; wenn der Geist des Irrthums und des Bösen nicht Meister werden kann, so lange es noch einen Pabst gibt: dann läßt sich beurtheilen, von welch unermeßlicher Wichtigkeit die Worte des hl. Vaters sind, und welch eine Tragweite die römische Frage hat. Zum Unglück begreifen dies viele Leute nicht; sie halten sich nur an die materielle Seite: Rom soll die Hauptstadt Italiens werden, ohne sich um die moralische Seite zu kümmern. Warum, sagen sie, warum weist denn der Pabst jede Verständigung mit Viktor Emmanuel zurück? Warum will er nicht im Vatikan bleiben, wie ihm von allen Seiten vorgeschlagen wird? Wird er denn nicht ebensogut Pabst sein, wenn Rom die Hauptstadt Italiens ist? Und sie fühlen nicht, daß Rom als Hauptstadt nur einen Vorwand bilden muß. Die Revolution hat da einen viel schärferen Blick; sie weiß recht gut, daß an dem Tage, an welchem Pius IX. den Vatikan aus den Händen des Königs von Italien annähme, er seine Abdankung unterzeichnen würde, und dieser Zweck wird seit der Septemberconvention verfolgt. Man schmeichelte sich im revolutionären Lager damit, der Pabst würde, wenn er sich allein den demagogischen Rotten gegenüber gestellt sähe, nachgeben; er würde sich fürchten; man würde ihm Millionen anbieten; dann wäre man noch edelmüthig gewesen, man hätte nicht gemarktet. Alle diese Berechnungen waren, Gott sei Dank, falsch. Der Pabst sprach nur das Wort: Lieber den Tod, lieber die Verbannung! ein großes Wort, das vielleicht die Civilisation retten wird; denn, verhehlen wir es uns nicht, es handelt sich um die Civilisation; die sociale Ordnung, das Eigenthum, die Familie werden in der Person des Pabstes angegriffen und bedroht.

Wer das nicht glauben will, oder unsere Ansicht für übertrieben halten möchte, der stelle über folgende Zeilen eine kurze

Betrachtung an: sie sind aus den Papieren der Grande Venta,*) die vor einigen Jahren von der römischen Polizei abgefaßt wurden.

„Was wir anstreben, ist nicht die Revolution in der einen „oder anderen Gegend; das ist leicht zu bewerkstelligen, wenn „man nur will. Der alten Welt kann nach unserer Ansicht „nur durch Erstickung des katholischen und christlichen Keims „der sichere Todesstoß versetzt werden. Verschwören uns „daher nur gegen Rom; Italien wegen Rom, und Rom „wegen des Pabstthums, das ist der Zweck unserer Anstren- „gungen. Schon haben wir überallhin Zerstörung und Auf- „lösung getragen; alles ist auf die Linie herabgedrückt, unter „welche wir das Menschengeschlecht erniedrigen wollen. Der „Katholicismus fürchtet sich vor dem scharfen Dolche ebenso „wenig, als die Monarchieen; aber diese beiden Grundlagen „der socialen Ordnung müssen unter der Corruption dahin- „siechen. Werden wir daher nicht müde, zu corrumpiren; „popularisiren wir das Laster unter der Menge, daß sie es „mit den fünf Sinnen in sich aufnehme, daß sie es hinein- „esse, daß sie es hineintrinke rc."

Also um die alte Welt, d. h. die christliche und civilisirte Gesellschaft, deren Kinder wir alle sind, zu tödten, „soll die ka- tholische Idee vernichtet werden. Verschwören wir uns also nur gegen Rom; denn dort ist das Haupt, das Herz, der Mittelpunkt, das Leben des Katholicismus." Ist das deutlich? Und wird man solchen Enthüllungen der Helfershelfer der Hölle gegenüber die unermeßliche Rolle des Pabstes in dieser Welt und die unermeß- liche Leere begreifen, die aus seinem Sturze folgen müßte? Ver- gessen wir es nicht, zwischen den Barbaren und uns, zwischen dem

*) Name einer Freimaurerloge.

abscheulichen Communismus und der Civilisation steht nur ein Mann, der Pabst. Und darum ist die römische Frage von allen die größte, darum verschwindet vor ihr alles. Sein oder nicht sein, so lautet das Dilemna: Europa muß wählen.

Der Osservatore cattolico von Mailand sagt über die letzte päbstliche Allocution:

„Es ist ein großer Act Pius' IX., und vielleicht der größte seines Pontificats. Wozu wird er dienen? fragen die Anhänger der Nützlichkeitstheorie. Er wird einen dreifachen Nutzen hervorbringen: er wird die guten Katholiken, die ohne Grund in Angst waren, beruhigen; er wird dem lächerlichen Geschwätz von einer unmöglichen Transaction ein Ende machen; er wird vor der unwissenden und schlechten Welt, von der Unbeugsamkeit des Non possumus einen weiteren Beweis liefern. Aber werden die Allocutionen den Abzug der Franzosen und die Ankunft der Italiener hindern? Darnach fragen wir nicht. Kümmert sich der Pabst um zeitlichen Vortheil, um den Abzug jener und um die Ankunft dieser, wenn seine Pflicht ihm auferlegt, zu sprechen? Was wäre auch aus dem Christenthum geworden, wenn die Apostel, die Martyrer, die Kirchenväter und die Heiligen den zeitlichen Vortheil zu Rath gezogen hätten? Die revolutionäre Presse diesseits und jenseits der Alpen wird ihre Lästerungen und Flüche darüber ausspeien. Die wüthenden Zeitungen von Florenz, Mailand und besonders von Venedig, die jetzt ihren ersten Zorn auslassen, werden uns mit Spott bedecken. Ein Sturm von Unverschämtheiten und Beschimpfungen wird in Berlin und Paris gegen Rom und den Pabst losbrechen. Die Kölner und Wiener Juden, die Freimaurer und Brüsseler Solidaires werden uns mit ihrem Geschrei betäuben. Aber etwas Großes werden sie Pius IX. nicht absprechen können: den Muth. Ja, den Muth des ehrwürdigen Pabstes, der es wagt, mit mächtigen Feinden, deren Gefangener

er morgen werden kann, laut und kräftig zu sprechen, obgleich er nur einen unsichern Rückhalt hat. Den Martyrern gleich, die mit ihrem Blute das nahe Amphitheater tränkten, hört er schon das Brüllen der Löwen, die wüthend auf das Oeffnen der Thüre warten, und mit heiterem Auge und furchtlosem Herzen blickt er gen Himmel auf. Ehre Pius IX.! Vor vier Jahren sahen wir ihn in der ganzen Majestät seines hohen Amtes, von 300 Bischöfen umgeben, die aus allen Theilen der Erde gekommen waren; und heute, wo er am Vorabend der Verbannung oder des Gefängnisses seine feierlichen Allocutionen hält, strahlt er in nicht geringerem Glanze. Die Revolution wird schrecklich sein, wir wissen es, wir erwarten es; wenn sie uns aber auch das Stück Brod nimmt, das wir mit den Armen theilen; wenn sie uns die ohnehin schon beschränkte Freiheit und vielleicht das so martervolle Leben raubt: zwei Güter werden uns bleiben: die Ehre und das gute Gewissen, die sie uns ebenso wenig wird nehmen können, als sie Gott dem Herrn die Zukunft und die Ewigkeit zu entreißen vermag."

Wir können nicht umhin, folgende schöne Erwägungen des P. Lacordaire hier anzuführen:

„Wäre der Stellvertreter Jesu Christi ein einziges Mal aus Schwachheit seiner Mission untreu geworden, so kann Niemand, menschlich gesprochen, sagen, was geschehen wäre. Aber in dem langen Geschlechtsregister des Pabstthums ist auch nicht ein einziger, der so feige gewesen, daß er die Wahrheit an die weltliche Macht verkauft hätte. Die englischen Bischöfe überlieferten die katholische Kirche an Heinrich VIII., ein Theil der schwedischen Bischöfe an Gustav Wasa, die russischen Bischöfe an Peter I.; viele Priester und Bischöfe unterlagen im Laufe der Zeit der Furcht und der Hoffnung, aber nie ein römischer Pabst. Sie waren gewöhnlich bis zu den äußersten Grenzen nachgiebig; sie unterhan-

delten, sie baten, sie warteten, sie benützten alle Umstände, damit sie, wenn die Stunde kam, ohne Vorwurf leiden und Gott das Schauspiel der demüthigen Gerechtigkeit in seiner ganzen Reinheit geben konnten. In dem Muthe, womit man das Loos über sich ergehen läßt, das man sich zugezogen hat, liegt ein Adel, der die Herzen zurückführt; wenn aber englische Geduld dem ehernen Muth vorausging, und wenn diese beiden Eigenschaften sich auf derselben Stirne mit der Majestät des Unglücks und der Jahre vereinigen, so macht dies einen gewaltigen Eindruck, und die unfehlbare Wirkung auf die Menschen kann durch keinen Ruhm aufgewogen werden. Unsere Generation war dessen Zeuge. Es gefiel der Vorsehung, zur Demüthigung der Welt alles, was der Geist eines Jahrhunderts thun kann, in einem einzigen Menschen zu vereinigen und in dem wehrlosen Pabstthum, dessen Inhaber ein Greis von gewöhnlicher Begabung war, die Ueberlegenheit des Glaubens über den Verstand und die Schwachheit der menschlichen Pläne im Vergleich mit der demüthigen und einfältigen Erfüllung des durch die Tradition bekannten göttlichen Willens zu erweisen. Man erkannte in Pius VIII. den Mann, der mit dem durch den Sieg offenbar gewordenen Genie sich vereinigen möchte, aber nicht kann, weil er in seinem Gewissen ein unüberwindliches Hinderniß findet, das seiner Neigung entgegentritt. Sein Gegner traute auf das Schwert und war unerbittlich. Man weiß, die Asche Pius VII. ruhet unter dem St. Petersdom, und die Asche Napoleons auf einem Felsen des atlantischen Meeres; das war einer von den Augenblicken, von denen ich gesagt habe, daß in ihnen Zeit und Ewigkeit einander begegnen.

Die Gerechtigkeit Gottes vergeht nicht.

Bekanntlich zog Viktor Emmanuel als Triumphator in Vene=

dig ein, das er, wie im Jahre 1859 die Lombardei, demüthig aus Frankreichs Händen annahm.

Nach den Berichten der officiellen Blätter wurde ihm ein unbeschreiblich großartiger und begeisterter Empfang zu Theil.

Aber mitten unter den Ovationen begegnete dem Helden der neuen Zeit auf dem Triumphzug ein Mann, der ihm, wie einst den römischen Kaisern, zurufen sollte, daß er sterblich sei.

Wir lesen in einer Correspondenz der Union de l'Ouest:

„Ein Brief aus Venedig erzählt aus der Zeit des Aufenthalts Viktor Emmanuels in dieser Stadt folgende Anekdote:

„Als er die Gallerie von St. Markus verließ, zog eine große Steinplatte im Mosaikpflaster seine Aufmerksamkeit auf sich, und er fragte nach deren Bedeutung. Der Aufseher antwortete: „Auf diesem Steine brachte der mächtige Kaiser Barbarossa dem Pabst Alexander III. seine Huldigung dar." Der Patriarch von Venedig, der an der Seite Viktor Emmanuels sich befand, nahm das Wort, um von den Gewaltthätigkeiten und Anmaßungen des deutschen Kaisers gegen den Pabst, sodann von den Unglücksfällen und Strafen, die er dafür leiden mußte, endlich von der glänzenden Demüthigung Barbarossas vor Pabst Alexander zu erzählen; der Kaiser mußte vierzehn Jahre lang in Italien, Frankreich und Deutschland umherirren.

„Hier, Majestät, auf diesem Steine zerschellte die ganze „Arglist und Verschlagenheit, welche von dem mächtigsten „Kaiser jener Zeit gegen den Pabst entwickelt wurde. Hier „mußte endlich der Mann, vor welchem die Welt zitterte, „und der Mailand in Asche legte, vor dem Stellvertreter „Jesu Christi das Knie beugen."

„Nach dieser Erzählung wendete sich Viktor Emmanuel ganz verdrießlich an Baron Ricasoli und sprach zu ihm: Tempi pas-

sati,*) nicht wahr, lieber Baron? — Tempi passati. Viktor Emmanuel wird vielleicht bald erfahren, daß die Zeit der Gerechtigkeit Gottes nie vergeht."

In der hl. Schrift steht geschrieben: Justitia Domini manet in aeternum.**) Ein berühmter Staatsmann, M. Thiers, drückte sich hierüber, wie der Bischof von Orleans erzählt, mit einer Originalität des Gedankens und mit einer Derbheit der Sprache aus, die nur seinem großen Verstande gleichkommt. Man fragte ihn einst bei einem Diner nach seiner Meinung über die römische Frage. „Meine Meinung?" sprach er, „ich habe hierüber keine." Als die vornehme Fragerin weiter in ihn drang, antwortete er: „Mein Gott! ich kann meine Meinung darüber vor Ihnen gar nicht mit Anstand aussprechen." — „Sprechen Sie, sprechen Sie, ich bitte recht dringend." — „Wohlan, weil Sie es denn befehlen, so vernehmen Sie meine Ansicht: „Ich bin kein guter Katholik, aber Papist, weil ich die Geschichte gelesen habe, und die Geschichte mich gelehrt hat, daß alle, die vom Pabste aßen, daran sterben mußten."

„Dieses sonderbare Wort könnte als derbe Uebersetzung des kräftigen Ausspruchs Jesu Christi gelten: Wer auf diesen Stein fällt, wird zerschmettert werden.

Unsere Hoffnungen in der Zukunft gründen sich auf eine Erfahrung von achtzehn Jahrhunderten; die Hoffnungen der Feinde der Kirche stehen nach dieser Erfahrung im Widerspruch mit der Geschichte. Wie oft glaubte man schon, mit dem Pabstthum sei es vorbei! Und das Pabstthum ist immer da; es beherrscht alle andern Gewalten mit der Ueberlegenheit der Gerechtigkeit, des Rechtes und der Wahrheit über die elenden Interessen eines Augenblicks. Wie

*) Vergangene Zeiten!

**) Die Gerechtigkeit Gottes bleibt in Ewigkeit.

oft mußte der Pabst Rom verlassen! Wie viele Päbste wurden gemartert, verbannt und ins Gefängniß geworfen! Und der Pabst ist noch in Rom, der Pabst herrscht und regiert wie Christus, dessen irdischer Stellvertreter er ist.

Schon vor 600 Jahren glaubte ein mächtigerer Kaiser, als Viktor Emmanuel, mit dem hl. Stuhle fertig gemacht zu haben, Friedrich II. hoffte die Päbste zu stürzen und die päbstliche Herrschaft zu vernichten, die sich seinem Streben, ein Universalkaiserthum zu gründen, widersetzte und seine ungerechten Unternehmungen verurtheilte; er gab sich für den Hammer Roms aus, und man hätte einen Augenblick glauben können, jedes Hinderniß sei ihm aus dem Wege geräumt, als ein ihm befreundeter Kardinal, Sinibald Fiesco, Pabst wurde; aber die Täuschung dauerte nicht lange; und als er Sinibalds Wahl, der sich Innocenz IV. nannte, erfuhr, rief er aus: „Ich fürchte sehr, daß ich statt eines befreundeten Kardinals einen erklärten Feind zum Pabst bekommen habe." Innocenz IV. war nicht sein Feind, aber er bekämpfte seine ungerechten Anmaßungen energisch; dazu kam noch die Excommunication. Er nahm ein klägliches Ende, und einige Jahre später erlosch seine Nachkommenschaft.

Das sind die Lehren der Geschichte.

V.

Die Ergebenheit gegen Pius IX. nimmt nicht ab.

Die Rolle Frankreichs in Rom.

Die Geschichte wird einst über einen sonderbaren Feldzug berichten und urtheilen, der nun seinem Ende entgegengeht. Es ist der Feldzug, der unternommen wurde, um die französischen Truppen aus Rom herauszuziehen. Noch nie hat sich gegen die Größe Frankreichs eine besser angelegte Coalition gebildet und mit mehr Abwechslung in ihren Hilfsmitteln, mit mehr Geduld in ihrer Ausführung und mit mehr Energie in ihren Anstrengungen ihre Absicht verfolgt. Die Macht ihrer Mittel entsprach der Größe des Ziels.

Seitdem Frankreich eine Geschichte hat, war ihm noch nie und nirgends eine schönere Rolle beschieden, als in Rom. Der Pabst ist das verehrte Oberhaupt von 200 Millionen Menschen; aber eine unmittelbar weltliche Herrschaft hat er nur in den Kirchenstaaten, welche die nothwendige Grundlage seiner geistlichen Herrschaft bilden, der einzige Punkt, wo er die Erde berührt, auf die er jedoch nothwendig seinen Fuß setzen muß. So lange Frankreich den Pabst mit seinem Schwerte deckte, nahm es eine Stellung ein, die einzig in der Welt dasteht. Aller Augen waren auf Frankreich gerichtet; Sympathie und Dankbarkeit war ihm für immer gewiß. Ueberall konnte es in ihrem Namen interveniren und sprechen: im Orient der Pforte, in Polen Rußland, iu Deutschland den Protestanten gegenüber. Ueberall wäre seine

Stimme, von den Völkern geliebt und von den Regierungen gefürchtet, mit Achtung gehört worden; überall hätte es, nachdem es gezeigt, daß es auf Eroberungen verzichte, in maßgebender Weise interveniren können.

Und nicht bloß auf Europa hätte es seinen Einfluß ausgedehnt. England schöpft aus der unermeßlichen Ausdehnung seines Handels eine Art von Recht auf allgemeine Intervention; denn überall auf der ganzen Erde findet es Landsleute, denen es seinen Schutz angedeihen lassen muß. Dieselbe Autorität hätte Frankreich erworben, wenn es seine schützende Hand vom hl. Stuhle nicht zurückgezogen haben würde. Alle katholischen Missionen hätten es als ihre natürliche Schutzmacht angesehen und wären gleichsam französische Kolonien geworden, die überallhin, ohne Geld oder Soldaten von ihm zu verlangen, die Furcht vor seinem Namen und die Liebe zu ihm getragen hätten. Endlich hätte es zu einer Zeit, wo so viele Dynastien, so viele Reiche gestürzt werden, sein Geschick an die Geschicke des Pabstthums, das niemals untergeht, unzertrennlich gebunden.

Das sind nur einige Vortheile, die wir hervorheben wollten. So viel ist gewiß: wäre Preußen oder Rußland oder England, welche Länder wir bisweilen zum Vorbilde nehmen, in deren Besitze gewesen, nie und nimmer hätten dieselben sie sich aus den Händen reißen lassen.

Die Wichtigkeit dieser Rolle entging auch den Feinden Frankreichs nicht, und da sie nicht hoffen konnten, sie ihm mit Gewalt zu entreißen, so vereinigten sie sich, Frankreich dahin zu bringen, daß es dieselbe freiwillig aufgab.

Kritiken, Lobreden, Liebkosungen, Drohungen: alles setzten sie in Bewegung. Das Princip der Nichtintervention wurde ganz besonders zu diesem Zweck ausgedacht. Man mißbilligte es nicht, daß Frankreich in Italien gegen Oesterreich intervenirte; aber man

erklärte es als dem neuen Rechte entgegen, daß es in Rom zu Gunsten des Pabstes intervenirte. Man stellte ihm Italien als eine weinende Sklavin vor, deren Ketten zu zerbrechen und deren ewige Freundschaft zu erwerben sehr glorreich wäre. Man zeigte ihm zu gleicher Zeit das Ungeheuer der Revolution; Frankreich sei ganz geschickt dazu, es zu liebkosen, um ihm Zaum und Zügel anzulegen und es an den Wagen seiner Macht zu fesseln. Die Einbildung ist die größte unter den literarischen Eigenschaften, aber sie ist auch der größte unter den politischen Fehlern. Der Staatsmann, der auf sie hört, macht dumme Streiche. Während immer mehr Sirenenstimmen sich hören ließen, um Frankreich auf diesen Abweg zu verlocken, wurden alle Schritte, die es auf demselben machte, sorgfältig verzeichnet und der ganzen Welt mit den größten Lobsprüchen verkündiget, um es immer mehr zu compromittiren und ihm den Rückweg abzuschneiden.

Bei dieser unseligen Arbeit halfen die Feinde des Pabstthums und die Feinde Frankreichs treulich zusammen. Sie bildeten sich ein, das Pabstthum werde nach dem Abzug der französischen Truppen zusammenstürzen. Sie wissen nicht, daß das Schifflein Petri, über welches die Wogen der Revolution so oft hereinbrechen, nicht untergeht. Seit jenem Tage, wo es auf dem See Genesareth den schlafenden Heiland getragen, fuhr es oft durch Sturm und Unwetter dahin; und nach dem Sturm, wenn seine Feinde wähnten, es sei in den Abgrund des Meeres versunken, erscheint es wieder unversehrt auf der Oberfläche der ruhig gewordenen Wogen. Wird es von Seeräubern angegriffen, bedarf es Vertheidiger, so erweckt ihm solche die göttliche Vorsehung; und wenn die von der Vorsehung gesendeten Vertheidiger die ihnen gewordene Ehre zurückweisen, so sorgt sie für andere, welche an die Stelle derselben treten. Die größte Kunst der Feinde des Pabstthums besteht darin, daß sie Frankreich zum Verzicht auf diese Mission beredeten und in

Frankreich selbst Männer fanden, die ihre Absichten unterstützen, Männer, bei denen der Haß gegen den Pabst größer ist als die Liebe zum Vaterlande, und welche die Erniedrigung Frankreichs nicht beklagen, wenn nur der Pabst gestürzt wird.

Hat Frankreich als Ersatz für dieses Opfer auf dem Gebiete seiner kleinlichten Politik wenigstens einen augenblicklichen Triumph, einen theilweisen Vortheil erlangt, der die Eigenliebe zu täuschen und die öffentliche Meinung davon abzulenken vermöchte? Ist Italien gemacht? Nein. Die Furcht vor einer gemeinschaftlichen Gefahr ist es allein, was die vielen Elemente, aus denen Italien besteht, einigermaßen zusammenhält. Nur die Einheit des Zieles, die Einheit der Beute, die erjagt und getheilt werden soll, hält sie zusammen. Sie sind einig Venedig gegenüber; sie sind einig Rom gegenüber. Wenn sie aber keine Feinde mehr haben, dann kehren sie selber sich gegen einander, der Süden gegen den Norden, die Revolutionäre gegen die Gemäßigten. Der Besitz Roms wird nicht nur nicht das Siegel, sondern das Ende der italienischen Einheit werden. Der Bestand Italiens in diesem Augenblick mit seinen vielen übereinander liegenden Provinzen ist ein Wunder von Gleichgewicht. Fehlt es einem Gebäude an dem festen Fundament und an der rechten Verbindung seiner Bestandtheile, und es wird allzusehr beschwert, dann stürzt es zusammen. So wird es Italien ergehen, wenn es Rom erobert.

Dieses unausbleibliche Schicksal Italiens im Verein mit der Undankbarkeit, die es, außer zur Stunde der Gefahr, stets bewiesen, konnte ihm in Frankreich nur wenig Sympathien erwecken. So lange da das Pabstthum populär ist, wird Italien nicht sehr populär sein; und dürfte die Nation zwischen beiden wählen, sie würde nicht lange sich bedenken, wofür sie sich entscheiden soll. Die Anwesenheit unserer Fahne in Rom wurde von allen verstanden; jeder freute sich darüber und war stolz darauf und erkannte darin

die große Politik Frankreichs, die stets zum Ruhme führte. Plötzlich wechselte das Steuerruder die Richtung, und wir segeln unbekannten Geschicken entgegen. Ist es da ein Wunder, wenn die Gemüther unruhig sind?

Die Rückkehr von Rom.

Unter dieser Aufschrift lesen wir in der Gazette de France: „Nur einige Tage trennen uns noch von dem Termin der Septemberconvention; unsere letzten Soldaten sind im Begriffe, Rom zu verlassen. Wir haben keine Anklage zu erheben, keinen Rath zu ertheilen. Wir wollen nur untersuchen, unter welchen Bedingungen die französische Regierung sich aus der ewigen Stadt zurückziehe, damit der Charakter dieses Rückzugs genau bestimmt werde, und Mißverständnisse nicht mehr möglich seien.

„Vielleicht haben einige vergessen, daß der Pabst in seiner Protestation vom 14. Februar 1849 nicht nur Frankreich, sondern alle katholische Nationen zur Intervention aufforderte. Nach einer Note des Kardinals Antonelli vom 15. Februar desselben Jahres war auch dieser Aufforderung Gehör geschenkt worden; Spanien hatte mit aller Entschlossenheit die Initiative zur Vertheidigung der päbstlichen Sache ergriffen. In der That schickte auch Spanien und das Königreich beider Sicilien, wie Frankreich, Truppen. Weil aber Frankreich die Aufgabe, den weltlichen Herrscher in seine Hauptstadt allein zurückzuführen übernehmen wollte, so mußte es nicht nur das Monopol des Ruhmes, sondern auch das Monopol der Verantwortlichkeit mit übernehmen; da es sich selber an die Stelle der andern katholischen Mächte setzte, so machte es sich auch verbindlich, das Werk, dessen ausschließliches Verdienst sie ihm überließen, nicht unvollendet zu lassen.

„Ist dieses Werk nun vollendet? Beabsichtigten die katholischen Mächte, an deren Stelle sich Frankreich setzte, eine Räumung unter Verhältnissen, wie sie jetzt vor sich gehen soll? Wer möchte es wagen, darauf mit Ja zu antworten?

„Am Anfang des Jahres 1859 verlangte der Pabst selber die Räumung. Damals konnte sie geschehen; die römischen Staaten waren noch nicht, wie heute, ringsum von Feinden eingeschlossen und angegriffen, und hätten sich selber schützen können. Warum wurde der Vorschlag Pius' IX. damals nicht angenommen? Im Jahre 1860 jedoch wurde die Räumung auf den Monat August im Princip beschlossen, aber nicht ausgeführt. Und doch erklärte Kardinal Antonelli in seiner Depesche vom 19. November 1865, daß die Ursache der Nichtausführung keineswegs in einer Opposition von Seiten des Pabstes zu suchen sei.

„So wird also die Räumung verweigert, wenn Rom sie verlangt; und heute wird sie vollzogen, wo Rom sie als das Signal des größten Unheils betrachten muß.

„Man sieht, wir erzählen nur.

„Gehen wir von dem Acte, den die französische Regierung auszuführen im Begriffe steht, zu den wiederholten und officiellen Erklärungen über.

„In der Sitzung vom 30. April 1859 antwortete der Präsident des Staatsrathes, Baroche, im Namen der Regierung einigen Mitgliedern des gesetzgebenden Körpers, auf die Frage, ob für die Sicherheit und Unabhängigkeit des hl. Stuhles alle Maßregeln ergriffen seien: „Hierüber ist kein Zweifel möglich. Die Regierung „wird alle Maßregeln ergreifen, welche die Sicherheit und Unabhängigkeit des hl. Vaters nur immer nothwendig macht."

„Bei der Eröffnung der Sitzung im Jahre 1860 erklärte „der Kaiser: Seit eilf Jahren halte ich in Rom die Macht des

„hl. Vaters aufrecht, und die Vergangenheit muß eine Garantie „für die Zukunft sein."

„Cultusminister Rouland versicherte in derselben Zeit die Bischöfe mit Worten, die nicht deutlicher sein könnten: „Der Fürst, „welcher den hl. Vater in den Vatikan zurückgeführt hat, will, daß „das Oberhaupt der Kirche als weltlicher Herrscher in allen seinen „Rechten respectirt werde."

„Der Präsident des Staatsrathes, Baroche, sprach sich im April 1860 vor dem gesetzgebenden Körper folgendermaßen aus: „Die französische Regierung betrachtet die weltliche Macht als eine „wesentliche Bedingung der Unabhängigkeit des hl. Stuhles . . . „Die weltliche Macht kann nicht zerstört werden; sie muß in ge„fährlichen Verhältnissen ausgeübt werden können. Zur Wieder„herstellung dieser Macht wurde im Jahre 1849 die römische „Expedition unternommen."

„Billault, der Minister ohne Portefeuille, machte den 2. März 1861 dem Senat folgendes Versprechen: „Er (der Kaiser) wird „fortfahren, mit jener Beharrlichkeit, die ihm in den Augen Eu„ropas zur Ehre gereicht, die gerechten Interessen Frankreichs, die „Unabhängigkeit des hl. Vaters und die Freiheit Italiens zu ver„theidigen."

„Zwanzig Tage später wurde von Jules Favre und seinen Freunden die Räumung Roms beantragt. Derselbe Minister wies diesen Antrag mit den Worten zurück: „Nein; die Regierung „wascht nicht in Unschuld ihre Hände; sie läßt ihre mächtige Hand „in Rom (sehr gut!). Rom verlassen, die Politik aufgeben, welche „Frankreich seit Jahrhunderten befolgt; vergessen, daß Kaiser Na„poleon III. seit zehn Jahren vielleicht mehr für Rom gethan hat, „als Napoleon I. durch das Konkordat; vergessen, daß der Pabst „seit achtzehn Jahren von uns allein in Rom gehalten wird, das „ist unmöglich . . ."

„Im Jahre 1862 bot die Berathung der Adresse durch den Senat Herrn Billault Gelegenheit zu neuen denkwürdigen Erklärungen:

„Rom räumen, meine Herren, hieße unsere Principien auf„geben, hieße die Vergangenheit Lügen strafen, hieße Ereignisse „herbeiführen, welche Europa zu einer Intervention in Italien „nöthigen könnten... Der hl. Vater wird seinem Volke gegenüber„gestellt. Bei dem Zustande der Gährung, in welchem sich Italien „und Rom befindet, ist die Insurrection gewiß... Dann wird der „Pabst Rom verlassen."

„Ich setze als das schöne Ideal dieser Revolution voraus, „daß der hl. Vater und sein Gefolge entkommen werden, ohne daß „ihnen ein Leid zugefügt wird; wenn aber die Verbrecher, die sich „in alle Volksbewegungen einmischen, sich an den Prälaten des „römischen Hofes vergreifen, wenn ihre verbrecherischen Hände „selbst vor Seiner Heiligkeit nicht zurückbebten: glauben Sie nicht, „daß Frankreich, daß der Kaiser dafür verantwortlich gemacht „würde?

„... Setzen Sie aber voraus, das Pabstthum sei in der Ver„bannung; glauben Sie, es werde unthätig bleiben, es werde nicht „in Europa Unruhen erregen, welche andere Völker sich zu Nutzen „zu machen suchen werden? Dann haben Sie vielleicht auf ein „Jahrhundert die Brandfackel der Zwietracht hineingeworfen.

„Jedoch angenommen, der Pabst in der Verbannung sei „ganz machtlos und gegen seine eigenen Schmerzen unempfindlich, „und er fühle sich nicht versucht, Europa zu beunruhigen: werden „dann die Mächte, von denen der Vorschlag, den hl. Vater zu „beschützen, an uns erging, ihre Ueberzeugungen aufgeben? Mit „welchem Rechte sind wir nach allem in Rom? Wir sind mit „Verletzung des Nichtinterventionsprincips dort. Wie könnten wir

„zu den andern Mächten sagen: Ich beschütze das Pabstthum nicht „mehr, aber ich verbiete euch, es zu beschützen.“

„Im Schooß des gesetzgebenden Körpers war die Sprache der Regierung nicht weniger klar. Billault erklärte noch den 12. März: „Ich frage Angesichts der Politik, die mit der Zurück„führung des Pabstes nach Rom begann, und ihn dort hält, ist „es möglich, vor den revolutionären Eventualitäten die französische „Fahne zu senken? (Viele Stimmen: Nein! nein! das ist unmöglich!)

„Handelte es sich auch um den kleinsten Souverän, wäre „auch die religiöse Frage nicht im Spiele: die einfachste Ehrlichkeit „würde es der großen Regierung Frankreichs zum Gesetze machen, „denjenigen nicht zu verlassen, den sie seit zehn Jahren beschützte. „(Sehr gut! sehr gut!) Wenn es sich aber um das Oberhaupt „der katholischen Christenheit und um denjenigen handelt, welcher „in Sachen des Glaubens an der Spitze von 200 Millionen „Menschen steht; wenn es uralte Traditionen gibt, wenn Frank„reich seit Jahrhunderten den Namen der ältesten Tochter der „Kirche trägt: ist dann unsere Pflicht nicht scharf vorgezeichnet? „Wie! wenn unsere Fahne zum Schutze des katholischen Glaubens „bis an die Enden der Erde getragen wird, wollen Sie, daß diese „Fahne im Mittelpunkt des Katholicismus sich senke und ver„demüthige?

„. . . So, meine Herren, stellt sich die Lage dar. Die Ver„gangenheit bindet uns. Gesetzt, unsere Armee zieht sich aus Rom „zurück; eine Empörung bricht los, die römische Regierung wird „gestürzt, die Person des hl. Vaters bloßgestellt, das hl. Collegium „zerstreut. Aber nehmen wir an, der hl. Vater konnte Rom ver„lassen; er flieht. Was wird geschehen? Rom wirft sich in die „Arme Italiens, oder vielmehr die Revolutionäre liefern es an „Italien aus, oder die Anarchie bricht unmittelbar über Rom „herein. Werden Sie, ich frage, für die Verwicklungen, welche

„daraus in Europa entstehen müssen, einstehen? Nein, die Regie=
„rung wird einem solchen Verlauf der Dinge nicht Vorschub lei=
„sten; nein, sie wird die römische Frage nicht an die Abenteurer
„ausliefern . . ."

„Mit der Diplomatie wurde die gleiche Sprache geführt wie vor dem Parlament. Drouyn de Lhuys schrieb den 25. November 1862 an Herrn von Cadore: „Wenn auch Frankreich sich vor „dem Princip der Nichtintervention beugt, so erkennt es gleichwohl „an, daß die Frage in Betreff der weltlichen Macht des Pabstes „derart ist, daß sie mit keiner anderen Aehnlichkeit hat, und daß „die Regeln eines solchen Rechtes auf sie keine Anwendung finden."

„Derselbe Minister der auswärtigen Angelegenheiten schrieb auch an den französischen Gesandten in Rom, den 12. September 1864, drei Tage vor der ohne Wissen des hl. Stuhles erfolgten Unterzeichnung der Convention mit Italien, folgende Worte, welche Kardinal Antonelli in seiner Depesche vom 19. September 1865 anführt: „Wir waren entschlossen, diesen Ehrenposten nicht auf= „zugeben, ehe das Ziel der Occupation erreicht sein würde . . ."

„Ist Italien jetzt ruhiger als im Jahre 1862? Bietet es die Garantie der Ordnung und Weisheit, von welcher Drouyn de Lhuys bei Gelegenheit der Unterzeichnung der Convention vom 15. September in seiner Depesche spricht?

„Die Räumung wird ausgeführt, wenn die ganze italienische Presse es bestätigt, daß diese Räumung das Ende der weltlichen Macht sei; wenn Viktor Emmanuel zu einer venetianischen Depu= tation sagt: „Italien ist gemacht, aber noch nicht vollendet"; wenn Marquis Pepoli, der Unterhändler bei der Septemberconvention, der königliche Commissär in der Provinz Padua, eine feierliche Rede hält, in welcher er unter anderem sagte: „Die römische Frage „ist nicht nur eine nationale, sondern auch eine sociale Frage; sie „lösen, heißt das Werk der französischen Revolution krönen und

„die Principien von 89 befestigen; es heißt nicht nur dem König=„reich Italien seine geschichtliche Hauptstadt zurückgeben, sondern „auch das Festungsviereck des Feudalrechts schleifen.“

„So bleibt denn die Septemberconvention übrig, um den piemontesischen Appetit zu verderben und den so oft und so laut von der französischen Regierung in Betreff des hl. Stuhles ausgesprochenen Grundsätzen Achtung zu sichern; die Convention vom 15. September, die der Pabst beharrlich ignorirt, und von welcher er den 28. September, d. h. dreizehn Tage nach dem Abschluß, zum erstenmal etwas erfuhr; die Convention vom 15. September, die unter Mitwirkung des Marquis Pepoli, dessen neueste Rede wir eben anführten, zu Stande kam und von Italien in bekannter Weise erklärt und ausgelegt wird.

„Das ist das Palladium des Pabstthums.

„Charles Garnier.“

Wie ungern die Franzosen Rom verlassen.

Verbrechen und Mordthaten vermehren sich in Italien in Schauder erregender Weise. Gleichwohl verzagen die guten Katholiken nicht; sie hoffen, das Uebermaß des Bösen werde für die traurige Lage zu einem Heilmittel werden.

Dem Monde wurde unter dem 25. November 1866 geschrieben:

„Angesichts solcher Schreckensthaten bleiben die Katholiken nicht ohne Trost.

„Vor allem verhehlen unsere Landsleute es nicht, wie wehe es ihnen thue, daß sie den Pabst verlassen müssen und seine heilige Sache nicht länger mehr vertheidigen dürfen. In ihren Augen gereichte die Vertheidigung Frankreich zur Ehre, war ein Ersatz für viele Bitterkeiten und eine Abwehr mancher Gefahren. In

diesem Augenblick haben wir keine Beweggründe zum Schweigen: unsere Generäle, unsere Obersten, unsere Bataillonscommandanten, die meisten unserer Offiziere sprechen unverholen ihr Bedauern und ihren Tadel aus. Keiner von allen theilte beim Durchlesen von Ricasolis Circular den Optimismus des Moniteurs. Ganz natürlich: sie kennen die Italiener; sie wissen, durch wie viele geheime Thore schon der Feind in Rom eingedrungen ist. Sie besuchen eifrig und traurig zugleich die unvergleichlichen Schönheiten der päbstlichen Stadt.

„Gestern versammelten sich mehrere unserer Offiziere, Diplomaten, Damen und Leute der bessern Gesellschaft in den sogenannten Stanzen im Vatikan, um die beredten Vorträge des Mgr. Bastide zu hören. Dieser so edelmüthige und der französischen Armee so ergebene Prälat verstand es, wie bekannt, besser als irgend jemand, in den Geist Raphaels einzudringen, welcher groß war und ewig groß sein wird, weil er sich zum Dolmetscher der katholischen Philosophen und Theologen seiner Zeit machte. Eine glorreiche Zeit, die tausendmal höher steht als die unserige, wo Kunst und Wissenschaft sich nur zu weit von dem Geiste Gottes entfernten und sich zur Erregung der Leidenschaft herabwürdigen oder dem ausschließlichen Dienste der Materie weihen. Tausendmal glücklichere Zeit, wo das geehrte Pabstthum die Herrschaft der christlichen Principien in der Welt sicherte, und die Völker und Könige zur wahren Freiheit, zur wahren Würde und zum wahren Lichte erhob. Indem Mgr. Bastide vor seinem Auditorium die Kunstwerke erklärte, durch welche Raphael nebst seinem eigenen Ruhm den Ruhm der Päbste, die Heiligkeit des katholischen Dogmas und die Erhabenheit der Theologie verewigte, vermehrte er, ohne es zu wollen, den Schmerz derer, welche Rom verlassen sollten, um nie wieder dahin zurückzukehren.

„Als wir die Treppe des Vatikans herabstiegen, begegneten wir einigen Soldaten.

„— Wo geht ihr hin, meine Kinder?“ fragte Mgr. Bastide.

„— Ei!“ antwortete einer von ihnen, „wir gehen zu unserem guten Pabst.“

„Jeder besaß eine Photographie von Pius IX.

„Sie gingen in aller Einfalt zum Pabst und baten ihn, er wolle sie segnen und mit eigener Hand etwas unter die Photographie schreiben.

„In Frankreich gibt es viele Photographien von Pius IX. und am Fuße derselben steht manches evangelische Wort, das seine geliebte Hand, so voll Segnungen für die Guten und für die Bösen so schrecklich, darauf geschrieben hat.

„Seit dem Jahre 1850 besuchten mehr als 200,000 französische Soldaten Pius IX.; sie berührten seine Gewänder, sie drückten und küßten ihm die Hand. Sie alle gingen zu ihm wie in das Haus ihres Vaters, und weder sie, noch ihre Familien, noch ihre Freunde werden dies je vergessen.

„Was werden sie sagen, wenn die Convention verletzt wird, wenn Pius IX. vor der siegreichen Revolution fliehen muß, und in England, Spanien oder Preußen um eine Zufluchtsstätte bittet?

„Während die französischen Soldaten Rom verlassen, kommen dort Franzosen, Belgier, Holländer an, wenn nicht mit der Hoffnung, den Pabst wirksam schützen zu können, so doch wenigstens mit der Absicht, für ihn zu sterben; denn so denkt jeder von ihnen und mit ihnen die ganze Welt, Italien werde im Jahre 1866 handeln, wie es im Jahre 1860 gehandelt, und der Triumph der Kirche und die Erhaltung der Souveränetät und Unabhängigkeit des Stellvertreters Jesu Christi müsse folglich mit neuen blutigen Opfern und mit einem zweiten Castelfidardo erkauft werden.“

„Von den vielen edlen Zügen, aus denen christliche Seelen großen Trost schöpfen, wollen wir nur folgenden anführen.

„Graf Bourbon-Chalus, der einst unter General Lamoricière die Guiden commandirte und nun seit einigen Monaten wegen der in Rom herrschenden Fieber die ewige Stadt verlassen hatte, kehrte zurück, um seine Stelle wieder anzutreten, und brachte seinen achtzehnjährigen Sohn mit. Gleich am Tage seiner Ankunft führte er ihn auf das Werbebureau, ließ ihm die Zuavenuniform anlegen und schickte ihn sogleich nach Velletri zum Bataillon.

„Beim Abschied sprach er zu ihm: „Mein Sohn! wir wollen „Jesu Christo und seinem erhabenen Stellvertreter dienen und, „wenn es sein muß, furchtlos sterben; so werden wir unseres Vaterlandes und unseres Namens würdig sein."

„Bei so vielen traurigen Erscheinungen fehlt es doch andererseits auch nicht an großer Standhaftigkeit und muthiger Ergebenheit. Uebrigens beherrscht der Pabst durch seine ruhige und würdige Haltung alles; sein Gottvertrauen ist wahrhaft übermenschlich. Jedoch theilt nicht jedermann dieses Vertrauen. Beim Herannahen der Räuber möchte man wenigstens etwas von seiner Habe retten. Ordensobere gehen zum Pabste und bitten ihn um die Erlaubniß, irgend ein Eigenthum, Gebäude oder liegende Güter, veräußern zu dürfen. Und Pius IX. ist unbeugsam; er duldet nicht, daß etwas vom Erbgut der Kirche verschleudert werde. Zu einem Ordensmann, der eine derartige Maßregel begründen wollte, sprach er mehrere Male, wie der Herr zu Petrus: Modicæ fidei! Kleingläubiger!"

„Gewiß, wir zweifeln nicht an dem schließlichen Triumph der päbstlichen Sache; aber wenn die Prüfungen kommen, müssen wir alle Gott bitten, daß er uns etwas von dem Vertrauen schenke, welches er dem Oberhaupt seiner Kirche einflößt."

Gesinnung Pius' IX. gegen Frankreich.

Der Monde schreibt:

„Jede Ungewißheit in Betreff der Zurückberufung unserer Truppen nach Rom hat aufgehört. Der Befehl des Kriegsministeriums ist angekommen.

„Schon verabschiedeten sich Offiziere vom hl. Vater, der sie mit noch größerer Liebe als gewöhnlich empfing. Mehrere von ihnen konnten sich der Thränen nicht erwehren; einige sagten zu Pius IX.: „O glauben Sie es, heiligster Vater, daß, wenn es „auf uns ankäme, wir Sie nicht verlassen würden."

„Obgleich Pius IX. die Ueberzeugung hat, daß die Convention der letzte Schlag ist, der gegen seine weltliche Macht geführt wird, liebt er Frankreich doch und sagt oft: „Ich beklage Frankreich."

„Er erblickt in dem Sturze seiner eigenen Macht eine Schlappe für die traditionelle Politik unseres Landes, eine Schlappe, welche in Vereinigung mit den Ereignissen in Deutschland und Mexiko in seinen Augen durch die Freude, welche die italienischen Revolutionäre darüber an den Tag legen, um so größere Bedeutung gewinnt.

„In unserem Occupationscorps herrscht eine wahre Wuth mit den päbstlichen Bändern. Jeder will mit dem Kreuz des Pabstes, der es, sowie sie und ihre Familien gesegnet hat, geschmückt sein. Es gibt selbst unter denen, die sich neulich gegen den hl. Stuhl nicht sehr freundlich gesinnt zeigten, keinen Offizier, der nicht beim Anblick des hl. Vaters tief erschüttert und gerührt würde. Alle gehen ungern fort und versichern, daß sie bleiben würden, wenn es auf sie ankäme. Pius IX. soll zu ihnen gesagt haben: „Wohlan, meine Kinder! ich bitte Gott, daß er euch für „eure guten Wünsche belohne und vor allen Uebeln bewahre.

„Ziehet fort und seid meinetwegen unbesorgt. Gott wird mich „nicht verlassen und seine Kirche zu vertheidigen wissen.“

Ein König, der in seiner Macht, in seinen Gütern, in seiner Freiheit, in seinem Leben bedroht und von der ganzen Welt verlassen ist, und seine Stimme nur zur Vertheidigung der beschimpften Gerechtigkeit und des mißachteten Rechtes erhebt, ist das größte Schauspiel, welches die Kirche zu bieten vermag.

So ein König ist Pius IX. Umsonst ruft man ihm von allen Seiten zu, er habe nichts zu fürchten; sein Leben, seine Freiheit, seine geistliche Macht sei gesichert. Die so zu ihm sagen, glauben es selber nicht; sie sagen so, um im Innern ihres Herzens einige noch nicht ganz erstickte Gewissensbisse zu beschwichtigen, oder um das Gewissen der Katholiken irre zu führen und seine Auflehnung zu verhindern. Aber jeder erschrickt über den furchtbaren Verfalltag des 15. Septembers; jeder anerkennt, daß dieser Kampf für die Zukunft der Welt entscheidend ist, und daß es sich um einen andern Einsatz handelt, als um den Raum einer Hauptstadt oder um die Erhaltung einer Krone.

Was der Pabst gegen sich hat, ist nicht Italien, sondern die Revolution. Welches auch Italiens weitere Schicksale sein mögen, gegenwärtig ist es bloß ein von der Revolution galvanisirter Leichnam. Die Revolution verschafft Italien Freunde unter denjenigen, welche nach den Berechnungen einer vernünftigen und stolzen Politik gegen seine Erfolge gleichgiltig sein und von seinem Uebermuth sich beleidigt fühlen sollten. Die Revolution hat alle Fäden der italienischen Politik in der Hand. Gestern noch wiederholte wie aus einem Munde die italienische Presse Mazzinis Programm: Roma o morte! Rom oder Tod!

Die Revolution will den Pabst stürzen. Warum? Was liegt ihr an der Stadt Rom ohne Handel, ohne Festungswerke, mit den vielen Erinnerungen, die für den König, der da seinen

Thron aufschlagen soll, wahrhaft vernichtend sind? Wenn die Revolution ihrer würdige Kämpfe sucht, warum bindet sie nicht lieber mit der Regierung von St. Petersburg an, welche die Gewissen unterdrückt und eine erklärte Feindin jeder Freiheit ist? Warum will sie denn nur den wehrlosen Greis angreifen, der im Vatikan regiert, dessen Vorgänger die Freiheit so oft vor den Gewaltthätigkeiten des Cäsarismus oder vor den Barbaren retteten, und der vielleicht auch dieses Mal sie vor den Excessen bewahren wird, die sie zu Grunde richten können? Der Pabst mit seinem wehrlosen Königthum ist der höchste Ausdruck des Rechtes; soll der Pabst ohne Finanzen, ohne Waffen, ohne Land regieren, frei mit der Welt reden, den mächtigsten Herrschern Lehren ertheilen, dann muß er sich auf das öffentliche Gewissen stützen. So lange er König ist, wird die Gewalt nicht alles wagen können. So lange gibt es eine Stimme in der Welt, welche der Gewalt ein mächtiges Halt zuruft, oder allerwenigstens sie zeichnen und brandmarken kann. Das hat die Revolution, die lebendige und organisirte Incarnation der Gewalt, recht wohl begriffen.

Sie fühlt es, daß, wenn dieser Thron zerstört ist, die übrigen Throne sich nicht mehr halten können, weil sie dann keine andere Grundlage haben, als den wechselnden Willen der Menschen. Sie fühlt es, daß, wenn eine Dynastie unterliegt, welche sich auf drei Jahrhunderte stützt, während welcher sie gemartert wurde, und auf achtzehn Jahrhunderte, wo sie die Welt mit Wohlthaten überhäufte, ihren Schlägen unterliegt, die anderen Dynastien bei dem bloßen Schall ihres Wortes zusammenstürzen werden. Das Pabstthum ist der Schlußstein des Königthums dieser Welt; wird er weggenommen, so fallen die anderen Steine von selber. Das weiß die Revolution recht wohl, zum Beweis, daß der Haß noch heller sieht, als das Interesse; denn den gänzlichen Ruin, der auf

den Sturz des Pabstthums folgen wird, scheint außer der Revolution Niemand in Europa zu bemerken.

Doch wir täuschen uns, das Pabstthum bemerkt ihn auch. Daraus erklärt sich die Festigkeit und Energie seiner Sprache. Bei dieser großen Gefahr denkt es nicht an sich selber, und ist wegen des Unglücks anderer mehr besorgt, als wegen seines eigenen Sturzes.

Wenn es, wie seine Feinde ihm vorwerfen, nur auf sein Interesse Rücksicht nahm, wer zwang es denn, die mächtige Regierung von St. Petersburg durch Enthüllung ihrer Ungerechtigkeiten anzugreifen? Konnte das Pabstthum nicht wenigstens durch Stillschweigen ihre Sympathien gewinnen? Könnte es nicht einige von den erbetenen Zugeständnissen machen, und würde es nicht gerade jenen, von welchen es darum angegangen wird, die peinlichste Verlegenheit bereiten? Doch nein. Besitzt die Revolution das Hellsehen des Hasses, so besitzt das Pabstthum das Hellsehen der Liebe; es weiß, daß die Revolution alles will oder nichts; und darum antwortet es: alles oder nichts. Die beiden Gegner haben einander verstanden, und der eine wie der andere hat sich die gleiche Aufgabe gestellt.

Das Abendbrod der französischen Soldaten bei dem Pabst vor ihrer Abreise.

Vor der Rückkehr nach Frankreich wollte sich eine gewisse Anzahl französischer Soldaten von dem Pabste verabschieden. Sie begaben sich, vierzig Mann hoch, in den Vatikan und läuteten an der Thüre des Mgr. Pacca, des Kämmerers Seiner Heiligkeit. Dieser empfing sogleich die braven Soldaten und fragte sie, welchen Dienst er ihnen erweisen könnte.

„Monseigneur!“ antwortete einer von ihnen, „wir reisen nach Frankreich und wöchten noch gerne dem Pabste Lebewohl sagen.“

„Ja, Herr Pfarrer!“ unterbrach ihn ein alter Knebelbart, „man hat nur einen Pabst, und wir möchten gerne, daß er uns für die Mütter und Schwestern einen Rosenkranz oder eine Medaille schenke.“

Mgr. Pacca antwortete: „Meine Freunde! ich finde euren Wunsch ganz natürlich; wartet hier auf mich; ich will sogleich die Befehle Seiner Heiligkeit einholen.“

Der Oberkämmerer ging fort, und während seiner Abwesenheit wurde den braven Soldaten ein sehr appetitliches Abendbrod aufgetragen. Sie verzehrten es voll Freuden und konnten in einem mehr oder weniger pittoresken Stil die Freundlichkeit ihres verehrungswürdigen Wirthes nicht genug loben.

Nach einer halben Stunde kehrte Mgr. Pacca zurück und sprach zu ihnen: „Meine Freunde! Pius IX. erwartet euch. Folget mir!“

Die Soldaten eilten ihm nach und standen bald vor dem hl. Vater. Die einen beugten ein Knie auf die Erde; die anderen legten die Hand an den Schako und grüßten militärisch, jene trugen den Schako in der Hand, diese hatten mit entblößtem Haupte das Knie gebeugt.

In liebevoll väterlichem Tone sprach der hl. Vater zu ihnen: „Meine Kinder! ihr wollet mich verlassen? Die Franzosen sind meine Lieblingssöhne: saget dies nur in eurem lieben Vaterland. Ich bete alle Tage für dasselbe. Nun, meine Kinder! ihr müßt doch auch ein kleines Andenken von Pio nono mitnehmen; ihr wisset, daß ich arm bin; aber ich will Gott bitten, daß er seine reichsten Gnaden an meine Geschenke knüpfe.“

Bei diesen Worten öffnete Pius IX. eine Schublade seines bescheidenen Schreibtisches, zog schöne silberne Medaillen mit seinem Bildnisse heraus und vertheilte sie unter die Soldaten.

In diesem Augenblick vernahm der Pabst ein heftiges Schluch-

zen: der alte Knebelbart weinte vor Rührung und Freude. „Mein Pabst!“ sprach er, „ich bin jetzt siebzehn Jahre bei Ihnen . . ., und möchte immer bei Ihnen bleiben.“

Der Pabst erwiderte: „Mein Freund! hier hast du etwas zu deinem Troste und zur Erinnerung an Pius IX.“

Der Alte öffnete das kleine Schmuckkästchen, das der hl. Vater ihm darreichte, und es kam das Kreuz des päbstlichen St. Gregorordens zum Vorschein.

Ich übergehe den Ausbruch seiner Begeisterung mit Stillschweigen und schließe wie die Correspondenz, von welcher ich diese Erzählung entlehnte: Würden alle Pius IX. kennen, so würden alle ihn lieben.

Pius IX. segnet noch einmal die französische Armee.

Als sich der Pabst mit seinem Gefolge den 7. Dez. 1866, Abends 4 Uhr, in die Basilika der hl. Apostel begab, wurde er auf dem ganzen Wege mit großer Begeisterung empfangen. Ueberall war das Volk in dichten Massen versammelt und rief dem Pabst Evviva entgegen. Die Leute aus dem gemeinen Volk gaben ihm die rührendsten Namen, und Pius IX., in dessen Angesicht ein unaussprechlicher Ausdruck von Traurigkeit und Liebe lag, antwortete auf diese Kundgebungen mit seinem Segen. Bemerkte er französische Uniformen, so neigte er sich weiter aus seinem Wagen heraus und erhob seine segnenden Hände über die Soldaten. Es war der Schluß der neuntägigen Vorbereitungsandacht auf das Fest der unbefleckten Empfängniß. Als der Pabst die Basilika verließ, sah er auf dem Apostelplatz eine noch viel größere Volksmenge. Auf den Balkonen, an den Fenstern, auf den Terrassen der Häuser schwenkten römische und fremde Frauen ihre Sacktücher. Lange tönendes Rufen begrüßte Pius IX., und die

Bedeutung desselben war leicht zu verstehen. Gewiß war es für Pius IX. gleichsam das Echo der ganzen Christenheit, die in dieser Stunde sich enger als je an seine geheiligte Person anschließt, und für seine weltliche Macht und die Wiederherstellung aller seiner Rechte sich feierlich ausspricht.

Diejenigen, welche bis zum letzten Augenblick auf die Erhaltung der Occupation Roms durch Frankreich hofften, müssen sich jetzt eines anderen überzeugen. Unsere Officiere, ihren Obergeneral an der Spitze, hatten sich am Donnerstag den 6. Dezember in den Vatikan begeben, um sich vom heiligen Vater zu verabschieden. Thränen und Muthlosigkeit lag in ihren Zügen. Die Römer konnten daraus abnehmen, was Frankreich empfand, und wie sehr es dem Edelmuthe der großen christlichen Nation widerstrebte, daß der Stellvertreter Jesu Christi im Stiche gelassen werden sollte. Dieser Act wird die schwersten Folgen haben; davon ist jeder überzeugt und bittet zu Gott, daß sie Frankreich nicht treffen.

Herr von Montebello hielt bei der Abschiedsaudienz mit tiefer und bewegter Stimme eine Rede, auf deren Form sichtlich viel Mühe verwendet worden war. Das Wort „weltliche Macht" ist darin vermieden; auch wird der Rath ertheilt, sich mit Italien auszusöhnen, obgleich derselbe in sehr ehrfurchtsvolle Phrasen eingewickelt ist.

Wir theilen die Rede hier mit, wie sie von den Zeitungen gegeben wurde:

„Heiligster Vater!

„Indem wir zum letzten Mal Eurer Heiligkeit unsere ehrerbietigsten Huldigungen darbringen und um Ihren Segen bitten, kann ich mich der tiefsten Bewegung nicht erwehren. Es gibt Umstände, wo die vom Abschied untrennbare Traurigkeit sich in wahren Schmerz verwandelt. Aber ein Gedanke tröstet mich. Wenn der Kaiser, den von ihm eingegangenen Verpflichtungen ge-

treu, seine Truppen aus Rom zurückzieht, so entzieht er damit seine Stütze dem hl. Stuhle nicht. Auf unsere siebzehnjährige Occupation soll ein moralischer Schutz folgen, der, weil ein Zügel für die einen und eine Ermuthigung für die andern, ebenso großartig und nicht weniger wirksam sein wird. Möge die Zeit, welche, in der mächtigen und barmherzigen Hand Gottes, die Leidenschaften beruhigt, wie sie die Schmerzen stillt, und noch mehr aufbaut als sie niederreißt, möge die Zeit allen den Geist der Versöhnung einflößen, der allein die Lösung der gegenwärtigen Schwierigkeiten herbeizuführen und dem Pabste die Unabhängigkeit und Sicherheit, deren er zur freien Ausdehnung seiner geistlichen Wirksamkeit bis an die Grenzen der Erde bedarf, zu festigen vermag! Das sind die Wünsche, die Huldigungen meiner tiefen Ehrfurcht, meiner lebhaften Dankbarkeit, die ich in Demuth zu den Füßen Eurer Heiligkeit niederlege."

Der Pabst antwortete:

„Meine lieben Kinder! am Tage vor Ihrer Abreise bin ich hier, um Ihnen Lebewohl zu sagen.

„Ihre Fahne ist mit der Mission, die Rechte des hl. Stuhles aufrecht zu halten, von Frankreich abgegangen. Heute soll sie wieder dahin zurückkehren. Ich wünsche, sie möge mit demselben Gefühle, wie bei ihrem Abgange, aufgenommen werden. In der That schrieb man mir, daß alle katholischen Herzen in großer Aufregung seien; sie zittern bei dem Gedanken an die schwierige Lage, in welcher sich der Stellvertreter Jesu Christi, das Oberhaupt der katholischen Kirche, befindet.

„Man darf sich keiner Täuschung hingeben: die Revolution wird hieher kommen; man hat es verkündet; man hat es gesagt und immer wieder gesagt. Eine hochgestellte Person Italiens erklärte, Italien sei gemacht, aber nicht vollendet. Italien wäre

verloren, so lange es hier noch einen Winkel Erde gebe, wo Ordnung, Gerechtigkeit und Ruhe herrschen.

„Man will auf dem Capitol die Fahne aufpflanzen. Sie wissen, so gut wie ich, daß der Tarpejische Fels nicht weit davon entfernt ist.

„Einst, vor sechs Jahren, redete ich mit einem Repräsentanten Frankreichs; ich gab ihm den Auftrag, er sollte dem Kaiser sagen: der hl. Augustinus, Bischof von Hippo, das jetzt zum französischen Kaiserreich gehört, hätte voll Angst vor den Plagen und Bedrängnissen, die er vorhersah, wenn die Barbaren die Stadt belagerten, den Herrn gebeten, er wolle ihn sterben lassen, ehe er Zeuge davon sein müßte. Der Repräsentant gab mir zur Antwort: „Die Barbaren werden nicht kommen.“ Aber er war kein Prophet.

„Ein anderer sagte mir, Rom könne als die Hauptstadt aller Katholiken nicht die Hauptstadt eines Königreichs sein. Aber ich fürchte die Revolution. Was soll ich thun? Was soll ich sagen? Ich bin von allen Hilfsmitteln entblößt. Gleichwohl bin ich ruhig; denn die größte Macht, Gott, verleiht mir Standhaftigkeit.“

Hier verrieth die Stimme des Pabstes tiefe Bewegung, die auch alle Anwesenden ergriff. Er hält einen Augenblick an, erhebt die Augen gen Himmel und legt die Hand auf die Brust. Sodann fährt er fort:

„Reisen Sie ab mit meinem Segen und mit meinem väterlichen Lebewohl. Wenn Sie den Kaiser der Franzosen, Ihren Kaiser sehen, so werden Sie ihm sagen, daß ich für ihn bete . . . Ich, ich lebe in der Barmherzigkeit Gottes, und mein Segen wird Sie auf Ihrer Reise begleiten.“

Auf dem Antlitz Pius' IX. lag eine gewisse Bitterkeit und zugleich große Ruhe. Unsere Offiziere waren mächtig erschüttert. Mehrere weinten und verbargen ihre Thränen nicht.

Der Pabst segnete sie und ihre Familien und sprach noch zu ihnen: „Adieu, meine Kinder, adieu!“

Den Offizieren des 85. Regiments hatte er, zwei Tage vorher, noch anempfohlen, sie sollten ihren Familien sagen, daß der Pabst seine Pflicht bis ans Ende erfüllen werde. Aber dem Herrn von Montebello gegenüber wiederholte er diese Worte nicht, noch bediente er sich ähnlicher Ausdrücke, um ihm seine Zumuthungen bezüglich der Aussöhnung mit Italien nicht vorwerfen zu müssen.

Pius IX. zeigte sich gegen unsere Soldaten stets sehr freundlich, unterschrieb eine Menge von Bittschriften und Photographien und vertheilte tausende von Medaillen und Rosenkränzen.

Es ist eine große und schwere Thatsache, dieser Abzug voll Traurigkeit und Schmerz, und unsere Soldaten fühlen es selber. Die römische Expedition, die Zurückführung des Pabstes nach Rom sind die wahren Ehrentitel des Kaiserreichs; sie haben unbestreitbar das Kaiserreich gemacht, und indem Pius IX. die Gefühle der katholischen Welt vor siebzehn Jahren aussprach, zeichnete er unsere Lage mit einem Zuge.

Unsere Armee täuscht sich hierin nicht: sie begreift, daß wir eine bedeutende politische Stellung verlieren. Sie weiß, daß es leicht war, in Civita Vecchia zu bleiben, Italien dadurch in Respect zu erhalten und die Unruhe der Katholiken zu beseitigen. Statt dessen verzichten wir auf unser Uebergewicht, wir beunruhigen die Gläubigen noch mehr und ernten dafür Haß, den glühenden Haß der Italiener. (Monde.)

Die Beschützung der Kirche ist Frankreichs Mission.

Graf von Maumigny stellt über diesen Gegenstand Betrachtungen an, an welche wir hier füglich erinnern können:

„Der Italianismus ist in ganz anderer Weise gefährlich, als

der Germanismus; denn er berauscht Italien durch die trügerischen Erinnerungen an seine ehemalige Größe. Die Revolution sagt zu Italien: Bete mich an, jage deinen alten Pabst fort, verachte und täusche Frankreich, und ich werde dir Europa wieder zu Füßen legen. Besitzest du nicht schon die Huldigungen und die Dankbarkeit aller Könige? Verfahre gründlich, und ich werde dir die Macht, den Reichthum und den Ruhm, die du ehemals besaßest, wieder geben.

„Diese unermeßliche Gefahr springt in die Augen, und Pius IX., der allein auf der Bresche bleibt, warnt uns davor. Er sagt in seiner letzten Allocution:

„Möge Gott in der Fülle seiner Barmherzigkeit mit seiner „allmächtigen Kraft die gottlosen Absichten jener feindseligen Men„schen vereiteln; möge er nie zulassen, daß diese herrliche Stadt, „die uns so theuer ist, und wo er durch eine ganz besondere Wohl„that den Stuhl des hl. Petrus, die unerschütterliche Grundlage „des göttlichen Glaubens und der Religion, errichtet hat, in ihren „früheren Zustand zurückkehre, in jenen beklagenswerthen „Zustand, den unser Vorgänger, der hl. Leo, so genau beschrieb."

„Danken wir Pius IX., der heut zu Tag allein für das christliche Europa streitet, dessen Befreier er werden wird.

„Ja, Dank Pius IX., die Revolution wird besiegt werden; aber um welche Schmerzen will Gott ihm den Sieg erkaufen? mit welchen Plagen wird er die beschimpfte Kirche rächen? Wir wissen es nicht; wir wissen nur, daß der Rückzug unserer Truppen dem Pabst die Prüfung bereitet, die seinem Triumph vorangehen wird; denn er kündigt ihn seit einem Jahre immerfort an.

„Beim Neujahrsempfang sprach er: „Man hat mir gesagt „und oft wiederholt, die französische Armee sollte Rom verlassen. „So habe ich denn zum letzten Mal die Freude, Ihnen meinen „apostolischen Segen zu ertheilen. Ja, ich gebe Ihnen aus dem

„Innersten meines Herzens den reichlichsten, den vollkommensten „und vollsten Segen der Zuneigung und Liebe.

„Ich will Sie an ein Wort des großen heiligen Apostels „Paulus erinnern, das ich so übersetze: Ich weiß, daß nach eurer „Abreise wilde Thiere kommen werden. Alsdann werde ich sein, „wie Jesus Christus, ehe er den Kalvarienberg bestieg, als er am „Oelberg betete und ein Engel ihn tröstete."

„Je mehr die vorhergesehene Stunde seines Todeskampfes herannahet, desto feierlicher werden seine Mahnungen.

„In seiner Allocution vom 29. Oktober sagte er: „Jeder= „mann kann leicht sehen und erkennen, welch zahllosen und großen „Gefahren der apostolische Stuhl ausgesetzt, und wie er den grau= „samen Drohungen der Revolution, dem Haß der Ungläubigen, „dem Zorn der Feinde des Kreuzes Jesu Christi preisgegeben ist. „Von allen Seiten ertönt unaufhörlich das Wuthgeschrei, das jene „erbittersten Feinde ohne Unterlaß ausstoßen, indem sie sagen, „die Stadt Rom müsse an dem Umsturz und an der unseligen Re= „volution Italiens Theil nehmen und sogar das Haupt derselben „werden."

„Hierauf erklärt der Pabst, er werde, obgleich fast aller menschlichen Hilfe beraubt, die Kirche selbst mit Gefahr seines Lebens vertheidigen."

„Zwar bleibt dem Pabste der Schutz Frankreichs. Werden wir aber Rom verlassen haben, dann bedarf es, soll er anders wirksam sein, einer überaus großen Anstrengung, während vor der Schlacht bei Castelfidardo und dem Falle Ankonas, vor der Septemberconvention, vor dem Abtreten Venedigs und des Fe= stungsvierecks ein Korporal und vier Mann mit unserer Fahne ge= nügt hätten. Auch jetzt noch konnte unsere schwache Occupations= armee, trotz unserer unzeitigen Toleranz und Liberalität, genügen;

denn die katholische Welt unterstützte sie mit ihren Gebeten, und der Segen Pius' IX. verhundertfachte ihre Stärke.

„Und doch muß Rom, den Schwierigkeiten zum Trotz, die wir nach Herzenslust hervorrufen, gerettet werden; denn den Italianismus die Beute, auf welche er lauert, nehmen lassen, wäre für uns eine Schmach und ein Selbstmord.

„Es hieße, uns selber entehren nach so vielen feierlichen Versprechungen.

„Uns selber morden, weil unser nationales Leben mit dem päbstlichen Königthum ganz eng verbunden ist.

„Eine vierzehnjährige Erfahrung und die Tradition lehren uns in der That, daß Frankreich erschaffen ist, die römische Kirche zu beschützen und zu rächen.

„Jeder Franzose, wenn er katholisch ist, glaubt es auf das Zeugniß der Päbste und der Heiligen; weiß es, wenn er ein Buch geöffnet; fühlt es instinctmäßig, wenn er ein Ignorant ist; denn Gott selber hat diesen Instinct in unsere Herzen eingegraben, damit Frankreich das angeborene Gefühl seiner großen Mission hätte.

„Jede Nation, jede Familie hat ihre providentielle Mission, ihren besonderen Beruf, wie auch jedes Individuum. Wie die Individuen, wie die Familien, so verschwinden auch die Völker, wenn diese Mission erfüllt ist, oder wenn sie ihr durchaus untreu sind; Gott beruft dann andere Nationen zur Uebernahme der Rolle, welche jene nicht spielen wollten.

„Beauftragt mit der Vertheidigung des Patrimoniums Petri, mit der Vertheidigung des christlichen Roms, das so lange dauern wird, als die Welt, das bis zur verfluchten Stunde des Antichrists dauern wird, nimmt Frankreich an der Dauer der ewigen Stadt Antheil; und zur Zeit Justinians schrieb Agathias: „Die Franken glän-„zen unter allen christlichen Völkern durch ihren Glauben; ihr Reich „wird sehr groß und fest gegründet sein, und eine ganz gött-

„liche Dauer haben.“ Unser Loos ist mit dem zeitlichen Loose der römischen Kirche verbunden; miteinander sind beide Staaten geboren; miteinander lebten sie, und zwar das nämliche Leben. Möge Gott miteinander ihre Tage noch lange dauern lassen, und das Band, das er selber geknüpft hat, noch enger knüpfen zur Ehre Frankreichs und für die Freiheit der Kirche!

„Es war ehedem ein bekannter Grundsatz unter uns, „daß „die heilige Kirche so lange erhalten und bewahrt werde, als „Frankreich glücklich und siegreich sei;“ und Alexander III. erklärt, daß die Erhöhung des Reiches der Franken von der Erhöhung der Kirche unzertrennlich sei.

„Aus diesem Grunde wählte Gott ohne Zweifel den glorreichen heiligen Michael zum gemeinschaftlichen Patron der Kirche und Frankreichs; aus diesem Grunde glänzt auf unseren alten Goldmünzen und auf dem Obelisk des Vatikans derselbe Wahlspruch: Christus hat gesiegt, Christus herrscht, Christus befiehlt.

„Die lange Dauer der Kirchenstaaten ist das Unterpfand der langen Dauer Frankreichs, das zu ihrer Vertheidigung geschaffen ist und erhalten wird. So lange es seiner Mission treu ist, beschützt Gott Frankreich.

„Gregor IX. schrieb an Ludwig den Heiligen:

„Der Sohn Gottes, dessen Gesetze die ganze Welt vollzieht, „und dessen Wünschen die himmlischen Heerschaaren gehorchen, hat „zur Erfüllung der himmlischen Rathschlüsse verschiedene Reiche „und verschiedene Regierungen auf Erden errichtet. Allein gleich„wie einst unter den Stämmen Israels der Stamm Juda ganz „besondere Vorrechte erhielt, so wurde auch Frankreich unter allen „Völkern der Erde durch ein Ehren- und Gnadenvorrecht aus„gezeichnet.

„Wie dieser Stamm nie mit den andern von Gott abfiel, „sondern im Gegentheil die Ungläubigen in manchen Kämpfen

„besiegte, so konnte auch Frankreich in seiner Ergebenheit gegen „Gott und die Kirche niemals erschüttert werden; nie ließ es in „seinem Schooße die kirchliche Freiheit zu Grunde gehen; nie duldete es, daß der christliche Glaube die ihm eigene Energie verlor; vielmehr nahmen Könige und Völker keinen Anstand, für „Erhaltung dieser Güter sich Gefahren aller Art auszusetzen und „ihr Blut zu vergießen.

„Es ist also offenbar, daß dieses von Gott gesegnete Königreich von unserem Heilande zum besondern Vollstrecker seines „göttlichen Willens erwählt wurde. Jesus Christus nahm es in „seinen Besitz als einen Köcher, aus welchem er oft auserlesene „Pfeile nimmt, die er mit der unwiderstehlichen Kraft seines Armes „zum Schutze der Freiheit und des Glaubens der Kirche, zur Bestrafung der Gottlosen und zur Vertheidigung der Gerechtigkeit „abschießt."

„Schon von der Wiege an erhielt Frankreich diese Mission, wie Pabst Anastasius an Chlodwig schrieb:

„Glorreicher und erlauchter Sohn! sei der Trost deiner „Mutter; sei eine eiserne Säule, sie zu stützen; denn die Liebe „vieler erkaltet, und unser Schiff wird von einem wüthenden „Sturme gepeitscht. Aber wir hoffen wider alle Hoffnung, und „wir preisen Gott dafür, daß er dich aus der Macht der Finsterniß gezogen, um in der Person eines so großen Königs seiner „Kirche einen Beschützer zu geben, der im Stande ist, „sie gegen alle ihre Feinde zu vertheidigen. Möge der „Herr auch fürderhin dir und deinem Reiche seinen göttlichen Segen verleihen!"

„Der hl. Remigius, sagt Bossuet, weihete die Könige von Frankreich in Chlodwigs Person, wie er selber sagte, zu beständigen Vertheidigern der Kirche und der Armen. Der hl. Avitus, der berühmte Bischof von Vienne, dessen Vorgänger und Vater der

hl. Hesychius, dessen Bruder der hl. Apollinarius war, und der unter seinen Ahnen einen römischen Kaiser zählte, schrieb an denselben Chlodwig:

„Dein Glaube wird unser Sieg. Ein neues Licht geht auf „in der Person eines Königs unseres Abendlandes, und gewiß ist „es nicht ohne geheimnißvolle Bedeutung, daß es gerade am Ge„burtstag des göttlichen Heilandes zu leuchten anfing. Es ziemte „sich, daß du am nämlichen Tage, wo der Herr des Himmels zum „Heil der Welt geboren ward, aus dem heiligen Wasser wieder„geboren wurdest.

„Da der Herr sich deines Armes bedienen wollte, um deine „Nation zu gewinnen, so möchte ich, daß du deinen Eifer auf die „anderen Völker Germaniens ausdehntest. Alles hallt von deinen „Triumphen wieder; deine Unterthanen sind nicht die einzigen, „die daran Theil nehmen, und wir sind Sieger, so oft du „kämpfest."

„In der That hielten Chlodwigs Siege den Arianismus auf, und um diesen zu bekämpfen, zog er gegen Alarich. Auf den Antrieb der hl. Genovefa bereitete er sich durch das Gelübde, zu Ehren der Apostelfürsten einen Tempel zu erbauen, auf den Kampf vor, und nach dem Siege ließ er auf dem St. Genovefaplatz die St. Peters- und Paulskirche aufführen. Als Huldigung gegen den Apostelfürsten schickte er dem Pabst seine Krone.

Beweise von Ergebenheit gegen den Pabst aus neuester Zeit.

Je mehr die Hilfsmittel des Pabstes sich erschöpfen, desto mehr vervielfältigen sich die Beweise der Freigebigkeit von Seiten der Gläubigen. Wir wollen folgendes Beispiel anführen, weil es Frankreich zu Ehre gereicht und den hl. Vater in hohem Grade rührte.

Abbé von Changrand wurde beauftragt, dem Pabste 10,000 Fr. zu übermachen, die ihm ein Sulpicianerseminarist von Lyon zuschickte. In dem Begleitschreiben erklärt der Zögling, er würde sich glücklich geschätzt haben, wenn er diese Summe Pius IX. hätte persönlich übergeben dürfen; allein, da er die Reisekosten davon hätte bestreiten müssen, so hätte er auf dieses Glück verzichtet. Welch eine bewunderungswürdige Einfalt bei der Größe einer solchen Hingebung!

Kleine Kinder auf dem Lande brachten ihre Neujahrsgeschenke zum Opfer, arme Frauen Flachs, unbemittelte Bauern Getreide. Selbst Gefangene und Kranke in den Spitälern schenkten das wenige Geld her, womit sie sich Tabak oder ein Glas Wein hätten kaufen können. Im Spital von Bellevaux legte ein armer Mann ein Zwanzigsousstück in die Hand des Hausgeistlichen nieder; es war sein einziger Schatz; er hätte sich damit Tabak kaufen sollen, ohne welchen er schreckliche Kopfschmerzen leiden muß. Das ist die Macht des Glaubens.

Im November 1866 schrieb das Giornale di Roma:

„Unter den vielen Beweisen von Ergebenheit gegen den hl. Stuhl und von Liebe gegen den regierenden Pabst, die uns aus dem katholischen Irland zugehen: öffentliche Gebete, Beiträge zum Peterspfennig, Briefe voll kindlicher Liebe 2c. theilen wir folgendes Bruchstück aus einem Briefe mit, welchen Bischof Butler von Limerick nach Rom schickte, und in welchem er die Uebersendung des Ergebnisses einer in seiner Diöcese veranstalteten Collecte anzeigt.

„Ich sende Ihnen eine Anweisung von 966 Pfund Sterl., „30 Schill. und 7 Pf. als freiwillige Gabe des Klerus und Volkes dieser Diöcese zur Unterstützung unseres geliebten Vaters. Sie „wurde an einem einzigen Tage zusammengebracht, und noch nie „war ich Zeuge einer so aufrichtigen und edelmüthigen Kundge-

„bung. Am Sonntag nach der Sammlung verrichteten wir in „allen Kirchen dieser Diöcese Gebete für den hl. Vater; seine hei- „lige Sache, d. h. die Sache des Rechts und der Religion, wurde „dem Volke erklärt, und dieses angehalten, nach der Meinung des „bedrängten Vaters zu communiciren. Ich möchte Ihnen von der „frommen Begeisterung, welche diesen Bettag auszeichnete, eine „richtige Vorstellung geben können. Noch nie war die Menge „derer, welche sich um die Beichtstühle drängten und nachher am „Tisch des Herrn erschienen, so groß gewesen. Noch nie, weder „zur Zeit des Jubiläums, noch an Ostern, noch während der „Cholera, noch bei irgend einer andern Veranlassung gab sich in „Erfüllung der religiösen Pflichten solcher Eifer kund. Ich weiß es „gewiß, daß es dem hl. Vater zum Troste gereichen wird, wenn „er erfährt, wie groß die Andacht seiner Kinder von Limerick ist, „und ich ersuche Sie, es ihm mitzutheilen mit der Bitte um seinen „väterlichen Segen für den Bischof, den Klerus und das Volk „dieser Diöcese."

„ — Den kommenden 11. Dezember," sagte vor einigen Tagen die Unità cattolica, das Hauptorgan der Katholiken in Italien, — „werden wir eine Summe, die durch freiwillige Bei- träge der italienischen Katholiken zusammengebracht wurde, zu den Füßen des hl. Vaters niederlegen lassen. Diese Summe wird mit einer Adresse begleitet werden, worin wir dem hl. Vater zum hun- dertsten Male wiederholen, daß wir auf seiner Seite stehen, daß wir ihm unsere Treue und unsere Herzen weihen, und daß nur der Tod uns von seinem Vaterherzen losreißen kann. Ehe wir dem hl. Vater unsere armselige Gabe darbringen, wollen wir an Maria die glühendsten Gebete für den Pabst der unbefleckten Empfängniß richten. Von heute an laden wir die italienischen Katholiken zu diesen Gebeten und zu der Subscription ein, die wir in unserer Zeitung für die Gabe des 11. Dezembers eröffnen. Vergessen wir

unsere Leiden, um nur an die Leiden des Pabstes zu denken. Suchen wir uns mit dem Muthe Pius' IX. zu erfüllen; kämpfen wir für ihn, ohne daß wir unsere Feinde zählen. Wenn diese Feinde uns hindern wollen, für den hl. Vater zu beten und ihm zu helfen, so ist das eine weitere Offenbarung ihrer tyrannischen Pläne. Lassen sie uns die Freiheit, auf welche wir ein Recht haben, so wollen wir auf's neue vor Europa erklären, wen Italien liebe, und was es wolle."

Diese edlen Worte fanden auf der ganzen Halbinsel ein mächtiges Echo. Diöcesen, Ordensgemeinden, Pfarreien, einfache Gläubige senden ihre Gaben an die Unità ein. Man hofft auf eine noch glänzendere Demonstration, als jene war, die vergangenes Jahr zur nämlichen Zeit statt fand.

— Der Gefängnißgeistliche von Remiremont begleitete seine Gabe mit folgendem Briefe an den Bischof von St. Dié:

„Euer Gnaden

„übersende ich etliche Handvoll Sous, die Gabe, welche unsere armen Gefangenen dem hl. Vater schicken. Ich war sehr gerührt, als ich sah, wie die armen Leute drei oder vier Sous, den Arbeitslohn von mehreren Tagen oder den Preis für mehrere Portionen Brod, herschenkten.

„In der Abtheilung der Bettler war einer, der keine rechte Lust hatte, seine Brodration zu diesem Zwecke zu verwenden; da stieß ihn ein anderer mit dem Ellenbogen und sprach zu ihm: „Du „warst mehr als einmal hungrig, du kannst wohl für den hl. Vater „dir eine Ration versagen." Ein armer Mann war wegen Waldfrevel eingesperrt. Als ich ihm vor einiger Zeit darüber einen Vorhalt machte, gab er mir zur Antwort: „Es ist wahr, es ist „nicht recht; aber Sie wissen nicht, wie wehe es thut, wenn man „seine Kinder hungrig sehen muß." Gleichwohl wollte mir der arme Mann vier Sous geben. Ich sagte zu ihm: das sei zu viel,

an zweien wäre es genug. „Nein," antwortete er mir, „ich „will so viel geben; wenn das Jahr vorüber ist, bin ich „deßwegen nicht ärmer." Und es standen ihm Thränen in den Augen. Dieselbe Bemerkung machte ich einem andern, der mir den Rücken kehrte und mir barsch antwortete: „Schon recht, „einen Tag Hunger leiden, und dann ist es geschehen." Ein hiesiger Armer, der sich alle Wochen für seine zahlreiche Familie eine oder zwei Brodrationen versagt, sprach ganz traurig zu mir: „Herr Abbé! vorgestern gab ich meiner Frau eine Ration, aber „morgen werde ich sie für den Pabst verkaufen und Ihnen zwei „Sous geben." Ein anderer streckte ihm die zwei Sous vor, und er gab sie mir ganz erfreut darüber, daß er auch etwas für den hl. Vater thun konnte.

„Ich schicke Euer Gnaden diese Beweise von Glauben und Liebe gegen unsern hl. Vater, so wie ich sie gesammelt habe. Mögen sie unserem heiligen und wahrhaft geliebten Vater einigen Trost gewähren!"

Am zwölften Jahrestag der Dogmatisirung der unbefleckten Empfängniß ließ die Unità cattolica einen Aufruf an ihre Leser ergehen, und sie erhielt 70,000 Fr. als Peterspfennig.

Brechen wir hier ab. Wir müssen zur Ehre Frankreichs sagen, daß zu einer Zeit, wo fast überall auf unserem Erdboden Unruhe und Traurigkeit herrschte, die älteste Tochter der Kirche in den Schätzen ihrer Liebe noch mehrere Millionen zu finden wußte, um ihrer heiligen, in der Person des erhabenen Oberhauptes unterdrückten Mutter zu Hilfe zu kommen.

Die neuen Machabäer.

Die vornehmen und christlichen Familien unseres edlen Frankreichs schicken immer noch ihre Kinder dem gemeinsamen Vater aller Gläubigen zu Hilfe.

Die Semaine religieuse von Nantes schreibt:

„Eines von den Kindern unseres sehr ehrenwerthen Mitarbeiters, Eugen de la Gournerie, hat sich soeben nach Rom begeben, um in die Reihen der päbstlichen Zuaven einzutreten. Niemand wird sich darüber wundern, daß der Sohn des frommen und gelehrten Verfassers des Buches „das christliche Rom" die edlen Traditionen der Familie fortsetzt, die sich einst rühmen wird, die Sache der Kirche mit Feder und Schwert tapfer vertheidigt zu haben."

— Man liest im Indépendant de l'Ouest:

„Einer von unseren jungen Mitbürgern, Stephan Couasnier, hat eben Laval verlassen, um nach Rom zu reisen, wo er als Freiwilliger in die päbstliche Armee eintreten wird."

— Die südlichen Zeitungen theilen mit:

„Marquis Aiguesvives und die Herren Saintenac und O'Byrne reisten von Toulouse ab und schifften sich in Marseille ein, um zu dieser schweren Stunde ihren Ehrenposten in den Reihen der Vertheidiger des hl. Stuhles wieder anzutreten.

„Zwei andere Freiwillige gingen diese Woche von der nämlichen Stadt ab.

„Paul von Aubigny ist soeben von Lyon abgereist.

Die Revue catholique von Castres schreibt:

„Eine gewisse Anzahl Franzosen wollen bei dem heiligen Vater die Stellung, die sie schon einmal zu seiner Vertheidigung eingenommen hatten, wieder antreten. Die Diöcese Albi zählt mehrere ihrer Kinder, die seit einigen Monaten, seit Jahren auf diesem Ehrenposten sind. Sie werden ihn behaupten, so lange man ihrer bedarf. Die ihn nach einer kürzeren oder längeren Abwesenheit wieder antreten, haben in Frankreich ihre große Mission nicht aus den Augen verloren. Wir zählen zwei geliebte Namen unter ihnen. Sie lehrten die Sache, der sie ihr Leben geweiht, kennen und lieben. Herr O'Byrne hat sich schon eingeschifft. Herr

von Curzay soll nächste Woche abreisen; mit ihm soll sich ein junger Mann aus Castres, Namens Franz von Lastours, einschiffen."

— Die Gazette du Midi theilt die Abreise von 24 Freiwilligen nach Rom mit; sie führt bei mehreren von ihnen ihre und ihrer Heimat Namen an.

— Im Alsacien heißt es:

„Mehrere Katholiken gehen, vom Gefühle einer ritterlichen Ergebenheit getrieben, mit dem Gedanken um, nach Rom zu reisen, um mit dem hl. Vater die letzten Stunden der Todesangst zu theilen und sich zum Handeln bereit zu halten, wenn es die Umstände erfordern. Es kam mir ein Echo aus Rom zu; ich schicke es schnell Ihnen; denn es gehört an Ihre Adresse. Neulich sprach sich der hl. Vater folgendermaßen aus: „Ich weiß, daß eifrige „Katholiken den Entschluß gefaßt haben, sich im Augenblick der „Gefahr um meine Person zu schaaren. Sie möchten, daß ich an „ihre weniger eifrigen Brüder einen Aufruf ergehen lasse; aber „ich kann nicht; denn ich will den Familien gegenüber keine Ver„antwortlichkeit auf mich nehmen; sie sollen nur wissen, daß ich „sie und die ihnen nachfolgen werden, als meine geliebten Söhne „aufnehme." Ich zweifle nicht, daß die väterliche Stimme Gehör findet; sie wird ein Lohn für die Starken und eine Aufmunterung für die Aengstlichen sein."

Alle Nationen drängen sich in heiligem Wetteifer um das Pabstthum. Wenn der hl. Vater den Hafen von Civita Vecchia besucht, kann er da die meisten fremden Flaggen wehen sehen. Oesterreich, Spanien, Portugal, England, Preußen, sogar die Vereinigten Staaten schickten Kriegsschiffe dahin. Woher dieser Eifer? Alle Souveräne fühlen, daß zwischen ihrer und des Pabstes Macht ein geheimnißvolles Band besteht. Wenn die Autorität dieses Königs fällt; wenn der Glaube von 200 Millionen Menschen, auf welchen er sich stützt, wenn sein Alter von achtzehn Jahrhunderten,

das eine ununterbrochene Kette von Wohlthaten bildet, nicht die Vertheidigung dieser Autorität bewirken kann; wenn der Feind, der sie bedroht, alle diese Hindernisse siegreich überwindet: wo ist dann die Regierung der Erde, sei es eine Republik, oder ein König oder ein Kaiser, gegen welche dieser Feind sich nicht alsbald mit demselben Recht erheben wird? Durch seinen Triumph kühn gemacht, wird es sie nacheinander angreifen und aus der Leichtigkeit, womit sie gestürzt werden konnten, wird die Welt erkennen, wie schwach sie waren.

Das ist allen klar; jeder weiß oder fühlt es, daß das Princip der Autorität selber auf Erden in der Person des Pabstes verkörpert ist, und man weiß auch ebenso gut, daß durch eine geheimnißvolle und göttliche Verbindung der erhabene Repräsentant der Souveranetät der einzige Wächter der Freiheit und der alleinige Vertheidiger der Gewissen ist. Sollen die Gewissen nicht unter dem Joche der irdischen Herrschaften schmachten, muß irgendwo auf Erden ein Mann sein, dessen Wort sie frei machen kann; ein absolut freier Mann, der über den Schatz der Wahrheit zu wachen und ihn den andern Menschen mitzutheilen hat, indem er die zur Erde gebeugten Seelen erhebt, ihren von den Leidenschaften gefesselten Willen frei macht, und ohne Unterlaß Völker und Fürsten an jene ewigen Regeln der Gerechtigkeit erinnert, die ihr gegenseitiges Verhältniß bestimmen und leiten sollen. Das einzelne Individuum ist nicht im Stande, Autorität und Freiheit zu wahren; es muß eine immer sprudelnde Quelle geben, welche sie ihm mittheilen und ihm zugleich das Geheimniß enthüllt, wie Freiheit und Autorität miteinander versöhnt werden müssen. Diese Quelle ist die Kirche, und darum muß der Pabst frei sein.

Es sind auch alle Nationen, die vom Ehrgeiz verblendeten ausgenommen, bereit, ihm diese Freiheit zu sichern; und wenn der Pabst, im Gefühle, daß schon die Revolution die Hand nach ihm

ausstreckt, die Freiheit des Exils einem vergoldeten Gefängnisse vorzieht, dann wird er vor sich alle Wege offen sehen und von den Völkern geachtet, einen wählen, auf dem er wandeln will. Wer weiß, ob nicht eine solche Reise in vielen Herzen den schlummernden Glauben wieder aufwecken würde? Wer weiß, ob nicht die aufgeklärten Völker, wenn sie diese ernste Gestalt sehen, welche von Güte, Anmuth und Friede strahlt, wenn sie sein Wort vernehmen, das, auch wenn es droht, noch den Ton des Mitleids und der Liebe anschlägt, — gleich vielen Juden nach dem Kreuzestode des Herrn, zu sich sagen werden: Wahrlich, dieser ist der Stellvertreter des Gottessohnes!

Wir können nichts vorhersagen und nichts vorhersehen. Der hl. Vater weiß vielleicht selber heute nicht, was er morgen thun wird. Unter dem beständigen Beistande der göttlichen Eingebungen wird er erfahren, was er jeden Augenblick zu thun hat, und darum ist es lächerlich, wenn man von ihm glaubt, er lasse sich von den verschiedenen Ansichten der ihn umgebenden Parteien unschlüssig und unentschieden hin- und herziehen. Unter solchen Umständen sucht er das Licht über sich.

Gebetskreuzzug zu Ehren der unbefleckten Gottesmutter.

Unter den traurigen Verhältnissen, in welchen sich die heilige Kirche befindet, ordneten die Bischöfe der katholischen Welt besondere Gebete an, um die Gläubigen zur frommen Feier des schönen Festes der unbefleckten Empfängniß einzuladen.

Der Invito sacro, den der Kardinalvicar an die Römer richtete, sagt:

„Das im Paradiese vom Ewigen verheißene Weib, auf welches die sündhafte und unglückliche Erde Jahrhunderte lang wartete; das Weib, zwischen welcher und der höllischen Schlange ewige

Feindschaft bestehen sollte, ist, wie ihr wisset, Maria, die Mutter des Fleisch gewordenen Wortes. Einzig nur zur Ehre des Herrn und zum Heile der Menschheit geboren, demüthigte sie, so oft der verfluchte Satan gegen den Allmächtigen und seine Anbeter sich erheben wollte, seinen Stolz, vereitelte seine listigen Anschläge und trat sein Haupt mit Füßen. Rom, das zu wiederholten Malen durch ihren glorreichen und mütterlichen Schutz gerettet wurde, kann der ganzen Welt und allen Geschlechtern Zeugniß davon geben. Wenn der Teufel sich schmeichelte, Rom in einen Schauplatz von Sacrilegien und Aergernissen verwandelt zu sehen; wenn er für das Schauspiel der Frömmigkeit, welches diese Stadt zu der Zeit darbot, wo der Pabst das Dogma der unbefleckten Empfängniß verkündigte, Rache zu nehmen hoffte, so würde Maria ganz gewiß ihre Lieblingsstadt nicht verlassen.

„Um diese Hilfe zu erlangen, wenn es glänzender Wunder bedarf, welche den unfehlbaren Beistand Gottes in Betreff der unsterblichen Kirche und die vorsehende Hand bezeugen, die er stets über die Stadt Rom ausstreckte, so oft es sich um die zeitlichen Interessen des hl. Stuhles handelte, sollen wir dieses Jahr die Vorfeier und das Fest der unbefleckten Empfängniß Mariens mit frommen Gesinnungen begehen und die Werke der Andacht und Heiligkeit mehren.

„Die neuntägige Andacht wird auf Befehl des hl. Vaters erlaubt in allen Kirchen, welche der seligsten Jungfrau geweiht sind, in allen Pfarrkirchen, wie auch in nächtlichen Oratorien, welche von den Menschen besucht werden; und überall, wo diese Uebungen gehalten werden wollen, wird man der unten verzeichneten geistlichen Gnaden theilhaftig.

„Die Abläße sind: einen vollkommenen gewinnt, wer wenigstens fünfmal den Andachten beiwohnt, und am Feste oder während der Octav beichtet und communicirt; einen Ablaß von 7 Jahren

und ebenso vielen Quadragenen täglich, so oft man beiwohnt und für die gegenwärtigen Bedürfnisse der Kirche und nach den Meinungen Seiner Heiligkeit betet.

„Um die Zahl der Gebete unter den gegenwärtigen Umständen zu mehren, ordnet der hl. Vater außer der neuntägigen Andacht an, daß während derselben und am Feste selbst die berühmtesten und verehrtesten Bildnisse des Gekreuzigten und der seligsten Jungfrau enthüllt und zur öffentlichen Verehrung ausgestellt werden sollen; für jeden Besuch ist ein Ablaß von 300 Tagen verliehen.

„Verrichten wir diese religiösen Uebungen mit vollem Vertrauen. In Vereinigung mit den andern Gebeten, welche schon für das Heil Roms angestellt wurden, werden sie sicherlich in dem Augenblick, wo uns Hilfe am nöthigsten ist, nicht ohne Nutzen und Wirksamkeit sein. Beten wir noch mehr; beten wir mit lebendigem Schmerz über unsere Sünden, mit dem Vorsatz, uns zu bessern, voll Eifer für die Ehre Gottes; beten wir, ohne müde zu werden. Wenn das Maß der Verbrechen der Gottlosen noch nicht voll ist, so ist vielleicht auch das Maß der Gebete, welche ihre Bekehrung oder ihre Niederlage erlangen sollen, noch nicht voll. Beten wir mit noch größerem Vertrauen als früher; denn, so versicherte neulich der hl. Vater im Vatikan, wenn die menschliche Hilfe ausbleibt, so kommt Hilfe von oben. Beten und schaaren wir uns um Maria, wie die Bethuliten um Judith, und ganz Israel um Debora. Beten wir! Zu unserem Troste möge uns die Erwägung genügen, daß der bürgerliche und sociale Ruhm der katholischen Kirche heut zu Tag, Römer, mit eurer Sicherheit zusammenfällt. Es ist, die Wahrheit zu sagen, ein großes Glück für ein Volk, es ist Roms Glück, dieser privilegirten Stadt, daß es die Feindschaften, die Kämpfe, den Widerstand und den Triumph mit Gott theilen darf."

Das Wort der französischen Bischöfe:

Die Bischöfe im katholischen Frankreich beeilten sich, dieses Beispiel nachzuahmen. Da wir nicht, wie wir gerne möchten, die schönen, soeben veröffentlichten Pastoralunterweisungen alle hier mittheilen können, wollen wir wenigstens einige Auszüge davon hier folgen lassen:

Der Bischof von Tours sagt:

„Möge einem alten Bischofe, der die Ehre und den Ruhm seines Vaterlandes stets leidenschaftlich liebte, in diesem feierlichen Augenblick die Erinnerung gestattet sein, daß das Patrimonium des hl. Petrus den Päbsten zur Sicherung ihrer Unabhängigkeit von Frankreich geschenkt wurde; es ist eine Art unveräußerlichen Leibgedings, das die älteste Tochter für ihre Mutter, die römische Kirche, festsetzte. An dem Tage, wo Frankreich es zuließe, daß der Fremde seine Hand nach diesem geheiligten Gute ausstreckte, würde es alle seine edelsten Traditionen leugnen und sich der Gefahr aussetzen, die Hochachtung und die Sympathien aller Katholiken der Welt zu verlieren.

„Jede Nation erfüllt hienieden eine Mission, welche die Vorsehung ihr anweist. Wir haben die größte und edelste von allen erhalten, nämlich die Mission, die christlichen Ideen, welche der höchste Ausdruck und das kräftigste Werkzeug der Civilisation sind, überall zu verbreiten. Unsere Annalen sind mit der glorreichen Erzählung der Thaten der französischen Monarchie für Gott und seinen Stellvertreter angefüllt. Der hochherzige Schutz, den wir zu allen Zeiten dem hl. Stuhle angedeihen ließen, hat uns unter allen Völkern der Erde Freunde und Brüder gewonnen. Unser Uebergewicht entspringt großentheils aus dieser Ursache. Das ist die beständige und unveränderliche Tradition unserer Geschichte.

„Wenn wir das mit Recht „Thaten Gottes durch die

Franken" betitelte Buch schließen wollen, wenn die in den verflossenen Jahren von uns gegen den hl. Stuhl beobachtete Stellung das letzte Blatt dieses mit zögernder und unsicherer Hand geschriebenen Buches sein soll, so ist Frankreich ohne Zweifel Herr seiner Entschließungen. Aber es vergesse nicht, daß, wenn ein Volk sein Geschick erfüllt hat oder seine Mission zurückweist und verschmäht, man sich nicht wundern darf, wenn es mit diesem Volke auf die Neige geht, wenn es schwach wird und von dem Schauplatz verschwindet; denn das ist providentielles Gesetz der Nationen."

Der ehrwürdige Prälat brandmarkt jene Leute, welche gegen die Feinde der Kirche unaufhörlich Mäßigung predigen.

„Solche Christen einer neuen Art, die sich unter die besten rechnen, scheinen sich die Aufgabe gestellt zu haben, das Gewissen der Katholiken einzuschläfern. Sie erschrecken bei dem kleinsten Geräusch; sie erblicken überall Frieden, während doch nirgends Friede ist. Nach ihnen hat die Kirche nichts zu fürchten, so lange ihre Diener Stillschweigen beobachten werden. Die Mäßigung in der Ausdehnung, wie sie von ihnen genommen wird, ist das Heilmittel für alle Uebel; sie ist die große, die einzige Tugend, welche alle anderen ersetzt. Solche Menschen hatte Christus im Auge, als er zu seinen Jüngern sagte: Hütet euch vor den falschen Propheten, die in Schafskleidern zu euch kommen.

„Gewiß, man muß die Mäßigung lieben und hochschätzen; sie gehört wesentlich zum priesterlichen Charakter und zur Leitung der Seelen. Ich kenne nichts Schöneres und nichts Heiligeres. Sie ist die höchste Macht, welche der Mensch über sich selber ausübt, und gleichsam ein Ausfluß der göttlichen Weisheit.

„Aber was für eine Gemeinschaft besteht zwischen dieser zum Erfolg unserer Mission so nothwendigen Tugend und zwischen der Mäßigung, die uns jene Menschen predigen, welche gegen die Rechte der Kirche voll Haß und Eifersucht sind? In ihren Augen

ist der Bischof oder Priester gemäßigt, welcher, die Pflicht eines behutsamen und eifrigen Wachpostens vergessend, beim Herannahen des Feindes ein sündhaftes Stillschweigen beobachtet; welcher nie ein energisches Wort zu finden weiß zum Kampf gegen Laster und Gottlosigkeit, noch einen Ausdruck gerechter Entrüstung gegen die Unterdrücker der Gerechtigkeit und gegen die Verfolger der Kirche. Diese Art von Mäßigung, die nichts Anderes wäre als eine unwürdige Feigheit und der Verzicht auf unsere göttliche Mission, wird von den wahren Jüngern und Dienern Jesu Christi niemals in Anwendung gebracht werden.

„Unsere größte und allerwirksamste Hilfe besteht endlich im Gebet. In dieser unheilvollen Zeit müssen wir viel und mit großem Eifer beten. Gott ist Herr über die Herzen; er leitet alles, und ohne seinen Willen oder ohne seine Zulassung geschieht nichts. Als der hl. Petrus, das erste Oberhaupt der Kirche, im Gefängnisse lag, beteten alle Gläubigen um seine Befreiung, und sie wurden erhört. Jetzt, wo unser geliebter Pabst Pius IX. nicht für seine Person, sondern für seine apostolische Macht und für die Freiheit seines Amtes mit Ketten und Banden oder mit dem Exil bedroht ist, wollen wir zum Himmel unsere glühenden Bitten erheben und zum Herrn flehen, daß er diese bösen Tage abkürze, daß er der hl. Kirche Frieden und Sicherheit verleihe, damit sie ihre milde und wohlthätige Mission unter den Völkern fortwährend erfülle.

„Es wird, das muß ich zum Schlusse sagen, ein schmerzliches, für das christliche Europa und besonders für Frankreich, die älteste Tochter der Kirche, demüthigendes Schauspiel werden, wenn der Pabst zur Rettung seiner Unabhängigkeit nebst der Last seiner 75 Jahre, die Bürde der ungerechtesten Verfolgung in die Verbannung tragen muß. Aber diese grausame Prüfung, wenn Gott sie zuläßt, wird nicht unbelohnt bleiben.

„Ein Philosoph des Alterthums stellte gerne über den Kampf des Gerechten mit dem Haß des Bösen Betrachtungen an; etwas Größeres und der menschlichen Hochachtung Würdigeres konnte er sich nicht denken. Dieses Gemälde in seiner ganzen Erhabenheit wird nun die Welt zu schauen bekommen.

„Die Leiden des Stellvertreters Jesu Christi werden als ein Sühnopfer für die Verbrechen und alle Verderbniß unserer Zeit zum Himmel emporsteigen.

„Das Beispiel seines Muthes wird die Thatkraft der ängstlichen Seelen, welche nur zu oft durch den Triumph der Ungerechtigkeit und der Gewalt geärgert werden, wieder aufrichten; sein ruhiger und standhafter Widerstand wird für viele Geister, in denen die Begriffe von Recht und Wahrheit abgeschwächt und fast ganz erloschen sind, eine heilsame Lehre sein.

„Aber, heiligster Vater, wenn die Großen und Mächtigen dich im Stiche lassen, so werden die Kleinen und Schwachen mit dir sein. Was auch kommen mag, wohin dich auch die Wogen der Verfolgung tragen werden: alle deine Kinder, die Bischöfe, die Priester, die wahren Christen werden dich mit den Huldigungen ihrer Liebe und Treue umgeben. Du wirst die Sympathien aller rechtschaffenen Leute für dich haben; denn sie wissen, daß, wenn du leidest, es nur darum geschieht, weil du in deiner geheiligten Person und in deinem Amte die Sache alles dessen, was auf Erden gut, gerecht und ehrbar ist, repräsentirst."

Mgr. Mermillod veröffentlichte ebenfalls einen beredten Hirtenbrief, dessen Schluß wir hier anführen.

„Wundern wir uns nicht, daß über das Oberhaupt der Kirche so viele Demüthigungen und Leiden hereinbrechen. Pius IX. wußte, als er den päbstlichen Thron bestieg, daß die Würde des Pabstes ein Martyrerleben ist; er wußte, daß aller Zorn, aller Verrath und alle Undankbarkeit, wie der Herr es vorhergesagt, an der Per-

son des Oberhauptes der Kirche sich erfüllen werde; er wußte, daß der Stellvertreter Jesu Christi an seinem Leiden theilnehmen, seinen Kelch trinken und sein Kreuz tragen muß; er wußte, daß jeder Gläubige, jeder Priester, jeder Bischof, und noch mehr der Fürst der Bischöfe an sich die ernsten Worte des Evangeliums in Erfüllung gehen sehen werde: „Ihr werdet gehaßt werden um meines Namens willen."

„Pius IX. kennt die Schmerzen, der Weg in die Verbannung ist ihm nicht fremd; und zu dieser Stunde, wo man von ihm unter den verfänglichsten Formen neue Zugeständnisse verlangt, spricht sich der Stellvertreter Gottes mit einer lichtvollen Energie aus, wodurch die Arglist der Mächte aus der Fassung gebracht wird, gleichwie sein sanfter und unüberwindlicher Widerstand der Gewalt Staunen abnöthigt.

„Durchgehen wir unsere alten Urkunden der Kirchengeschichte, hören wir auf das Wort unserer Lehrer: die Thatsachen und Lehren werden uns überzeugen, daß die Braut Jesu Christi, wie ihr Meister, ihren Glauben bewahrend und Wohlthaten ausstreuend, zwischen den Verführungen hindurchging, die sie zu verderben suchten, und zwischen Drohungen, die sie zerstören wollten.

„Die Menschen unserer Zeit scheuen sich, offen als Verfolger aufzutreten, obgleich sie sogar Bischöfe verbannen; aber sie wollen unter dem Deckmantel einer lügnerischen Toleranz die Prinzipien vernichten und die Seelen nach und nach in glänzende Irrthümer hineinführen.

„Unsere Tage sind Tage voll von Stürmen und Ungewißheiten; die Völker sind unruhig und die Gesellschaften in einer Umgestaltung begriffen. Im dunkeln Schooß der Gegenwart sollen die Katholiken nicht vergessen, daß das Pabstthum allein die Lichtsäule ist, welche den Weg der Menschheit erhellt. Wir erachten es für nützlich, daß wir die Worte des hl. Hilarius, jenes unermüd-

lichen Vertheidigers der Wahrheit und Freiheit der Kirche, uns vor Augen halten; obgleich seit seinem Tode ungefähr vierzehn Jahrhunderte verflossen sind, so gelten doch die Lehren, die er ertheilte, auch noch für unsere Zeit:

„Die Zeit zu reden ist gekommen, denn die Zeit des Schwei„gens ist vorbei. Wir müssen auf Christum warten, denn die „Herrschaft des Antichrists hat angefangen. Die Hirten sollen „ihren Ruf erschallen lassen, denn die Miethlinge haben die Flucht „ergriffen. Geben wir unser Leben für unsere Schafe, denn die „Diebe sind eingedrungen, und der Löwe geht wüthend unter uns „umher. Gehen wir dem Martyrertod entgegen, denn der Satans„engel hat sich in einen Engel des Lichtes verkleidet.

„Warum, allmächtiger Gott, hast du mich nicht zur Zeit „eines Nero und Decius geboren werden und mein Amt verwalten „lassen? Voll vom Feuer des hl. Geistes hätte ich, in der Erinne„rung an den entzwei gesägten Isajas, die Folter nicht gefürchtet; „im Gedanken an die jüdischen Jünglinge, welche mitten in den „Flammen ein Loblied anstimmten, wäre ich vor dem Feuer nicht „zurückgebebt; weder das Kreuz noch das Zerschlagen der Glieder „hätte mich geschreckt, im Andenken an den Schächer, der nach „einer ähnlichen Todesstrafe ins Paradies versetzt wurde; die „Abgründe des Meeres, die Wuth der Wogen hätten meinen „Muth nicht geschwächt; denn das Beispiel des Jonas und Pau„lus würde mich belehrt haben, daß unsere Gläubigen auch unter „den Wellen leben können.

„Gegen deine geschworenen Feinde hätte ich mit Glück ge„kämpft; denn es wäre mir unzweifelhaft gewesen, daß sie, die „mich durch Martern, mit Feuer und Schwert zur Verleugnung „deines Namens zwingen wollten, wahre Verfolger seien. Um dir „Zeugniß zu geben, hätte unser Tod allein genügt. Offen und „mit Vertrauen hätten wir gegen diejenigen gekämpft, welche dich

„leugnen, gegen Schergen, gegen Mörder; und unsere Gläubigen, „durch die Oeffentlichkeit der Verfolgung unterrichtet, wären bei „dem Opfer, das dir Zeugniß gibt, uns als ihren Führern und „Oberhäuptern nachgefolgt.

„Aber heut zu Tage haben wir zu kämpfen gegen einen ver„mummten Verfolger; gegen einen Feind, der uns schmeichelt, der „für uns nicht Schläge, sondern Liebkosungen hat; der seine Opfer „nicht ächtet, um ihnen das Leben, sondern sie mit Reichthümern „überhäuft, um ihnen den Tod zu geben, der ihnen nicht die Frei„heit der Gefängnisse verleiht, sondern ihnen in seinen Palästen „eine Sklaverei der Ehre schenkt; der nicht die Seiten zerfleischt, „sondern die Herzen angreift; der nicht mit dem Schwert das „Haupt vom Rumpfe trennt, sondern die Seele mit Gold tödtet; „der keine Edicte veröffentlicht, um zum Feuertod zu verurtheilen, „sondern für jeden das höllische Feuer anzündet. Er streitet nicht „aus Furcht, besiegt zu werden, sondern er schmeichelt, um zu „herrschen; er bekennt Christum, um ihn zu verleugnen; er ver„schafft eine falsche Einheit, damit es keinen Frieden gebe; er „wüthet gegen gewisse Irrthümer, um die Lehre Christi besser zer„stören zu können; er ehrt die Bischöfe, damit sie aufhören, Bischöfe „zu sein; er baut Kirchen, und ruinirt den Glauben."

„Was ein großer Bischof gegen den Arianismus verkündet, das mögen die Christen wohl fassen und unter allen Umständen auf der Höhe ihrer Pflichten zu stehen wissen; die gemeinen Verführungen sind ebenso gefährlich wie die Schmeicheleien der Fürsten; die Wahrheit ist überall in Gefahr."

Die Thränen Pius' IX.

Im folgenden Abschnitt werden unsere Leser die männliche Beredtsamkeit eines würdigen Nachfolgers des hl. Hilarius, nämlich des Mgr. Pius, erkennen:

„Sie sehen, meine lieben Mitbrüder, an Ihre Religion, an Ihre Frömmigkeit appellirt der Stellvertreter Jesu Christi, und wir mit ihm. Wir bitten um Ihre Gebete, um Ihre Werke der Gottseligkeit und der Buße; nicht an Ihr Gefühl wenden wir uns, nicht Thränen und Seufzer wollen wir Ihnen entlocken. Haben die traurigen Spötter, die selbst die Majestät des Alters und des Unglücks nicht zu achten wissen, haben sie nicht die Erfindung gemacht, daß wir eine gute, höchst tragische Legende für die nervösen Frauen fabriciren wollten, und daß wir Sie würden zu rühren suchen, indem wir zu Ihnen sagten: Der arme Pabst, er weint. Gewiß, wenn Pius IX. den Weg in die Verbannung geht und seine 75 Jahre in ein fremdes Land trägt, so ist das ein Schauspiel, das mehr als ein Herz rühren könnte. Aber der großmüthige Pabst hat niemanden das Recht gegeben, seine Seelenstärke zu leugnen, und die Voraussetzung, als sei er über sein eigenes Unglück betrübt und gerührt, ist eine unbegründete Unbild gegen ihn. Denen, die über sein und des Pabstthums Schicksal weinen würden, könnte Pius IX. auf dem Kreuzweg nach Golgatha antworten, wie Christus den Töchtern Jerusalems antwortete: „Weinet nicht über mich, sondern weinet über euch selbst und über eure Kinder!“ Ja, der Grad der Erniedrigung, auf welchen die Welt herabsinken mußte, damit es mit der Hauptstadt der Christenheit aufs äußerste kommen konnte; der Verzicht von Seiten großer Nationen auf ihre eigene Würde und Sicherheit, die gegenwärtige Schmach und die künftigen Mißgeschicke, die sie auf ihre Häupter geladen haben; der Unstern, welchen die an die Stelle der Herrschaft des moralischen Rechtes gesetzte Herrschaft der Waffengewalt dem neuen Geschlechte aufbewahrt; das sind lauter Dinge, über welche man wohl seufzen und unruhig werden darf.

„Der arme Pabst! er weint!“ Ja, vielleicht; denn die heil. Schrift sagt uns, Jesus habe wenigstens dreimal geweint, und es

ist dem Stellvertreter nicht verwehrt, seinem Herrn nachzuahmen. Jesus weinte über einen Freund, der schon vier Tage im Grabe lag; und Pius IX. kann auch weinen über die Ehre von mehr als einem Volke, das der römischen Kirche immer theuer, aber jetzt an Händen und Füßen gebunden ist und das Gesicht mit einem Schweißtuch bedeckt hat bis auf den Tag, wo es Jesu Christo gefallen wird, es von seinen Banden zu befreien. Ein anderes Mal weinte der Heiland, als er sich Jerusalem näherte und die Stadt sah; und Pius IX. kann auch über mehr als eine undankbare und verbrecherische Nation Europas Thränen vergießen und sagen: „O wenn doch du es erkannt hättest und zwar an diesem deinem „Tage, was dir zum Heile dienet. Nun aber ist es vor deinen „Augen verborgen; darum werden Tage der Trauer über dich „kommen.“ Endlich wissen wir vom hl. Paulus, daß Jesus, als er mit seinem Angesicht auf der Erde lag, mit Thränen zu seinem Vater gerufen habe; und wir würden uns nicht wundern, wenn Pius IX., voll Entsetzen über die Verbrechen dieser Stunde, nachdem er vor seinem Crucifix sich niedergeworfen, mehr als einmal, das Angesicht in Thränen gebadet, aufstehen würde.

„O möchten die Gebete, das Flehen, das Rufen, die Thränen des Stellvertreters Jesu Christi, in Vereinigung mit der Todesangst Christi, zum Herzen dessen gelangen, der uns vom Tode erretten kann, und um der Verdienste Jesu Christi willen die Befreiung der Gesellschaften und das Heil der Nationen erlangen, die noch tiefer gedemüthigt und noch mehr bedroht sind, als die Kirche selber! Möge die unbefleckte Jungfrau, die Mutter Gottes und der Menschen, die Königin des Himmels und der Erde, die Bitten und Seufzer hören, welche wir 40 Tage hindurch zum Throne ihrer Macht und Liebe emporschicken wollen! O makellose Jungfrau! sei die Helferin dessen, der zu deiner Ehre so viel gethan hat. O Königin, die du immer Erhörung findest: rufe den

Herrn an, rede für uns mit dem König und erlöse uns von dem Tode. Amen. So sei es!"

Bitten des Bischofs von Nîmes.

Wir können die Citate aus den Briefen unserer Bischöfe nicht besser schließen, als mit dem herrlichen Auszug aus der letzten Pastoralinstruction des großen Bischofs von Nîmes, dessen Verbreitung sich alle guten Katholiken zur Pflicht machen.

„Gewisse Politiker versuchten es einst, die unbeugsame Treue des alten Eleazar, von welchem im zweiten Buche der Machabäer die Rede ist, zu beugen; sie gaben ihm den Rath, er sollte, um dem Tode zu entgehen, sich stellen, als käme er dem Verlangen des Tyrannen nach. Er aber dachte, wie die Schrift erzählt, an die hohe Würde seines greisen Alters, an den angestammten Adel seines weißen Haares, an den reinen Wandel von Jugend auf, und wollte einen so gräulichen Schandfleck nicht auf sein Alter bringen. Den Tod einer so unwürdigen Heuchelei vorziehend, rief er aus: „Ich will starkmüthig das Leben verlassen, so werde ich „meines Alters würdig erscheinen und den Jünglingen ein helden„müthiges Beispiel hinterlassen." So wird auch Pius IX. handeln, wenn die Umstände es ihm befehlen. Er ist der alleinige Richter über das Maß der Unabhängigkeit und Freiheit, dessen er bedarf. Sobald er sie für gefährdet oder bedroht halten wird, wird er für sie muthig eine Zufluchtsstätte suchen, und wäre es auch an den äußersten Enden der Erde. Ihr werdet ihn mit euren Rathschlägen des Vertrauens und der Mäßigung nicht aufhalten können. Die Majestät seiner 75 Jahre, das Diadem seiner weißen Haare, deren Glanz so schön zum Glanze der Tiara sich fügt, seine lange vier und zwanzigjährige Regierung, während welcher er trotz der Schlingen, die ihm der Rationalismus oder die Revolution

legte, um seine Wachsamkeit einzuschläfern oder seine Anatheme aufzuhalten, schonungslos alle Irrthümer verdammte: dies alles setzt eine Festigkeit voraus, die ihm alle Ehre macht. Ein neuer Eleazar, wird er, wenn es sein muß, Rom verlassen, um sich seines Alters würdig zu erweisen; er wird durch sein Exil unseren schwächlichen Geschlechtern ein Beispiel von Stärke geben, das nicht am unrechten Orte ist, und die Usurpatoren, welche seine Stelle eingenommen, werden über die unermeßliche Leere, die er zurückläßt, verblüfft sein, bis die Flüche der Welt sie aus ihrem Schrecken aufrütteln und die Vorsehung sie aus der Stadt verjagt, deren Boden keinen andern Thron mehr tragen kann, als den Thron der Nachfolger des hl. Petrus.

„O Rom, schon so oft zur Wittwe geworden, wirst du denn bald wieder zum Wittwenstand verurtheilt werden? Die Entfernung deines Gemahls war immer ein Unglück für dich. Schon im zwölften Jahrhundert nach der gezwungenen Abreise Eugens sprach der ehemalige Lehrer dieses Pabstes, der hl. Bernard, der unsterbliche Abt von Clairvaux: „O Rom! was bist du jetzt anders „als ein verstümmelter Körper, ohne Kopf, ohne Augen, mit zer„schlagener Stirne, das Angesicht mit Finsterniß bedeckt? Oeffne, „elende Stadt, öffne deine Augen wieder und betrachte die Ver„wüstung, die schon auf dir lastet. Wie ist auf einmal deine so „strahlende Herrlichkeit verdunkelt worden? Wie ist die Herrin der „Nationen und die Königin der Provinzen zur Wittwe geworden?" O Rom! jedes neue Exil bringt dasselbe Unglück in deinen Mauern hervor. Du wirst ihm in einigen Tagen nicht entgehen, wenn der große Pabst, welchem du so viel Dank und Liebe schuldig bist, fortgeht, um an fremden Gestaden die Freiheit zu suchen, welche ihm der Vatikan nicht mehr gewähren wird. Deine Monumente werden sich für immer in Trauer hüllen; die Neugierde kann dir dann noch einige seltene Besucher zuführen, aber die Religion der

Völker wird sich von dir, als von einem durch Vatermord entweihten Orte, abwenden. Möge dich der Himmel vor einer solchen Verlassenheit bewahren, die nicht nur ein Unglück, sondern auch eine Schmach wäre!

„Und du, verehrtes Oberhaupt der Kirche, wirst du es mit traurigem Blicke ansehen müssen, wie an den beiden Enden deines Reiches die zweimal siegreiche Revolution sich auf den entehrten Hügeln des neuen Jerusalems niederläßt? Die zweite Trostlosigkeit würde deinem Herzen noch schwerer fallen, als die erste. Vor achtzehn Jahren war die Demagogie allein, von den Königen mißbilligt und von den Völkern verflucht. Jetzt würde sie an der Hand eines von allen Regierungen anerkannten Königs in jenes Rom einziehen, aus welchem sie von Frankreich vertrieben wurde. Und dieser König, ein Sohn Karl Alberts, ein Mitglied des berühmten Hauses Savoyen, das der Kirche so viele Heilige, dem hl. Stuhl so viele ergebene Diener geschenkt hat, würde die berühmtesten unter den Verschworenen, die dich einst zwangen, als Flüchtling den Weg nach Gaëta einzuschlagen, in seinem Gefolge haben. Und diese Männer würden als Deputirte, als Senatoren, als Generäle, als Minister, mit Orden und Ehren beladen, auf das Capitol hinaufgehen. Und Angesichts eines solchen Attentates, dessen Straflosigkeit die Einweihung des Rechtes der Gewalt und Anarchie zur Regierung der Welt sein würde, bliebe Europa stumm oder wenigstens unbeweglich. O mein Gott, wenn es möglich ist, so laß diesen bittern Kelch an unserem Vater vorübergehen, und wir hoffen, daß Frankreich in deinem Namen dieses Wunder wirken wird. Wenn es aber in deinen Rathschlüssen liegt, daß dieser neue Kelch mit Essig und Galle dem Stellvertreter deines Sohnes gereicht werden soll, so beschütze du sein erhabenes Unglück liebevoll. Wir sind überzeugt, daß deine Gnade und sein Charakter ihm, vor dem Sturm, eines Pabstes und eines Königs

würdige Entschließungen dictiren werden. Aber bedecke sein mit so vielen Jahren des Ruhmes gekröntes Haupt mit deinem guten Willen wie mit einem schützenden Schild. Befiehl deinen Engeln, daß sich ihre Legionen um seine geheiligte Person schaaren und ihn auf allen Wegen behüten, die er gehen wird, um mit der Ehre seines Alters die Unabhängigkeit seines Amtes, die Freiheit der Seelen und das Heil der Gesellschaft zu retten. Und während du ihm in den Tagen der Trübsal hilfreich zur Seite stehest, gestatte uns mit den Propheten die Hoffnung, daß der Aufenthalt der Usurpatoren in der heiligen Stadt nur so lange dauere, als der brausende Strom, der schnell vorüberfließt; daß die Feinde deines Christus und seines obersten Stellvertreters auf Erden, wie alle, deren Nachahmer sie sind, in die Finsterniß einer unauslöschbaren Schmach und einer ewigen Verachtung zurückgestoßen werden; und daß sie endlich, nachdem sie sich bei dem Bankett eines übernächtigen Sieges berauscht haben, die Erfolge und Träume ihres gottlosen Ehrgeizes dahinschwinden sehen, wie trockenes Stroh von der Wuth der Feuersbrunst verzehrt wird.

Schöne Antwort Pius' IX.

Die Göttlichkeit der Kirche glänzte noch nie in hellerem Lichte, als in unseren Tagen, und ihre Feinde, welche in thörichtem Uebermuthe ihr den Untergang geschworen hatten, mußten nur wider ihren Willen dazu beitragen, daß sie gereinigt, daß sie vor Gott und den Menschen schöner und größer wurde. Welch ein Kampf seit zehn Jahren! und mit welcher Energie, mit welcher Standhaftigkeit, mit welchem Erfolge wurde er nicht bestanden! Alle Kräfte kehrten sich gegen die Unabhängigkeit des Oberhauptes der Kirche, die materiellen Kräfte wie die Mächte der Verleumdung und der Treulosigkeit, und die Unabhängigkeit des Oberhauptes

der Kirche besteht, und es stellt sich immer deutlicher heraus, daß sie für den Katholicismus, für das ganze Christenthum, für die Civilisation, für die Freiheit eine Nothwendigkeit ist; denn jene würde sich selber zu Grunde richten, und diese mit der Wahrheit aus der Welt verschwinden, wenn der Mund, der die Wahrheit verkündigt und die Moral vertheidigt, für immer geschlossen werden könnte. Es gibt keine Lüge, die nicht aufgedeckt, und keinen Irrthum, der nicht widerlegt worden wäre; und trotz so vieler Verführungskünste, trotz so vieler Verfolgungen, vermochten die Feinde der Kirche doch noch keinen bedeutenden Abfall zu Stande zu bringen. Einige unglückliche Priester schlossen sich der Revolution an: sie verloren sofort alles Ansehen; und die auf eine Spaltung in der Kirche gehofft hatten, wurden bis jetzt in ihren Hoffnungen getäuscht. Ist das nicht ein wunderbares Schauspiel? In dem aufgewühlten Europa, während die Revolution materiell in Italien siegt, während sie fast überall in den sogenannten aufgeklärten Schichten der Gesellschaft, in den Räthen der Regierungen siegt, während sie Leute in ihrem Dienste hat, die zu allem fähig sind, Leute, die sie durch Concessionen über Concessionen zu beschwichtigen glauben; während sie eine der größten Mächte der neuern Zeit, Rußland, in ihrem Dienste hat, welches ungestraft eine Nation vor den Augen des unbeweglichen Europa hinmorden kann, steht der Herrscher, der sich nicht fürchtet, der Revolution offenen Widerstand zu leisten, der alle Ungerechtigkeiten brandmarkt, und der allein gegen die ungerechte Unterdrückung des Gewissens eines ganzen Volkes Klage erhebt, dieser Herrscher bleibt aufrecht stehen; jeder Act, der seine Macht erschüttern sollte, beunruhigt sofort ganz Europa; jeder Schlag, der gegen seinen Thron gerichtet ist, setzt sogar die Geschäftswelt in Schrecken, und nach ihm richten alle Völker ihre Blicke, um zu erfahren, ob wir

am Vorabend von Kathastrophen stehen, oder ob man Heil hoffen darf, wie ein Schriftsteller sich ausdrückt.

„Man liest im Globe von London am 28. November:

„Gestern Abend leitete Erzbischof Manning die jährliche Versammlung der katholischen Gesellschaft zur Unterstützung von armen Greisen und Kranken.

„Der erste Toast galt dem souveränen Pabste Pius IX.

„Nachdem der Erzbischof diesen Toast ausgebracht hatte, sprach er:

„Was in diesem Augenblick bei allen christlichen Völkern „vor sich geht, ist der beste Beweis dafür, daß die weltliche Macht „des Pabstes trotz allen Hasses der Schlußstein einer bestimmten „bürgerlichen und christlichen Ordnung ist, von welcher das Glück „aller christlichen Staaten abhängt; darüber ist in Frankreich, in „Oesterreich, in Preußen und England nur eine Stimme. Neu- „lich sagte, wie man versichert, eine hohe Person zum hl. Vater, „der Augenblick des Abzugs der französischen Truppen komme „immer näher, und auf ihren Abmarsch könnten sehr ernste Er- „eignisse folgen. „Nach mir die Sündfluth!“ sei das letzte Wort „dieser Person gewesen. Der hl. Vater hätte lächelnd geantwor- „tet: „Die hl. Schrift lehrt uns, daß keine zweite Sündfluth kom- „men wird; ich habe daher nichts zu fürchten.“ Diese wenigen „Worte sind ein Zeichen der Ruhe und Heiterkeit des hl. Vaters, „der nur auf himmlische Macht rechnet, deren Schutz ihn während „eines zwanzigjährigen, mit Prüfungen und Ruhm erfüllten Pon- „tificats aufrecht erhalten hat. Dieses heilige Vertrauen, die „Liebe des hl. Vaters gegen seine Feinde, seine Milde, seine „Offenherzigkeit, die Reinheit seiner Absichten, machen auf alle, „die ihm nahen, einen solchen Eindruck, daß neulich ein alter „Diplomat, Lord Clarendon, der seit einem halben Jahrhundert „bei der politischen Bewegung betheiligt ist, als er vom hl. Vater

„herkam, zu seiner Umgebung sprach: „Ja, das ist der König der „Könige!“

„Der Toast auf den hl. Vater wurde mit größter Begeisterung aufgenommen.“

— Man will das Pabstthum vernichten, und wann war es mächtiger, als in unseren Tagen? Die Gottlosigkeit kann über den Pabst spotten, der mitten unter den größten politischen Unruhen Europas sich, wie sie sagt, mit der Definition eines Dogmas und mit der Canonisation von Heiligen amusirt und betet; aber die Gottlosigkeit kann nicht leugnen, daß dieser Pabst allen ihren Schlägen Widerstand leistet, daß die Fürsten sich über sein Schicksal mehr als über alles Andere beunruhigen, daß die Völker sich mehr mit diesem als mit irgend einem andern Pabste beschäftigen; sie muß es sehen, wie dieser Pabst die Tausende von Bischöfen der katholischen Welt, alle Priester und fast 200 Millionen Gläubige um sich hat, die denken wie er und ihm im Leben und im Tode zu folgen bereit sind; sie kann nicht leugnen, daß Staatsmänner ihn als einen König ansehen, mit welchem man ernstlich rechnen muß, und daß selbst Protestanten seine Macht als die letzte Schutzwehr der christlichen Civilisation vertheidigen. Wem verdankt er diese einzige Stellung in der Welt? Wir sagen, er verdankt sie Gott, welcher seine Kirche auf einen unerschütterlichen Felsen gründete, und das Pabstthum an die Spitze dieser Kirche stellt. Wir sagen, er verdankt sie der Jungfrau, deren glorreichstes Vorrecht er zum Dogma erhob. Wir sagen, er verdankt sie dem Gebete. Es steht der Gottlosigkeit frei, anders zu denken, als wir, und über unsern Mysticismus zu spotten; aber möchten sie doch für die Macht des Pabstthums eine Ursache angeben, welche mit einer so außerordentlichen Wirkung im Verhältniß steht.

Die neuen Beschützer der Kirche.

Während die Piemontesen unter Mithilfe der Freimaurer sich Roms bemächtigten und den Pabst aus seiner letzten Zufluchtsstätte vertreiben wollen, ladet Pius IX. voll Gottvertrauen, am Vorabend des Tages, wo die französische Armee den ihr von der Vorsehung angewiesenen Ehrenposten verlassen soll, die Bischöfe der katholischen Welt in die ewige Stadt ein, um den prachtvollen Festen beizuwohnen, die dort aus Veranlassung der achtzehnhundertjährigen Feier von Petri Martyrertod, und der Canonisation der Diener Gottes, welche auf die Altäre gestellt werden sollen, abgehalten werden.

Das Einladungsschreiben, vom Kardinalpräfect der hl. Congregation des Concils unterzeichnet, ist vom 8. Dezember, dem Tag der unbefleckten Empfängniß. Wir geben die Uebersetzung desselben:

„Unter den ersten und wichtigsten Pflichten, welche dem apostolischen Amte des Pabstes obliegen, besteht die süßeste darin, daß er den Riten gemäß, die Ehre der Canonisation und einen öffentlichen Cultus in der Kirche den Helden der christlichen Religion zuerkennen kann. Nachdem daher die hl. Ritus-congregation die ihr obliegenden Pflichten in der von den apostolischen Constitutionen vorgeschriebenen Weise erfüllt hat, beschloß unser hl. Vater Pabst Pius IX. nach reiflicher Erwägung der Umstände (wenn, wie man hoffen darf, die Rechte des Allmächtigen den Ausbruch des drohenden Sturmes verhindert) im Monat Juni des kommenden Jahres 1867 zwei halböffentliche Consistorien zu halten. Nach diesen Consistorien wird der hl. Vater, mit der Hilfe Gottes und der seligsten Jungfrau und Gottesmutter Maria, den 29. desselben Monats, am Feste der hl. Apostel Petrus und Paulus, welches dieses Mal wegen der Säcularfeier ihres glorreichen Martyrer-

todes noch freudiger begangen werden wird, durch ein feierliches Decret folgende selige Martyrer, Bekenner und Jungfrauen in das Verzeichniß der Heiligen eintragen:

„1. Den gottseligen Josaphat, Erzbischof von Polotsk der Ruthenen, in Weißrußland, Martyrer.

„2. Den gottseligen Peter von Arbues, aus dem Orden der Regularkanoniker des hl. Augustinus, spanischen Inquisitor und Kanonikus der Metropolitankirche von Saragossa, Martyrer.

„3. Die neun gottseligen Martyrer von Gorkum, verschiedenen Orden und dem Weltklerus angehörig.

„4. Den gottseligen Paul vom Kreuz, Stifter der unbeschuhten Kleriker zum hl. Kreuz und Leiden unseres Herrn Jesu Christi.

„5. Den gottseligen Leonardo von Porto Mauritio, Bekenner, apostolischen Missionär, aus dem Minoritenorden des hl. Franziskus von der strengen Observanz.

„6. Die gottselige Maria Franziska von den fünf Wunden, Profeßjungfrau des dritten Ordens des hl. Petrus von Alcantara, im Neapolitanischen.

„7. Die gottselige Germaine Cousin, eine Jungfrau aus der Diöcese Toulouse.

„Altem Gebrauche gemäß hat daher Seine Heiligkeit mir, dem Präfecten der Congregation des hl. Concils von Trient, den Auftrag gegeben, an die Prälaten der katholischen Welt zu schreiben, um ihnen diese freudige Nachricht zu verkünden und sie in Kenntniß zu setzen, daß es Seiner Heiligkeit sehr angenehm wäre, wenn die Bischöfe, welche ohne Schaden für die ihnen anvertrauten Schafe abkommen könnten und sonst nicht verhindert wären, sich zu gelegener Zeit in diese edle Stadt begeben würden, um den oben erwähnten Consistorien beizuwohnen und Zeugen einer solchen Feier zu sein. Es wird dem hl. Vater zu großer Freude gereichen,

wenn er seine Brüder am nämlichen Orte versammelt und einstimmig Gebete zu jenen Himmelsbürgern emporschicken sieht, welche schon eine unvergleichliche Herrlichkeit genießen, damit diese Heiligen, von solchem Flehen gerührt, in der äußersten Gefahr, welche die bürgerlichen und besonders die heiligen Verhältnisse bedroht, Gott bitten und von seiner Güte den Sieg über den Feind und einen beständigen Frieden für die streitende Kirche erlangen.

„Außerdem muß bemerkt werden, daß der Pabst die Hieherkunft der Bischöfe als eine Erfüllung der in der Bulle Romanus Pontifex enthaltenen Vorschriften Sixtus' V. seligen Angedenkens, die Reise nach Rom und den Besuch der Gräber der Apostelfürsten Petrus und Paulus betreffend, betrachten will, um so mehr, als, wenn je eine günstige Gelegenheit zum Besuch und zur Verehrung der Gräber des hl. Petrus und Paulus, der Väter und Lehrer der Wahrheit, von welchen ein Licht ausströmt, das die Seelen erleuchtet, — sich darbietet, dies dann der Fall ist, wenn das Fest gefeiert wird, welches, wie der hl. Leo der Große sagt, „in der „ganzen Welt ehrfurchtsvoll gefeiert zu werden verdient, aber in „Rom mit ganz besonderer Verehrung und Freude gefeiert werden „muß, damit man da, wo der Tod der Apostelfürsten verherrlicht „wurde, am Tage ihres Martyriums selber mehr sich erfreue."

„Gegeben in Rom in der Congregation des Concils, am Fest der unbefleckten Empfängniß der Mutter Gottes, den 8. Dezember des Jahres 1866."

Wenn man die Namen und Eigenschaften der Diener Gottes liest, welche der glorreiche Pius IX. heilig sprechen will; wenn man die wunderbare Hilfe sieht, welche die Vorsehung der Kirche zu rechter Zeit schickt, so wird man von Staunen hingerissen.

Erscheinen die Heiligen nicht zufällig auf dem Schauplatz dieser Welt, so ist es auch der Zufall nicht, der nach ihrem Tode den Zeitpunkt ihrer Verherrlichung bestimmt. Am Ort der

Auserwählten wie am sichtbaren Firmament eilen auf ein Zeichen des Allerhöchsten die Sterne, die an einem fernen Punkte des Raumes lange verborgen und, so zu sagen, eingeschlafen waren, herbei und rufen: da sind wir, und fangen zu glänzen an, um demjenigen zu gehorchen, der sie gemacht hat.

Zwischen der triumphirenden und der streitenden Kirche, sagt Mgr. Pius, bestehen geheime und bleibende Beziehungen; und wenn Gott neue Kämpfe auf Erden uns bestimmt, dann zeigt er uns fast immer neue Bundesgenossen und mächtige Vertheidiger im Himmel.

Die Socialisten wollen das niedere Volk aufwiegeln, indem sie dasselbe fortwährend an seine Rechte erinnern, ohne daß sie ihm etwas von seinen Pflichten sagen. Pius IX. dagegen erhebt ein armes Landmädchen über alle Mächte dieser Welt.

Bei einer feierlichen Veranlassung sprach Pius IX.: „Meine Freude über den Triumph dieses armen Hirtenmädchens wird noch durch den Gedanken vergrößert, daß Gott ohne liebevolle Absichten kein schwaches und armes Kind auf solche Weise erhöhet. Er will unserer Zeit die Lehren geben, deren sie am meisten bedarf. In der That, zu einer Zeit, wo die ganze Welt dem Geld, dem Vergnügen und der Ehre nachläuft, ist nichts nothwendiger, als daß uns ein in Armuth, Leiden und Niedrigkeit geheiligtes Leben zur Verehrung und Nachahmung vorgestellt werde. Einer durch eitle Systeme der Philosophie und der Wissenschaft in die Irre geführten Zeit muß die wahre Weisheit und die ächte Wissenschaft entgegengesetzt werden, welche Germaine Cousin am Fuße des Kreuzes lernte, und durch die sie zur höchsten Vollkommenheit und zum glänzendsten Triumph geführt wurde!“

Die neuen Beschützer, welche Pius IX. seiner Kirche schenkt, entsprechen den Bedürfnissen der gegenwärtigen Zeitverhältnisse auf wunderbare Weise.

— Die Heiligsprechung des gottseligen Josaphat, der von den russischen Schismatikern gemartert wurde, wird mächtig zur Hebung und Erhaltung des Muthes der polnischen Katholiken beitragen, die einer Verfolgung ausgesetzt sind, welche an die blutigen Tage eines Nero und Diocletian erinnert.

— Durch die Heiligsprechung des gottseligen Leonardo von Porto Mauritio zeigt uns Pius IX. abermals, mit welch festem Vertrauen wir auf den Triumph der Kirche rechnen sollen, welcher der Lohn für die dogmatische Definition der unbefleckten Empfängniß sein muß.

— Während das unglückliche Italien der Willkür der Freimaurer preisgegeben ist, welche nach der Beraubung der Kirchen und Klöster die Ordenspersonen unbarmherzig daraus vertreiben, um sie in Gefängnisse oder in Anstalten für die Narren zu verwandeln, deren Zahl in Schauder erregender Weise alle Tage zunimmt, will dagegen Pius IX. mehrere Angehörige verschiedener Orden, die jetzt von der Halbinsel verbannt sind, um der Welt ganz deutlich den Unterschied zwischen beiden Staaten, zwischen dem Staate Jesu Christi und dem Staate Belials darzulegen, in das Verzeichniß der Heiligen eintragen.

— Die Heiligsprechung der Martyrer von Gorkum wird der Kirche in Holland neue Beschützer schenken, und den Muth der belgischen Katholiken aufrichten, welche von den Freidenkern die ungerechteste und brutalste Verfolgung zu erleiden haben.

— Während endlich die Liberalen uns ohne Unterlaß den Zeitgeist rühmen und in Kraft der Menschenrechte Gewissensfreiheit, Gleichheit aller Religionen und Preßfreiheit verlangen, weiß Pius IX. auf alle diese Bestrebungen keine bessere Antwort zu geben, als daß er den spanischen Inquisitor, den gottseligen Peter von Arbues, der Verehrung der Gläubigen vorstellt.

So geht der große Pabst auf den modernen Fortschritt und

auf die Ideen der liberalen Katholiken ein, welche auf den Principien von 89 reiten und in ihrer falschen Weisheit sich nicht scheuen, über die ganze Vergangenheit der Kirche den Schleier zu werfen, damit die Männer des Tages nicht zurückgeschreckt werden.

„Was die Kirche und die Revolution zu unversöhnlichen Gegnern macht, ist gerade die Principienlosigkeit der letzteren. Gott ist der Urheber und das erste Princip aller Dinge; die Revolution leugnet ihn, sie jagt ihn aus dieser Welt fort, sie verwirft seine Gesetze. Die Achtung vor fremdem Gute ist ein moralisches Princip, dessen Leugnung Diebstahl, Mißbrauch der Gewalt Beraubung der Schwachen ist. Ist die Moral der vollendeten Thatsache etwas Anderes, als die Rechtfertigung aller Verbrechen und die Sanction des Bösen? Nennen Sie das ein Princip? Was wird dann aus den großen Principien des Rechts und der Gerechtigkeit werden, auf denen die christliche Gesellschaft ruht?

„Um sich constituiren zu können, mußte das einige Italien alle Principien des Christenthums verletzen. Begleiten Sie es von der Verletzung des Vertrags von Villafranka an bis vor die Thore Roms, wo es heute sein Lager geschlagen. Sehen Sie, wie es auf Sicilien eine Armee von Banditen wirft, die es in einer Note an die fremden Mächte desavouirt? Sehen Sie, wie es mit vollen Händen den Verrätherlohn austheilt, der ihm die Thore von Neapel und Palermo öffnen soll? Sehen Sie, wie es in den Staaten des Königs von Neapel sengt und brennt und erschießt; wie es ohne Ursache, ohne Kriegserklärung das Gebiet der Kirche angreift, wie es 200 junge Leute, die aus Frankreich und Belgien zur Vertheidigung des hl. Vaters herbeigeeilt waren, bei Castelfidardo hinschlachtet? Sehen Sie, wie es sich auf die Kirchengüter und Ordenshäuser stürzt, die Bewohner derselben verjagt und sogar ihr Mobiliar confiscirt? Sind das die Principien der modernen Gesellschaft, mit welcher der Katholicismus in der Per=

son seines Oberhauptes einen „gesetzlichen und nothwendigen Bund schließen soll?"

Das Giornale di Roma schreibt unter dem 14. Dezember:

„Die Frömmigkeit des irländischen Volkes, welche durch den Gedanken an die Leiden des hl. Vaters neue Anregung bekam, zeigte sich in dem öffentlichen Gebet, welches der irländische Episcopat anordnete, und in der Beisteuer zum Peterspfennig auf die glänzendste Weise. Die Bischöfe von England und Schottland folgten einem so erbaulichen Beispiele. In der That ein rührendes Schauspiel, das vom katholischen England und besonders von London, wo die Gläubigen so massenhaft in die verschiedenen Kirchen strömten, daß die bei dieser Gelegenheit angeordnete Procession nicht gehalten werden konnte, der Welt gegeben wurde!

„Es machte selbst auf die Protestanten großen Eindruck, und es ereignete sich folgender Vorfall:

„Den 5. November, an dem in England durch die öffentlichen Demonstrationen gegen die Katholiken berüchtigten Tag, erhielt der Erzbischof von Westminster einen anonymen Brief, in welchem er zu seiner großen Verwunderung eine Banknote im Werth von 12,000 Fr. vorfand. In dem Briefe stand, die fragliche Summe sei der Ertrag von vieljährigen Ersparnissen; der Uebersender, durch den am Rosenkranzfest verlesenen Hirtenbrief des Erzbischofes gerührt, überschicke sie, ohne seinen Namen nennen zu wollen, zur Unterstützung des hl. Vaters."

Pius IX. und die machiavellistischen Politiker.

Der Monde schreibt:

„Wir haben aus Rom Briefe vom 27. Dezember erhalten:

„Am Weihnachtsfest nach der feierlichen Messe nahm der hl. Vater, dem Gebrauche gemäß, die Wünsche des hl. Collegiums

entgegen. Der Kardinalvikar legte in Stellvertretung des Kardinaldekans den Ausdruck derselben zu den Füßen Seiner Heiligkeit nieder. Der Pabst antwortete im Wesentlichen folgendes:

„Bei dem Sturm, der gegenwärtig die Kirche erschüttert, sind uns die Wünsche, welche uns das heilige Collegium unter so feierlichen Umständen darbringt, sehr angenehm, und die Gefühle seiner Ergebenheit und zarten Ehrfurcht, sind für uns eine Kraft und eine Unterstützung, um die Prüfung zu bestehen, welche die Vorsehung uns auflegt. Wir, die Diener Gottes, die das Glück haben, sich täglich mit dem Brode der Starken zu nähren, wir, die alle Tage beim eucharistischen Mahle durch den Genuß der Lebensspeise die Kräfte stärken können, wir dürfen die Gefahren nicht fürchten, wir dürfen in den Prüfungen nicht zittern, wir müssen unerschrocken die Kämpfe des Herrn kämpfen.

„Wir haben dieser Tage erfahren, daß in Corea mehrere Priester ihr Leben für Jesus Christus hingaben. Möge dieses Beispiel der neuen Martyrer uns stärken und antreiben, daß auch wir jeden Augenblick bereit seien, lieber unser Leben zu opfern, als unseren Pflichten untreu zu werden. Zwar sind wir gegenwärtig nicht in der Lage, den Martyrertod zu erleiden, wie jene Priester in Corea; die Prüfungen, die uns auferlegt sind, sind die Schlingen, die Heucheleien, die Verführungen, die Täuschungen, die teuflischen Kunstgriffe, welche die Feinde der Kirche sich erlauben, um die Kirche zu bekämpfen und deren Rechte und göttliche Vollmachten mit Füßen zu treten. Wir sehen, wie sie mit den schmeichelhaftesten Versprechungen uns entgegenkommen. Wir sehen, wie die Versuchung sich erneuert, welche Jesus Christus vom Satan zu leiden hatte, als dieser zu ihm sprach: „Dies alles will ich dir geben, wenn du niederfällst und mich anbetest.“ Aber nach dem Beispiele unseres göttlichen Meisters müssen wir ihm zu antworten wissen: „Weiche, Satan!“ Ich hoffe, der Sturm, der

über das Schifflein Petri hereinbricht, werde nicht zu heftig werden; wie es aber auch gehen mag, wir müssen bereit sein, größere Beweise von Vertrauen auf den Gott zu geben, der stets im Verhältniß zu der Gefahr seine Hilfe vermehrt: Wo die Noth am höchsten, da ist seine Hilfe am nächsten. Wenn man uns Versöhnung anbietet, wenn man uns den Oelzweig des Friedens reicht, dann werden wir, die Diener des Friedens, die Stellvertreter desjenigen, dessen Haupteigenschaft die Barmherzigkeit ist, uns gewiß nicht lange bedenken, was wir zu thun haben, aber immer unter der Bedingung, daß unsere Rechte unverletzt bleiben, und daß auf die göttliche Einrichtung der Kirche und des hl. Stuhles kein Angriff gemacht werde. Uebrigens setzen wir all unser Vertrauen auf Gott; von Gott erwarten wir Hilfe und Kraft in allen Umständen, mit der Gewißheit, daß er uns immer eingeben wird, wie wir uns zu verhalten, was wir zu sagen und zu antworten haben. Gebe Gott, daß wir alle auf die Allmacht seines Armes Vertrauen genug besitzen, um bei allen Vorkommnissen sagen zu können: „Dominus protector vitae meae, a quo trepidabo *)?“

„Den 27. Dezember, am Tage des hl. Johannes des Evangelisten, des Namenspatronen Seiner Heiligkeit, empfing er einzeln die Glückwünsche der verschiedenen Mitglieder des diplomatischen Corps, und öffentlich im Consistoriumssaal die Glückwünsche der Offiziere seiner Armee. Auf die letzteren, welche vom Waffenminister dargebracht wurden, antwortete Pius IX. in einer Rede, von welcher unser Correspondent nur den Sinn im Allgemeinen mittheilt.

„Der hl. Vater sprach darin zuerst die Freude aus, da er ergebene Offiziere vor sich sehe, welche Ordnung, Gerechtigkeit und

*) Der Herr ist der Beschützer meines Lebens, vor wem sollt' ich zittern?

Religion aufrichtig lieben. Ihre Wünsche kämen von Herzen und würden von Gott erhört werden.

„Sodann ermahnte er sie, daß sie gegen die Schlingen stets auf der Hut und Wache stehen sollten. Alles, sprach er, alles scheint zwar hier ruhig, „aber wie lange wird es dauern? Ist es nicht die Folge einer Taktik? Man wird die Ordnung zu stören suchen. Eine Zeitung sagte, die Revolution werde mit der Entzweiung der Armee beginnen; diese zu bewerkstelligen, sei leicht, da sie aus so verschiedenartigen Elementen zusammengesetzt sei. Allein das ist eine Verleumdung. Die Revolution weiß nicht, oder stellt sich, als wüßte sie nicht, daß die Soldaten dieser Armee von einer und derselben Liebe beseelt sind."

Hoffnungen der Kirche.

Wir führen noch einen schönen Abschnitt aus dem interessanten Buch an: Erinnerungen an die Belagerung von Ankona, von Graf de Quatrebarbes:

„In der Schlacht bei Tolosa de las Navas, wo 30,000 Spanier gegen 300,000 Mauren kämpften, befand sich auch der Erzbischof im größten Handgemenge, mit dem Kreuze in seiner erhobenen Rechten. Als der König von Kastilien ihn erblickte, rief er ihm zu: „Erzbischof, hier müssen wir sterben." Der Erzbischof antwortete: „Nein, Majestät, hier müssen wir leben und siegen." Sieben Jahre später wurden in der Kathedrale von Toledo die Ketten, welche die Christen tragen mußten, aufgehängt, und sie sind noch dort zu sehen. Glauben Sie darum an den Sieg, selbst wenn Sie im September dieses Jahres schon am Fuße des Vatikans oder der Engelsburg der Revolution gegenüberständen. Die ganze Kirchengeschichte müßte Lügen gestraft werden. Die von oben geleitete Stimme des Stellvertreters Jesu Christi müßte sich

täuschen, da er den 7. Juni 1867 alle Katholiken der Welt zur achtzehnten Säcularfeier des Martyrertodes der Apostelfürsten nach Rom einladet. „Nein, heiligster Vater! diese Einladung ist nicht „vergeblich, und Du wirst, wie Du es neulich noch verkündet hast, „zur Zeit dieser großen Reaction der katholischen Welt ruhig und „im Frieden in Deiner Stadt Rom herrschen."

„Nach den Leiden des Kalvarienbergs darfst du die Feste der Erhöhung des hl. Kreuzes schauen. Die von unserem geliebten General gebildete Armee wird Dich bei Deinem Triumph umgeben. Du wirst Deine Zuaven segnen, und dann werden sie, hoch erfreut, daß sie ihre Kinder-, Christen- und Soldatenpflichten bis ans Ende erfüllten, in ihre Familien zurückkehren."

Unsere Hoffnungen gründen sich auf eine Erfahrung von 1800 Jahren; die Hoffnungen der Feinde der Kirche stehen eben dadurch mit der Geschichte im Widerspruch. Wie oft glaubte man schon, dem Pabstthum den Todesstoß versetzt zu haben! Und das Pabstthum existirt immer noch und beherrscht alle anderen Mächte mit der ganzen Ueberlegenheit, welche der Gerechtigkeit, dem Recht und der Wahrheit den elenden Interessen eines Augenblicks gegenüber, innewohnt. Wie oft mußte der Pabst schon Rom verlassen! wie viele Päbste wurden gemartert, verbannt, ins Gefängniß geworfen! Und noch ist der Pabst in Rom. Der Pabst herrscht und regiert wie Christus, dessen irdischen Stellvertreter er ist.

Druck von J. J. Sonderegger in St. Gallen.

das Schöne und Wahre auch aus protestantischen Historikern nicht verschmäht. Am Schlusse findet sich eine genaue Angabe der Quellen, versehen mit guten, kritischen Winken für solche, die weiter forschen wollen. Besonders instruktiv sind die, einen großen Theil der letzten Lieferung bildenden „Schilderungen zur Culturgeschichte", die ein ausgezeichnet treues und klares Bild vom mittelalterlichen Leben und Streben gewähren."

(Monatsblatt 1864, 8.)

„Mit Freuden heißen wir jedes Werk willkommen, in welchem historische Wahrhaftigkeit gewisse, dem Parteiwesen liebgewordene alte und neue Mythen aus dem Glanze der Tradition an das Licht der Geschichte zieht, und als besonders verdienstvoll preisen wir die edle Bemühung, die Resultate gelehrter Forschungen den weitesten Kreisen der Gebildeten zu vermitteln.

Diese Aufgabe hat Dr. A. Schöppner auf sich genommen und in seinen vortrefflichen „Charakterbildern der allgemeinen Geschichte" in ausgezeichneter Weise gelöst, und ich nehme keinen Anstand, diese historische Chrestomathie für die weitaus beste unter allen vorhandenen — und deren Zahl ist nicht klein — zu erklären. Der Standpunkt des Verfassers ist der katholische, entschieden kirchlich positive; die Auswahl der Charakterbilder ist mit pädagogischem Scharfblick getroffen und die Mehrzahl der Schilderungen den Meisterwerken der Geschichtschreibung alter und neuer Zeit entnommen. Geschichtslügen, unbegründete Annahmen und Verleumdungen finden ihre glückliche Widerlegung und in lebhaft anregender Darstellung werden uns Persönlichkeiten, Ereignisse und Culturzustände der Vorzeit geschildert. Ich wüßte nicht gleich ein Buch zu nennen, welches so viel Belehrung und Genuß gewährte und das so sehr geeignet wäre, das Studium der Geschichte angenehm und liebenswürdig zu machen, weshalb ich es sowohl jedem Gebildeten zum Selbststudium, als auch besonders höheren Schulanstalten (Gymnasien) als historisches Lesebuch auf's Wärmste empfehlen möchte."

Ganz besonderen Werth haben die dem Buche in einem Anhange beigefügten „Citate und Bemerkungen", zu denen der Herausgeber recht schön bemerkt, „daß er dadurch keineswegs historische Quellenliteratur verzeichnen, sondern einfach jene Werke nennen wolle, aus welchen Schilderungen und Bruchstücke entlehnt wurden."

So sei denn das Buch in dieser vollkommnern Gestaltung der Geschichte studirenden Jugend, sowie jedem Geschichtsfreunde auf' Wärmste empfohlen.

(Zeitschr. für Erziehung und Unterricht. 1865.)

Druck von J. J. Sonderegger in St. Gallen.